Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an Seinen Freund in Leipzig.

Zweiter Theil.

Leipzig
im Verlage der Dykischen Buchhandlung,
1785.

Lucern, den 27. Juli. 1778.

Hier haben Sie die ersten Zeilen von meiner Reise, liebster Freund, die heute angenehmer und neuer für mich war, als gestern. Wir gingen gestern sehr frühe von Basel weg, und waren um vier Uhr schon in Zoffingen.

Man passirt aus dem Canton Basel in den Canton Solothurn über den sogenannten Hauenstein nach Olten, einem kleinen Städtchen in Solothurn, das außer seiner schönen Lage nichts hat, wodurch es sich empfiehlt. Ich habe diesen Weg schon öfters gemacht, und so fing sich das Neue, für mich, erst hinter Olten an.

Zunächst führt der Weg in einem fruchtbaren Thale, längst der Aar, nach Aarburg, einem kleinen Bernerischen Städtchen, das durch seine Festung berühmt ist, denn sie ist die einzige in der Schweiz. Sie liegt sehr malerisch auf einer Anhöhe, gleich über der Stadt, und kann, wie man sagt, von einigen tausend Mann besezt, eine ganze Armee abhalten, weil hier der Paß an der Aar sehr enge ist. Sie ist mit der Stadt durch eine hölzerne Brücke verbunden, die man abbrennen

kann; der andere Weg geht durch Felsen, die leicht zu bedecken sind. Man betrachtet diesen Paß als einen der wichtigsten in der Schweiz. Die Festung, als künstliche Festung, will sehr wenig sagen; die Berge umher machen den Paß fest, wiewohl ich überzeugt bin, daß heutzutage die Armeen überall hinkommen können. Der Stand Bern hält beständig hier eine kleine Garnison, deren Aufseher Commendant heißt, obschon die Stelle für eine bestimmte Zahl von Jahren, wie eine Landvogtey, vergeben wird. — Die Berner theilen ihre ansehnlichen Stellen im Lande in vier Klassen ein; eine Rangordnung, die blos im größern oder geringern Einkommen der Stelle ihren Grund hat. Man nennt sie mit einem allgemeinen Namen Landvogteyen, obschon verschiedene derselben andere Benennungen haben. So sagt man nicht — der Landvogt von Aarburg, sondern der Commendant; der Stiftsschaffner von Zoffingen; der Hofmeister von Königsfelden u. s. w.

Zu Aarburg lebte viele Jahre Micheli du Crest, ein Mann, der durch mathematische und andere Werke bekannt ist. Er war ein Genfer und wurde aus seiner Vaterstadt vertrieben, weil er in einer der Genfer Unruhen eine thätige Rolle spielte. Er begab sich nach Bern, wo man ihn mit einem mißtrauischen Auge betrachtete, bis

man eine Gelegenheit fand, ihn auf Lebenszeit einzusperren, weil er in dem Aufstande, den einige Bürger der Hauptstadt vor dreißig Jahren gegen den Stand erregen wollten, berathet worden war. Indessen gab ihm der Commendant seine eigene Tafel und eine gute Wohnung. Micheli vertrieb sich seine Zeit mit Lesen und Schreiben, und maß von der Schloßterrasse die Höhe aller der Schneeberge, von denen man da eine lange Kette sieht.

Zu Zoffingen blieben wir, um dieses artige Städtchen näher zu sehen. Es ist nicht ganz klein, aber wenig bevölkert. Ich hätte mehr Menschen da gesucht, weil der Ort viel Handlung treibt. Es sind Leinwand-, Indiane-, Cannefas- und andere Fabriken hier, welche die Einwohner sehr wohlhabend machen. Da es eine der vier Municipalstädte des Cantons Bern ist, so hat es seinen eigenen Rath und Schultheiß, und die Berner dürfen keinen Landvogt dahin schicken. Sie schicken blos zur Verwaltung der Güter der ehemaligen Probstey einen Stiftsverwalter dahin, der in der Stadt wohnt. Sehr befremdend war mirs, eine kleine artig geordnete öffentliche Bibliothek nebst einem Münzkabinet und einigen Antiken da anzutreffen. Die Stadt hat im vorigen Jahrhundert angefangen sie anzulegen, und hat sie immer vermehrt. Jeder Bürger

hat das Recht Bücher davon zu entlehnen. Zofingen liegt nicht so angenehm, wie die übrigen Municipalstädte, welche Brug, Lenzburg und Arau sind. Sie unterwarfen sich 1415 dem Stande Bern, bedungen sich aber aus, ihre eigene Regierung beyzubehalten. Sie stehen also nicht unter einem Landvogte, sondern unter ihrer Stadtobrigkeit, deren Haupt Schultheis heißt, und die unmittelbar von dem Stande, das heißt, der Republik abhängt.

Von Zoffingen kommt man gleich in das Lucerner, dann wieder in das Berner Gebiet, und so nach Sursee, einem mittelmäßigen Orte des Cantons Lucern, der aber durch seine nahe Lage am Sempacher See viel angenehmes hat. Wir gingen von Sursee zehn Minuten lang zu Fuße nach Maria Zell, eine kleine Kapelle am See, wohin viele Wallfahrten geschehen. Hier traf es sich gerade, daß drey Paar Lucerner Bauern sich kopuliren ließen. Wir warteten die Ceremonie ab — und ich sahe mit vielem Vergnügen alle das Eigenthümliche dieser Leute, ihre Ceremonien, ihren Aberglauben, ihre ganze Tracht. Die Bräutigame trugen nebst allen übrigen Mannspersonen, die dabey waren, Degen.

Bey dieser Kapelle nahmen wir ein Schiffchen und fuhren nach Sempach, auf einem über-

aus angenehmen See, dessen Ufer zwar durch Dörfer und Landhäuser nicht so belebt sind, als die manches andern Schweizersees, von dem man aber überall eine herrliche Aussicht hat. — Man sieht da sehr deutlich den Pilatus und Rigi, zwey ungeheure Berge, deren dieser links im Canton Schweiz, jener zur rechten im Canton Lucern liegt, und zwischen beiden in der Mitte Berner, Urner, Unterwaldner und Walliser Schneegebirge. Das Ganze macht ein herrliches Gemälde von Maria Zell, das ich jedem Maler empfehle.

Eine halbe Stunde von Sempach, einem kleinen, garstigen, armseligen Nest, ist das Schlachtfeld, wo 1386 die berühmte Schlacht geliefert wurde, welche den Schweizern ihre Freiheit bestätigte, denn nach dieser Schlacht ließen ihnen die Oestreicher Ruhe. Es waren aber nur damals die sogenannten vier Waldstädte (Lucern, Uri, Schweiz und Unterwalden) und hatten nicht mehr als sechszehnhundert Mann, die Oestreicher hatten siebentausend. Auf der Stelle, wo der Herzog Leopold und der Lucerner Schultheiß, von Gundeling, geblieben sind, hat der Stand Lucern eine Kirche bauen lassen, in der alle Jahr den neunten Juni die ganze Geschichte der Schlacht abgelesen wird. Dieses verbreitet unter den Leuten eine Wärme, einen Patriotismus,

den ich mit Erstaunen gesehen habe. Da ist kein Bauer, der nicht die ganze Geschichte am Nagel zu erzählen weiß, dem nicht das Auge funkelt, sobald man ihn darauf führt. In dieser Kirche ist die ganze Geschichte elend in Fresko gemalt, und in einer Kapelle, die daran stößt, wird Leopolds Porträt aufbewahrt. Es wohnt ein bestellter Mann dabey, den sie den Schlachtbruder nennen. In dieser Schlacht blieben von Seiten der Oestreicher viertehalbhundert gekrönte Helme (Edelleute, die Kronen auf ihren Helmen tragen dürfen,) deren Wappen und Namen gemalt sind. Arnold von Winkelried, ein Urner, sahe, daß die Schweizer wegen der vorgestreckten Lanzen der Oestreicher nicht eindringen konnten, und nahm deswegen so viele Spieße in den Arm, als er fassen konnte und da machten die Schweizer ein Loch. Er blieb, wie natürlich, und die Schweizer versprachen ihm vorher für seine Familie zu sorgen, welche auch immer in großen Ehren gestanden ist. Die Oestreicher waren geharnischt, die Schweizer hatten sich mit Baumrinden bedeckt.

Von Sempach fuhren wir über den See, wo wir die Kutsche trafen, denn die Landstraße läßt den See linker Hand liegen. Das Wetter war so schön und der See so ganz spiegelklar, daß das ganze Gestade nebst dem Himmel im

deutlichsten Wiederschein auf dem See lag. Das schöne blaugrüne Wasser lud zum Bade ein, wir zogen uns aus und gingen alle zusammen in den See. Was für ein Unterschied zwischen einem Fluß- und Seebad ist, können Sie sich eben so wenig vorstellen, als der, der nie gebadet hat, sich das Vergnügen vorstellen kann, im frischen Wasser zu baden. Ich ward im See wie neu geboren, und fühlte eine Leichtigkeit, wie die der herrlichen reinen Luft, die uns umgab.

Vom See sind noch zwey Stunden bis Lucern. Auf dem halben Weg geht man durch die Emme, einen kleinen Waldstrom, der ein Bette wie der Rhein braucht, weil er bisweilen vom Schnee und Regen so anläuft, daß er fürchterlich braust und umher verwüstet. Endlich kamen wir an das Gestade der Reuß, welche hier ruhig und sanft dahin wallt, nachdem sie eben ihre Wuth in dem vier Waldstädter-See besänftigt hat.

Die Lage von Lucern hat mit der von Zürich viele Aehnlichkeit. Beide an einem See, beide durchschnitten von einem Flusse, der so eben aus dem See kommt. Die Gegend um Zürich ist angenehm, die um Lucern groß und majestätisch, ich möchte sagen schauerhaft. Der ungeheure Pilatus ist in einiger Ferne von der Stadt, und man rechnet sechs Stunden von Lucern bis auf

seine Spitze; aber es ist eine so ungeheure, überwältigende Masse, daß er dicht an der Stadt zu stehen scheint. An manchen Orten, wo man ihn etwa hinter den Häusern einer Gasse hervorragen sieht, erscheint er so nahe und so perpendikular, daß man glauben möchte, er werde einmal über die Häuser herabstürzen. Die Ursache dieser sonderbaren Täuschung ist, daß seine Größe gegen die Häuser außer aller Proportion ist.

Gehet man nach dem See zu, so ist die Scene abermals unendlich groß; hier öffnet sich dem Auge der ansehnliche Wasserbehälter, von jenen hohen Bergmauern eingeschlossen, die den vier Waldstädter-See besonders auszeichnen, und deren verschiedene mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Die Reuß ist hier ein ansehnlicher Fluß, wie alle Flüsse, wenn sie so eben aus einem See kommen.

Hier sind verschiedene zwar altväterisch aber wohl und bequem gebaute Brücken. Sie sind alle sehr lang und bedeckt. Es hängen eine Menge Gemälde darauf, unter denen einige nicht schlecht sind.

Von Gebäuden giebt es hier wenig zu sehen; doch hat man eine schöne alte Kirche, mit deren Orgel die Einwohner sich sehr viel wissen; ihre Pfeifen sind bey weitem die längsten und dickesten,

die ich je gesehen habe. Das Gebäude, das die Jesuiten sonst inne hatten, ist ansehnlich.

In dem Zeughause zeigt man allerhand Dinge, die sonderbar genug sind, z. B. ein langes, armdickes Seil, welches Karl der Kühne über einen Theil des Meerbusens gespannt haben soll, um die Schweizer, die er in Murten gefangen zu nehmen dachte, daran aufzuhängen. — Auch zeigt man da einen Helm, oder vielmehr eine blecherne Mütze, die dem Donquixotischen Barbierbecken nicht ungleich ist. Dieses Ding soll Zwingel, der Reformator, aufgehabt haben, als er in der Schlacht bey Cappelen erschlagen wurde.

Das Merkwürdigste aber zu Lucern ist das sonderbare und in seiner Art einzige Werk des General Pfeifers. Dieser französische General zieht das Leben in seiner Vaterstadt einem Hofe vor, an dem er geehrt war, und beschäftigt sich im Sommer mit einer Arbeit, die für einen Mann von seinem Alter eben so gefährlich als beschwerlich ist. Schon seit vielen Jahren macht er alle Sommer Bergreisen, besteigt die höchsten Spitzen, die sich ersteigen lassen, und dringt in Gegenden, die vor ihm niemand als die Gemsjäger sahen. Er hat ein paar Leute, die ihm die Maschinen zum Messen und Zeichnen tragen, nebst Proviant und ein paar Ziegen, weil diese, auch auf den

unfruchtbarsten Felsen, immer Nahrung zu finden wissen. — Er spricht mit vielem Vergnügen von den Gefahren und Beschwerden, durch die er gegangen ist, und versicherte uns, daß er manchmal ganze Tage von nichts als Ziegenmilch gelebt habe. — Es ist ihm nicht genug, einen Berg von Einer Seite zu zeichnen; er muß ihn, wenn es möglich ist, von allen Seiten her aufnehmen. — Beym Ausmessen der Höhen bedient er sich theils des Barometers, theils der gewöhnlichen Art.

Hat er nun einen Strich Landes von allen Seiten gezeichnet und ausgemessen, so kommt er nach Hause und pußirt das Ganze theils in Wachs, theils in eine Composition von seiner eigenen Erfindung. Was er nun liefert, ist keine Zeichnung, kein Gemälde, sondern die Natur selbst, alles nach dem verjüngten Maasstabe. Ich sahe ein Stück der Cantone Lucern, Schweiz und Unterwalden auf einer großen Tafel, so, daß man das Ganze im Vogelperspektiv (vue d'oiseaux) übersehen kann. Die höchsten Berge sind etwa einen Schuh hoch und das übrige im Verhältnisse. Alle Gegenstände haben, soviel als möglich, natürliche Farbe. Die verschiedenen Arten von Holz und Waldungen sind verschiedentlich bezeichnet, alle Flüsse, Bäche, Brücken,

ja sogar einzelne Häuser und Hütten sind angegeben.

Es scheint ihm Vergnügen zu machen, wenn Reisende sein Werk zu sehen kommen. Er zeigt es selbst, ist dabey äußerst verbindlich und erzählt eine Menge wundersamer Geschichten, die ihm auf seinen Bergwanderungen begegnet sind.

General Pfeifer hat nun den Theil der Schweiz fertig, welcher ziemlich der höchste seyn mag. Er betrachtet diese Strecke von Bergen als ein Gewölbe, welches nach und nach vom Wasser ausgehöhlt worden, so daß Gebirge und Thäler entstanden. Durch seine Ausmessungen und Beobachtungen hat er, wie er sagt, gefunden, daß dieses nun ausgehöhlte Gewölbe aus vier Etagen besteht. Die Berge, die zu irgend einer Etage gehören, sind alle au niveau, (von der nämlichen Höhe). In die erste oder niedrigste Etage fallen alle Berge von der Blumalp oder Blümlisalp bis zum Uriberg. — In die zweyte alle Berge von Brisen bis zu den Uristöcken. — In die dritte alle Berge von den Wöllistöcken bis zu den Rothstöcken. In die vierte und höchste fallen die Berge Engstlen, Titlis, Spanneler, Crispalt.

Ich geb' Ihnen diesen Bericht umständlich, so wie ich ihn vom Generale gehört, im Falle Sie Lust haben sollten, sich auf den Walserischen

Charten, auf denen Sie die mehresten dieser Berge finden werden, zu orientiren.

Er mißt alle Höhen von der Oberfläche des vier Waldstädtersees, der zweyhundertundzwanzig Klaftern über das mittelländische Meer erhaben ist.

Aus des Generals Darstellung sah ich mit Erstaunen, daß der große und hohe Pilatus, der neunhundert und achtundsechzig französische Klaftern über den See erhaben ist, nur einen kleinen Berg gegen die hohen Alpen macht. Er ist in vielen Betrachtungen ein sehr merkwürdiger Berg, und, wie der General sagt, einer der beschwerlichsten und gefährlichsten zu besteigen. Sein oberster Theil besteht aus lauter kahlen Felsenspitzen. Er ist etliche Stunden lang.

Dunker zu Berg hat von des Herrn General Pfeifers Werke eine Zeichnung in Vogelperspektiv aufgenommen, die gestochen werden und mit einer Beschreibung des Generals herauskommen soll.

Brunnen im Canton Schweiz,
den 28. Juli.

Es ist spät und ich würde Ihnen heute schwerlich schreiben, wenn ich mir nicht selbst einiges aufzeichnen müßte. Ich bin vom frühen Mor-

gen an in Lucern herumgelaufen und am Abend gingen wir noch zu Schiffe.

Wir kamen sehr geschwind in Gersau an, welches linker Hand am Waldstädtersee liegt, wenn man ihn hinabfährt. Wir stiegen nur auf eine halbe Stunde aus, um die kleinste Republik in der Welt zu sehen. Es ist ein kleines Stückchen Land am See, das sich dort ordentlich anschmiegt, denn es erheben sich da gleich so steile Berge, daß ich nicht begreifen kann, wie man die einzelen Hütten, die ich am Berge herumliegen sahe, bauen konnte. Diese wenigen Hütten nebst einigen Häusern am See machen dieses Land aus, welches von der ganzen Welt unabhängig ist. Man sagt, es sey vergessen worden, als die Schweizer ihre Bündnisse schlossen, und so steht es nicht einmal mit der übrigen Schweiz in Verbindung, ausgenommen mit drey Cantonen. Die Einwohner leben von ihren Kühen, einige wenige treiben etwas Handlung. Alle zusammen machen nicht achthundert Seelen aus. Demungeachtet machen sie sich einen Rath von neun Personen, wozu jeder das Recht hat und jeder seine Stimme giebt; sie sind sehr strenge in ihren Strafen, haben ein Gesezbuch und einen Galgen. Unsere Schiffleute erzählten uns von ihnen eine Menge Stückchen, wie man sie ungefähr von den Schildbürgern erzählt. Ich weiß

aber, daß es ein feines, kräbsches Volk ist, von vielem Geist, wie alle freye Bergländer, voller Stolz und auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit eifersüchtig.

Das Lucerner Schiffsvolk reibt sich gern an ihnen, und spielt ihnen im Vorbeyfahren bisweilen einen Streich, den die Herren Gersauer gewöhnlich mit vielem Geiste erwiedern. Einmal hingen die Lucerner einen Strohmann an den Gersauer Galgen, der dicht am See steht. Die Ehre der Republik war dadurch verlezt. Man berathschlagte und überlegte und beschloß endlich, den Mann herabzunehmen, ihm eine Lucerner Stands-Livree anzulegen, und wieder aufzuhängen.

Herr Schütz nahm auf dem See eine Zeichnung von Gersau. Während daß unser Boot deswegen stille stand, kamen einige junge Leute aus Gersau, in einem kleinen Boote, ziemlich nahe an das unsrige. Schütz bewillkommte sie, nach seiner Art, mit einigen Possen, worauf sie sogleich zurückfuhren und landeten. Kurz darauf sahen wir verschiedene Leute am Ufer, und einen Augenblick nachher geschah ein Schuß, wovon die Ladung dicht neben unserm Boote ins Wasser fuhr. Wir konnten keine Aufklärung über diesen Schuß erhalten und vermutheten also, daß er von ungefähr geschah. Für einen Spaß

war das Ding zu ernsthaft; und wenn sonst etwas damit gemeynt war, so muß ich in der That gestehen, daß diese kleinen Republikaner entweder sehr kitzlich oder geschworne Feinde der Kunst sind.

Am Steg, den 29. Juli.

Heute war unsere Tagereise klein, und der gute Wind auf dem See machte auch mit, daß wir uns in Altorf über fünf Stunden aufhalten, alles sehen und auch hier bey Zeiten ankommen konnten. Sie wissen, daß Uri, Schweiz und Unterwalden im höchsten Grade demokratisch sind; demokratischer und freyer als Uri können Sie sich nichts denken. Ich wußte das alles, und doch sezte mich ihr hoher Ton und ihre ganze Art in Erstaunen. Hören Sie z. B. von Brunnen im Canton Schweiz. Wir blieben in einem schlechten Wirthshause, wo alles unter einander in einem großen Saale war. Wir fragten nach unserm Wirthe und hörten, daß er ein Rathsherr des Cantos Schweiz und Statthalter der Grafschaft Uznach war. Dieses hören und den Mann selbst dazu sehen, lieber S**, das macht auf uns andere aus Monarchien einen wundervollen, lächerlichen, staunenden Effekt; wir hören und können es nicht zusammenreimen mit dem, was

wir sehen. Hören Sie noch mehr! Wir saßen eben am Tische in einem Zimmer, wo auch eine Menge Bauern waren, als man sagte, es kämen Herren von Uri. Hier traten sechs schlecht gekleidete Bauern mit Flinten herein, die auf einem Scheibenschießen zu Zug gewesen waren. Hier müssen Sie wissen, daß die demokratischen Cantone viel auf Uebungen im Schießen halten, Preiße aussetzen und oft in zwey bis drey andere Cantone Einladungen schicken. Ich betrachtete die Herren von Uri mit großem Respekte, weil ich nicht wissen konnte, wie viel Rathsherren, Statthalter, Landvögte ꝛc. unter ihnen seyn möchten. Sie sprachen in der That in einem hohen Tone, und einige unter ihnen affektirten Französisch und Italienisch zu sprechen, Sprachen, die sie in fremden Kriegsdiensten gelernt hatten. Unter andern saß auch einer dort, der sein Gläsgen mit den übrigen trank. Da er vernünftig sprach, hielt ich ihn für den ersten im Dorfe. „Ich bin,“ sagte er, „Landvogt der italienischen Landvogtey Bollenz.“ — Ueber die Reisen, welche die Schweizer machen, besonders die katholischen, hab' ich mich auch immer nicht wenig gewundert. Sie dienen in Spanien, Frankreich und in allen Ländern Italiens, durchwandern die halbe Welt, steigen oft bis zum General und kehren am Ende in ihr Dorf zurück.

Unser Landvogt von Bollenz sprach deutsch, französisch, italienisch und spanisch.

Von Brunnen fuhren wir sehr frühe weg und kamen beyzeiten nach Flülen im Canton Uri, wo man ans Land steigt. Unterweges hielten wir bey der sogenannten Wilhelm Tells Kapelle. Als der östreichische Landvogt Geßler Tellen gefangen von Altorf wegführte, entstund ein Sturm; Tell, als ein guter Ruderer, wurde losgemacht; er trieb das Schiff zwischen Brunnen und Flülen ans Land, sprang heraus und gab dem Schiffe einen Stoß, welches nun abermals den Wellen überlassen war, bis es endlich an einer andern Seite des Sees ans Land getrieben ward. Tell lief unterdessen in den Bergen umher, bis er bey Küßnacht dem Landvogt auflauerte und ihn erschoß. Für diese herrliche That errichtete man ihm eine Kapelle zu Küßnacht. An dem Orte, wo Tell ans Land sprang, errichtete man ebenfalls eine kleine Kapelle, auf Urner Boden, die ich diesen Morgen gesehen habe. Man findet einige elende Gemälde darinne, nebst einer ungeheuern Menge Namen derer, welche die Wallfahrt dahin gemacht haben. Diese Kapelle ist heilig gehalten, so wie vieles zu Altorf, das ich Ihnen erzählen will. Man wagte das Leben, wenn man so etwas in Zweifel zöge. Ich wollte eher Jesus und Maria schmähen. Ein Sohn des

großen Hallers in Bern schrieb einmal ein kleines Buch, worin er Tells Geschichte in Zweifel zieht; man sagt, daß er sich nicht bey den Ländlern, (so nennt man die Einwohner der kleinen demokratischen Cantone), dürfe sehen lassen.

Von Flülen ist eine kleine Stunde bis Altorf, welches wohl der schönste Flecken von allen demokratischen Cantonen ist. Es sind da eine Menge schöner Häuser, verschiedene Kaufleute, wohlhabende Landleute, Leute, die von ihren Renten leben, und viele ausgediente Offiziere, die Pensionen von den Mächten haben, denen sie dienten. Das sehenswürdigste ist das sogenannte Thürnli, ein ansehnlicher Thurm, der auf dem Platze steht, wo Tells Haus soll gestanden haben. Vor seiner Thüre ließ, nach der gemeinen Erzählung, der Landvogt Geßler die Stange mit seinem Hute aufrichten, vor dem jedermann sich beugen sollte. Als er es nicht that, mußte er seinem Sohne mit dem Pfeile einen Apfel vom Kopfe schießen oder sterben, im Fall er den Apfel nicht träfe. Einige hundert Schritte vom Hause sind zwey schöne steinerne Brunnen, die Tellsbrunnen genannt; an einem hat der Vater, am andern der Sohn gestanden. Am Thürnli ist die ganze Geschichte in Fresko von einem guten italienischen Meister gemalt. — Das dortige Rathhaus ist schön, das Zimmer, in dem der

Rath sich versammelt, hat viele gute Gemälde von Schweizergeschichten und schöne gemalte Glasscheiben.

Nahe beym Flecken ist der Bannerberg, der dicht am Orte sich so steil erhebt, daß man mit Grauen und mit Furcht hinauf sieht, die obern Felsen möchten herabfallen. Auch geschieht dies sehr oft; damit aber diese Felsen, so wie auch die Lauinen, das Dorf nicht bedecken, so ist der ganze Berg mit einem Tannenwalde bewachsen, auf dem kein Holz gehauen werden darf. An diesem Berge liegt ein Kapuzinerkloster, von dem man den Flecken sehr angenehm übersieht. Die ganze Gegend ist unbeschreiblich wild, lauter steile, hohe, mehrentheils unfruchtbare Berge, oft lauter kahle Felsenwände.

Eine halbe Stunde vom Flecken ist der Ort, wo die jährlichen Landesgemeinden unter freyem Himmel gehalten werden. Im Orte selbst ist unter einigen Linden ein kleinerer Platz, auf welchem man außerordentliche Landesgemeinden hält. Die erste obrigkeitliche Person, der Landamman, bleibt allemal zwey Jahre, doch muß er am Ende des ersten Jahres Rechnung ablegen, wobey er abgesezt werden kann. Ein Einziger ist hinreichend, eine Klage gegen ihn anzubringen und auf seine Absetzung zu dringen, welche hernach durch die Mehrheit der Stimmen geschieht.

Nicht weit von Altorf sieht man die Schächen, ein reißendes Bergwasser, das aus dem Thale gleiches Namens kommt, und drey Stunden von Altorf einen schönen Wasserfall macht. Auf der Walserischen Charte von Uri finden Sie einen Stich davon.

Wir sind nun im eigentlichen Verstande Bergwanderer, seitdem die Kutsche von Lucern aus zurückgeschickt worden ist. „Ueber die helvetischen Alpen geht kein Rad," sagte Herr von Haller, als ich ihn fragte, ob man im Grindelwalde fahren könnte. In der That ist hier an keinen Wagen zu gedenken; man muß reiten, oder zu Fuße gehen. Wir haben alles unser Gepäcke in Körben auf zwey Pferde geladen, mit denen die Bedienten gehen. In der That sind die Pferde hier von einer solchen Art, daß wir alle entschlossen sind, den größten Theil des Weges zu Fuße zu machen.

Wir sind jezt in einem kleinen Orte, drey Stunden von Altorf, den sie am Steg nennen. Unser Haus hat ein elendes Ansehn, allein ich finde, daß der Wirth gutes Küchen- und Tafelgeschirre und erträgliche Betten hat.

Ich muß Ihnen doch hier ein Stückchen von demokratisch-republikanischem Stolze erzählen. Wir saßen vor der Thüre und betrachteten die ganz besondere Bauart der Häuser, deren Dächer

sehr flach und mit großen Steinen belegt sind, als sich einige Gemsjäger zu uns gesellten: ein hartes Menschengeschlecht, deren Lebensart zu den elendesten, ärmsten und mühseligsten unter der Sonne gehört! Herr B**, der ihre Sprache besser versteht, als einer von uns, ließ sich mit ihnen in ein Gespräche ein. Sie erzählten ihm eine Menge wundersamer, unglaublicher Geschichten von ihrer Profession,

— of most disastrous chances,
Of hair-breadth' scapes in th' imminent deadly breach,
Rough quarries, rocks and hills whose heads touch heav'n &c. *)

Und als er ihnen am Ende sagte, er sey auch ein Schweizer, sagten sie: „das hätten sie vom Anfange gewußt, sonst würden sie sich nicht so lange mit ihm unterhalten haben.“

Airolo im Liviner Thal.

Für Sie, lieber Freund, bin ich nun jenseit der Alpen! dichte am Fuße des Gotthards auf

*) Von den unglücklichsten Vorfällen, von haarbreiten Entrinnungen aus dem drohenden Rachen des Todes; von rauhen Steinbrüchen, Felsen und Gebirgen, deren Gipfel den Himmel erreichen. Aus Shakespears Othello.

der italienischen Seite. Ich habe seit kurzem so viel gesehen, daß ichs kaum fassen kann; das ganze ungeheure, unbeschreibliche Land liegt vor meinen Augen, die Bilder verwirren sich, und ich werde Mühe haben, ihnen eine Gestalt zu geben.

Wir brachten siebenzehn Stunden auf der Straße zu, um einen Weg von eilf Stunden zu machen, hielten uns an funfzig Orten auf, staunten an, bewunderten, zeichneten.

Man könnte den Fuß des Gotthards gleich vom Stege an rechnen, denn von da an muß man acht Stunden ohne Unterlaß über eine Menge Gebirge steigen, von denen die erstiegene Höhe des einen immer das Thal des andern ist. Und so geht es fort bis auf den Gotthard; Sie sehen einen Berg vor sich, und wenn Sie ihn erstiegen haben, sind Sie in einem Thale, haben neue Berge zu ersteigen und so immer das nämliche fort. Selbst alsdann, wenn man die Höhe des Gotthards selbst erreicht hat, ist man in einem Thale, rings herum mit Bergen eingeschlossen. Freylich ist dieses Thal höher als die Spitzen fast aller europäischen Berge außerhalb der Schweiz.

Der natürlichen Merkwürdigkeiten sind unzählige, und man geht nicht leicht funfzig Schritte, ohne etwas Neues zu entdecken. Die Reuß ist auf dem ganzen Wege der Reisenden Begleiterin und wird, so wie man weiter kommt, immer

kleiner und kleiner, bis endlich eine ihrer Quellen auf dem Gotthardе nichts weiter als ein kleiner Bach ist. Da dieser Fluß immer mit der Landstraße fortgeht, so ist sein Bette fast eben so hoch, und daher kommts, daß er von Gotthardt bis an den Steg in unabläßigen Fällen sich herabstürzt. Ich sahe schon nicht weit von Altorf die fürchterliche Geschwindigkeit, mit der dieser Fluß sich fortriß, und heute fand ich die Ursache davon.

Wir verließen mit Tages Anbruch den Steg, gingen über den Kerstelenbach, und kamen an einen ziemlich steilen Berg, an dem wir eine Stunde zu steigen hatten. Zur linken Seite hat man eine Menge Wasserfälle, von kleinen Bächen, die sich oft von Anhöhen von vielen hundert Schuhen herabstürzen.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde Wegs gemacht hatten, ließ das fürchterliche Brausen der Reuß einen ansehnlichen Wasserfall vermuthen. Ich ging etwas rechts den Berg hinab, und fand in geringer Entfernung von der Landstraße ein Schauspiel, das den mehresten Künstlern entgangen seyn muß, denn ich habe nie einen Stich oder eine Zeichnung davon gesehen. Unser schnellfassender Maler machte eine herrliche Skitze davon.

Wir kamen dann an den sogenannten Pfaffensprung, wo eine gute steinerne Brücke über die Reuß geht, die hier enge in Felsen eingeschlossen ist, durch die sie sich in einer grauenvollen, dunkeln Tiefe mit donnerndem Gebrülle drängt.

Von dieser Brücke an bis Göschinen sieht man rechts und links eine Menge Wasserfälle, die alle ihre eigenen Schönheiten haben und durch unendliche Mannigfaltigkeit das Auge in Erstaunen und Entzücken setzen. Einer davon fällt über eine steile fast perpendikulare Felsenwand herab, theilt sich gleich oben in zwey Theile, und diese brechen sich wieder im Herabfallen auf verschiedenen Absätzen des Felsen. Nicht weit davon scheint der Mayenbach sich aus den Wolken herabzustürzen.

Von da führt der Weg durch das Dorf Wassen oder Waßern. Von hier an bis in das Urseren-Thal ist der merkwürdigste Strich des ganzen Weges, und beträgt ungefähr fünf Stunden. Man kommt auf diesem Wege durch die sogenannten Schellinen, über die Teufelsbrücke und durch das Urseren-Loch: kurz, dies ist der berühmte und so verschriene Paß, der an den Fuß des Gotthards führt. Ich bestätige gern alles Außerordentliche, Wunderbare, in Ehrfurcht und Staunen setzende, das von diesem Striche gesagt und geschrieben worden ist.

Von Altorf bis an das Dorf Waßen ist ein einziges langes Thal, das wenig Fruchtbarkeit zeigt und wenig bewohnt ist. Auf beiden Seiten hat es ein paar kleine Nebenthäler, in deren Windungen und auf deren Bergen Hütten stehen, in denen die Landleute mit ihrem Vieh leben. So wild indessen dieser Strich ist, so sieht man doch Bäume, grüne Weiden und hin und wieder Wiesen. Sobald man aber durch das Dorf Waßen ist, hört alles auf und die ganze Natur verwandelt sich in eine majestätische aber schauervolle Einöde. — Dennoch trifft man ein kleines Dorf an, zwischen Waßen und der Teufelsbrücke, das man Geschinen nennt. Hinter diesem ist ein schauerlicher Weg, die Schellinen, wo das Land, wenn es möglich ist, noch wilder ist, als vorher. Das Thal ist von Geschinen bis an die Teufelsbrücke mehrentheils so enge, daß die Straße und die Reuß von Felsen eingeschlossen sind, die sich viele tausend Schuhe hin senkrecht erheben. Hier ist, bis nach Urseren, kein Baum, kein Gewächse, kein Gras, kein Gestrippe; man sieht nichts als kahle Felsen, vor deren Höhe man schwindelt, nebst ewigem Eis und Schnee. An manchen Orten ist die Straße nicht acht Fuß breit; die Reuß stürzt sich von Fels zu Fels in einer schreckenvollen Tiefe, in der ewiges Dunkel herrscht,

und die Sonne ist nur in den Mittagsstunden zu sehen. Hier ist es in der That,

— — — wo man
Die Schöpfung traurig find't und Titans Licht geschwächt.

Diese todte Einöde wird nur durch den tobenden Donner des Flusses belebt, der oft so laut brüllt, daß man nicht mit einander sprechen kann.

Von am Stege bis an das Urserenthal geht man über neun Brücken, worunter fünf steinerne sind, und unter denen die Teufelsbrücke den Beschluß macht. Ich rechne ungefähr, daß ich auf diesem Wege dreyßig Wasserfälle gesehen habe, unter denen gewiß zehne außerordentlich schön waren, und einige von einer Höhe von vielen hundert Schuhen herabfielen. Schütz hat einige davon gezeichnet. Das Land ist aller Orten gänzlich wild, nur im Thale, welches beständig sehr schmal bleibt, ist etwas Wiesewachs und Viehweide; Dörfer giebts außer dem genannten keine, aber hin und wieder einzele Hütten. Die Einwohner haben keine andern Einkünfte, als die von Käse, und ihre Nahrung ist fast nichts als Milchspeise. Das Brod können nicht alle bezahlen, weil sie das Getraide aus Schwaben müssen kommen lassen.

Die Brücken sind mehrentheils sehr hoch, so daß man mit Grausen in die Tiefe sieht, wo mit schrecklichem Gebrülle der Fluß durch Felsen und an Felsen sich stößt. Bisweilen ist dies Getöse so heftig, daß es vollkommen das dumpfe Gebrülle des Donners nachahmt. Rechts und links stürzen sich ohne Unterlaß kleinere und größere Wasser von den Felsbergen herab. Diese Wasser kommen oft von der obersten Spitze der Berge, so weit man sie sehen kann, welches man anfangs sonderbar und unbegreiflich findet. Es sind aber hinter diesen Bergen noch höhere, die mit Schnee und Eis bedeckt sind, von denen das Wasser herabschmilzt. Da man aber vor den vordern die höhern nicht sehen kann, so scheint der Fall oft aus der Luft zu kommen.

Die Straße ist mit unendlichen Kosten gemacht; an manchen Orten von der Seite des Flusses her gemauert, und auf der andern Seite in den Felsen gehauen. Hin und wieder ist sie breit genug, daß ein Wagen darauf fahren könnte; aber manchmal ist sie kaum acht Fuß breit. An manchen Orten hat man zur linken Seite einen steilen Abgrund gegen den Fluß hinab, und zur rechten einen andern an der Felsenseite. Wer schwindlicht ist, muß diesen Weg mit verbundenen Augen machen. Nach dem, was ich davon gehört und gelesen, fand ich ihn noch gut genug;

denn eigentliche Gefahr hat man hier keine, die Reisebeschreiber und Geographen mögen sagen, was sie wollen. Aus einer besondern Ursache möcht' ich an vielen Orten freylich nicht reiten. Die Pferde, die man bekömmt, thun ihre ganze Lebenszeit hindurch nichts anders, als daß sie diesen Weg hin und her machen. Käse, Reis, Wein, Seide ꝛc. ist die Fracht, die diese Pferde im Sommer täglich zu tragen haben. Man bepakt sie nicht auf dem Rücken, sondern an den beyden Seiten. Damit nun der Sack oder die Kiste nicht am Felsen gerieben werde, gewöhnt man die Thiere, am Rande des Abgrundes zu gehen. Kommt nun ein Reiter darauf, so ist natürlich das erste was er thut, das Pferd vom Abgrunde weg gegen die Felsenseite zu lenken. Allein dieses denkt, es verstehe durch lange Erfahrung besser, wie es gehen müsse, als ein Fremdling, der vielleicht zum erstenmale diese Reise macht; und so entsteht ein Streit, in dem der Reiter allemal den Kürzern zieht. Ueberdies ist es keine Kleinigkeit, ein solches Pferd lenken zu wollen, denn viele haben keine Zügel. Man bindet ihnen einen Strick um das Maul, den der Reiter nach Belieben in die Hand nehmen, oder vor sich auf den Sattel legen kann. Nicht weit von Altorf wollte ich einmal einen Nebenweg nehmen; ich stieg ab und zerrte an dem Pferde: al-

kein dieses ließ sich weder durch gute Worte noch durch Gewalt von dem rechten Wege abbringen.

Von der Teufelsbrücke macht man eine Geschichte, an welche die Einwohner steif und fest glauben. Kein Baumeister konnte hier eine Brücke über die Reuß machen; da machte Einer einen Bund mit dem Teufel, welcher nun die Brücke von einem Felsen zum andern baute, aber man mußte ihm das erste versprechen, was darüber gehen würde. Man jagte einen Hund darüber, den der Teufel voller Bosheit zerriß. Aus Rache holte er nun einen großen Felsen, die Brücke wieder einzuwerfen; allein eine Heilige beschwor ihn, und er mußte den Stein fallen lassen. Es ist ein Felsen, der nahe an der Straße liegt, ehe man nach Geschinen kommt, etwa dreyßig Schuhe hoch. Sie nennen ihn den Teufelsstein; ich hab' ihn gezeichnet, und Sie sollen ihn einst sehen und den Griff bewundern, den der Teufel darein machte.

Bey Geschinen ist ein Seitenweg, der nach Sandbalm führt, wo eine berühmte Krystallgrube ist. — Die Leute bieten einem hier häufig Krystalle zum Verkauf an; welches oft nichts anders als eine höfliche Art zu betteln ist.

In der Gegend von Geschinen geht ein kleiner Paß ins Haßlithal im Canton Bern; allein er ist nur kurze Zeit des Jahres offen, und auch

dann macht ihn niemand leicht, als Gemsjäger und etwa Landleute, die dort schlechterdings Geschäfte haben. Man sieht auf dieser Seite verschiedene Gletscher, die auf der Höhe der Berge schimmern.

Den Eindruck, den der Fleck auf mich machte, wo die Teufelsbrücke ist, kann ich Ihnen nicht wohl beschreiben. Staunen und Ehrfurcht ist mit einem gewissen Schauer und Unbehaglichkeit vermischt; Empfindungen, die theils durch das Ungewöhnliche und Große des Anblickes, theils durch den Abgrund, die Höhe und Naktheit der Felsen, die Enge des Orts, das Geräusche des Flusses und das gegenüberliegende Loch, durch das man gehen muß, erregt werden. Mit diesen Empfindungen mischt sich dann wieder Freude, die aus einer gewissen Eitelkeit, aus der befriedigten Neugierde und aus dem Sonderbaren und Schönen des Gegenstandes entsteht. Ich kann mich nicht besinnen, daß je irgend etwas so sonderbar auf mich gewirkt hat.

Versetzen Sie sich zwischen zwey Felsenwände, zwischen denen Sie nichts als die enge Straße und einen schauerlichen Abgrund sehen, in dessen Tiefe die Reuß braust, unwillig schäumend im engen Felsenbette. Sie gehen immer berg an, bis Sie endlich so eingeschlossen sind, daß Sie nicht weiter können; Ihr Weg ist durch den Felsenberg

versperrt, in den er bis hieher gehauen ist. Sie sehen die steilen Felsen auf der andern Seite des Flusses; aber es ist kein Ausweg, weil hier keine andere Oefnung in das Urselerthal ist, als die, durch die der Fluß sich drängt. Der Drang und der Fall sind so gewaltsam, daß ein Theil des Wassers sich in Nebel auflöst, wodurch der ganze Fleck beständig naß ist. An diesem Orte nun ist die Teufelsbrücke über den Fluß gesprengt.

Die Zeichner, wenn sie diese Brücke aufnehmen, steigen gewöhnlich in die Tiefe hinab; und daher kommt es, daß diese Brücke auf allen Kupferstichen hoch in der Luft erscheint. Allein wenn man den gehörigen Weg darüber geht, sieht sie so gefährlich nicht aus. Auch ist auf jeder Seite eine kleine Mauer.

Der Stand Uri hat diese Brücke errichten lassen. Allein damit war es nicht genug; denn wenn man hinüber ist, so steht man abermals vor einem steilen Felsen, ohne weiter zu können. Man mußte also den Felsen durchbohren, und dies ist der Gang, der unter dem Namen des Urnerloches bekannt ist. Er ist achtzig Schritte lang und breit genug, daß zwey Pferde neben einander gehen können. Er hat nur eine einzige Oefnung in der Mitte, gleich einem Fenster, und ist folg-

lich sehr dunkel. Der längste Mann kann aufrecht darin gehen.

Noch muß ich Ihnen von der Teufelsbrücke sagen, daß sie, als Brücke betrachtet, bey weitem den Lärm nicht verdient, den viele davon gemacht haben. Sie ist nicht merkwürdiger, als drey oder vier andere, die auf diesem Wege liegen, und die insgesamt dem Stande zu großer Ehre gereichen. Der heftige Wind, der beständig hier ist, und die Nässe des Nebels machen den Fleck mitten im wärmsten Sommer äußerst kalt.

Im Frühjahre oder im Winter, wenn schnelles warmes Wetter einfällt, werden oft viele Leute unter den Lauinen begraben. Allein im hohen Sommer ist nicht das geringste zu befürchten. Die Leute, die auf diese Art ums Leben kommen, sind die Treiber, welche die italienischen und deutschen Waaren über den Gotthardt bringen; denn sonst fällt es wohl niemanden ein, diesen Weg anders als in der Mitte des Sommers zu machen. — Ueberhaupt verunglücken alle Jahre arme Leute in den Alpen; allein man setzt so etwas nicht in die Zeitungen; der arme Mann ist verloren und niemand spricht weiter davon.

Ich habe irgendwo gelesen, daß, ehe noch das Urnerloch durch den Berg gehauen war, die Leute auf langen Stücken Holz von einem Felsen

auf den andern gehen mußten. Wer den Fleck sieht, kann dieses schwerlich begreifen.

Außerordentlich ist der Kontrast zwischen dem Urserenthale und dem Lande, aus dem man kommt. Man fängt aufs neue zu leben an, sobald man den Weg durch den Felsen gemacht hat. Die steilen und engen Wånde sind verschwunden, der Fluß rinnt gelassen durch eine Ebene, das Auge wird durch ein offnes grůnes Thal erquickt und die Seele fůhlt sich wieder leicht und aufgeheitert. — Dieses Thal ist darum keines von den schönsten; nur der Kontrast macht es zu einer lieblichen Gegend. Es liegt höher als die höchsten Berge von Europa, und nichts wächst darin, als mageres Gras, und die Berge sind abermals kahl. Hier ist kein Baum, keine Staude; nur am Dorfe an der Matt ist ein kleiner Tannenwald, der, wie der bey Altorf, heilig ist. Er schůtzt das Dorf vor den Lauinen; alles andere Holz, das man zum Brennen oder Bauen braucht, muß entweder aus dem Canton Uri, oder aus der italienischen Schweiz gebracht werden.

Bellinzona.

Das war eine harte Tagereise! Um die Einweihung eines neuen Opernhauses zu sehen, wurde beschlossen, nach Mailand zu gehen, wo wir den dritten August seyn můssen. Indessen wůnscht

man alles zu sehen, sich hier und da aufzuhalten, zu zeichnen — und so müssen wir den ganzen Tag auf der Straße zubringen. Heute sind wir von Airolo durch das ganze Livinerthal gegangen bis hieher nach Bellinzona, welches der Hauptort einer der italienischen Landvogteyen der Schweizer ist: ein Weg von zwölf Stunden, der durch die Hitze und die entsezliche Menge von Mücken und Fliegen noch unerträglicher wird. Ich bin mehr zu Fuße gegangen als geritten, denn die Pferde sind wegen des Ungeziefers so ungebärdig, daß es eine Beschwerde zu reiten ist. Hiezu kommt noch, daß man immer bergab geht; denn ob es schon heißt, daß Airolo am jenseitigen Fuße des Gotthardts liegt, so muß man doch immer bis Bellinzona bergunter. —

Von Urselen, wo wir gestern zu Mittage aßen, kamen wir nach Hospital, einem elenden Dorfe des Urselerthals. Dieses Thal hat in allen vier Dörfer, und ist fast wieder als eine eigene Republik anzusehen. Sie wählen sich ihre Obrigkeit aus sich selbst, deren Haupt sie Thalamman nennen, nicht Landamman, wie alle demokratische Cantone ihr regierendes Haupt nennen. Dieser Thalamman richtet nebst dem übrigen Rathe alle Civilsachen, ohne den Urnern Rechenschaft zu geben; aber man kann von ihnen an den Stand Uri appelliren und Criminalpro-

zesse können sie nicht anders ausmachen, als mit Zuziehung zweyer Rathsherren des Standes Uri.

Die hauptsächlichste Nahrung dieser Thalleute ist eine Art dürrer Käse, den sie statt des Brodes essen; sie machen noch eine andere Art, die sehr fett und berühmt ist; diese verkaufen sie mehrentheils. Hiebey essen sie Gemsen und Murmelthiere, deren es in Menge da giebt. Wir bekamen wirklich in Urselen ein Murmelthier zum Mittagsessen, das mir aber nicht sehr behagte; es ist ein süßes, ekelhaftes und überaus fettes Fleisch, das viel ähnliches von den zahmen Kaninchen hat. Das Gemsenfleisch ist besser, aber hart und grob. Mit den Gemsenhäuten gewinnen die, welche Profession von dieser Jagd machen, etwa sechs bis zehn Luisd'or des Jahrs. Ich kaufte mir eine Haut zu ein paar Beinkleidern, wozu es denn das beste Leder ist, und mußte achtzehn französische Livres bezahlen, auf dem Orte, wo diese Häute am wohlfeilsten sind. Für Häute von einer gewissen Größe bezahlt man hier und an andern Orten bis auf einen Schildluisd'or. Es ist so dauerhaft, daß, was man auch daraus macht, es einer ganzen Generation dienen kann. Es ist stark und doch geschmeidig, aber etwas rauh, daß es nie artig oder reinlich aussieht.

Das Murmelthier weggerechnet, fanden wir zu Urseren, oder wie man es auch nennt, an der Matt, eine so gute Mahlzeit, als ich irgend eine in einem Wirthshause gemacht habe. Unter andern giebt es hier im Flusse vortrefliche Forellen, deren Fleisch roth ist. Wie diese in dieses hohe, von der übrigen Welt abgesonderte Thal gekommen sind, mögen diejenigen untersuchen, die Systeme über die Erde geschrieben haben.

Das Urseren- oder Urselenthal ist gegen drey Stunden lang und nicht ganz eine Stunde breit. Von Urseren an der Matt bis zum Dorfe Hospital geht man eine halbe Stunde lang auf einer ganz ebenen Straße. Hier ist der eigentliche Fuß des Gotthardts, wo wir wieder zu steigen anfingen. Ein anderer Weg geht auf der Ebene fort nach Realp, wo der Paß über die Furka nach Oberwallis geht.

Vom Dorfe Hospital hat man bis auf die Höhe des Gotthardts, über welche die Straße führt, über zwey Stunden lang ohne Unterlaß jähe zu steigen. Dieser Weg war mir der traurigste unserer ganzen Reise, ein vollkommenes Einerley von lauter unfruchtbaren kahlen Felsen, wegen ihrer Einförmigkeit nicht einmal malerisch schön. Die Reuß bleibt immer zur Seite, nur daß sie hier ganz klein ist, stürzt sich immer über Felsen herab und macht immer den nämlichen

Lärm. Kein Bäumchen, keine Staude, kein Gras, — es ist das Bild des Todes. Wenn ich nun noch die Mühe in Anschlag bringe, mit der man den Berg ersteigen muß, so ist dieser Weg in aller Absicht unangenehm. —

Bald hatten wir endlich die Höhe des Gotthardts erstiegen, als wir rechts eine halbe Stunde von uns einen artigen, ziemlich malerischen See sahen, aus dem eine Quelle der Reuß kommt. Eine andere Quelle, die ich nicht gesehen habe, kommt aus dem Urselerthal hinter dem Dorfe Hospital her, und von einer dritten sollen Sie gleich hören. Wir waren jezt auf der höchsten Höhe des Gotthardts, das heißt, so hoch die Landstraße geht, denn im Grunde ist man immer nur in einem Thale, weil auf beiden Seiten noch weit höhere Berge sich erheben.

Hier steht an der Landstraße ein Kapuzinerkloster nebst ein paar armseligen Gebäuden. Das Kloster verdient kaum diesen Namen; denn es giebt hier nicht mehr als zwey Kapuziner, wovon der eine allemal ein Deutscher, der andere ein Italiener seyn muß. Sie leben in dieser Einöde zum Dienste der Menschheit mehr, als manches große Kloster. Wohlhabenden Leuten geben sie für Geld alles, was sie auftreiben können, und den Armen geben sie Milch, Käse, Feuer, auch wohl Arzneyen und ein Nachtlager in einem

Nebengebäude. Im Sommer geht einer herum und sammelt Almosen ein, und wenn diese nicht zureichen, muß der Stand Uri, dem diese Stiftung gehört, das übrige geben. Im Geistlichen stehen sie unter dem Erzbischofe von Mailand.

Nicht nur hier, sondern auf beiden Seiten um den Gotthardt herum, herrscht eine fast unablässige Kälte. Schon bey der Teufelsbrücke und im Urserenthale hatten wir alle unsere Ueberröcke angelegt; als ich aber ans Kloster kam, fühlte ich mich durchaus kalt, ob ich schon die mehreste Zeit den Berg herauf gegangen war. Ein Feuer kann man das ganze Jahr hindurch im Zimmer vertragen. Und doch ist der Gotthardt noch nicht der höchste Schweizerberg, wie man sonst glaubte. Die mehresten Ausmessungen seiner Höhe sind falsch und müssen es seyn, weil sie alle gewaltig von einander abweichen; darin ist man aber jezt allgemein einig, daß es verschiedene höhere giebt.

Ob nun schon die höchsten Spitzen dieses Gebirges nicht die höchsten in Europa sind, so ist doch die Gegend, in der es liegt, aller Wahrscheinlichkeit nach, die höchste in Europa. In einem Umkreise von etwa dreyßig Meilen finden sich Quellen einiger der größten europäischen Flüsse; und, was noch merkwürdiger ist, diese Flüsse nehmen ihren Lauf fast nach allen Himmelsgegenden. Der Teßin fließt gegen Mittag ge-

rade so wie die Reuß gegen Mitternacht, und beyde haben ihren Ursprung auf dem Gotthardt so nahe an einander, daß einst ein Franzose sagte, er habe am nämlichen Orte in den Ocean und in das mittelländische Meer gespuckt.

Eine andere Quelle der Reuß ist nicht weit von Urseren und nahe bey dem Orte in Graubünden, aus dem die erste Quelle des Rheins fließt.

Der Gotthardt und die Furka sind so nahe beysammen, daß beide eine gemeinschaftliche Basis haben; und von der leztern fließt gegen Westen der Rhodan, oder, wie man in Deutschland gewöhnlich sagt, die Rhone.

Nehmen Sie endlich den Gotthardt, die Furka und den Grimsel zusammen, so sind ihre Grundvesten so verbunden, daß man sie insgesamt als mannichfaltige Spitzen eines und des nämlichen Gebirges betrachten kann. Nicht weit von Grimsel entspringt die Aar an einem Orte, den noch niemand recht erforscht hat, und der auch wohl nie wird bestimmt werden können; es ist aber auf dem Grimsel, daß die Aar zuerst eigentlich sichtbar wird.

Die Spitzen des Gotthardts, die man um das Kloster herum sieht, sind theils nakte Felsen, theils sind sie mit beständigem Schnee und Eis bedeckt. Dem ungeachtet wächst hie und da, zwischen Felsen, ein wenig dünnes mageres Gras,

das die Mönche in Stand sezt, einige Ziegen und Schafe zu halten.

Um das Kapuzinerkloster herum auf dem Gotthardt liegen fünf kleine Seen, deren einer Lago di Lucendro, ein andrer Lago ocſuro &c. heißt. Diese Gegend ist auf allen Charten falsch angegeben, selbst Walser hat sie auf seiner Charte von Uri nicht richtig. Diese kleine Seen stehen mit einander in Verbindung, und aus ihnen entspringt gegen Süden der Teßin (Ticino), gegen Norden eine Quelle der Reuß.

Das Kloster macht die Gränze zwischen der deutschen und der italienischen Seite, und hier ist auch die Gränze für die Sprache. Man findet zwar schon vorher viele Leute, die italienisch sprechen, aber über den Gotthardt fängt diese Sprache erst ganz an, doch so, daß im Livinerthal hin und wieder die Leute auch deutsch verstehen. Man ist aber mit ihrem Italienischen sehr übel daran, denn es ist ein patois, von dem man kein Wort versteht. Dieser Mischmasch dauert so fort bis ins Mailändische, nur mit dem Unterschied, daß er nach und nach, so wie man Italien näher kommt, verständlicher wird, wiewohl selbst im Mailändischen schlecht gesprochen wird.

Mailand den 4. August.

Wir sind hier so thätig, als wir auf der Reise hieher gewesen sind! Ich möcht' Ihnen gleich eine Menge von dieser Stadt schreiben: aber dann möchten Sie wohl wenig mehr von meiner Alpenreise hören. Also zur Ordnung!

Von dem Kapuzinerkloster bis nach Airolo geht es drey Stunden so steil herab, daß man durchaus nicht reiten kann. Der Weg ist übrigens eben so traurig, wie auf der andern Seite, völlig unfruchtbar und durch die Felsenmasse, die immer die nämliche ist, einförmig. Der Tessin stürzt sich, wie auf der andern Seite die Reuß, in beständigen Fällen herab, worunter einige doch sehr schön sind. Sie sehen beständig ein Thal vor sich, und wenn Sie hinunter sind, sehen Sie ein neues. Airolo liegt zwar am Fuße des Gotthardts; nichts destoweniger hat man noch über zwölf Stunden bergab zu steigen, freylich weniger merklich.

Von Lauis, oder, da der italienische Name bekannter ist, Lugano, kann man ungefähr zweyunddreyßig Stunden rechnen. Diesen ganzen Weg muß man entweder zu Pferde, oder wenn man furchtsam ist, zu Fuße machen. Räder sind auf diesem ganzen Striche eine unbekannte Sache. Indessen ist die Straße mehrentheils

wohl unterhalten, und, wenn sie breit genug wäre, könnte man an den mehresten Orten auch fahren. Dazu kann es aber nie kommen, denn an manchen Orten windet sich die Straße so um eine Bergecke herum, daß sie nicht vier Schuhe breit ist; und ein paarmal hab' ich bemerkt, daß die Natur des Flecks so ist, daß selbst mit vielen Kosten schwerlich eine Fahrstraße errichtet werden könnte.

Im hohen Sommer wird diese Straße so sehr gebraucht, daß man mich versichert, daß in vierundzwanzig Stunden manchmal vier- bis fünfhundert Pferde und Maulesel darüber gehen. Die mehresten Waaren aus dem größten Theile Italiens nehmen diesen Weg in den Norden, und eben so gehen die nordischen Produkte nach Italien. Diese Thiere gehen mehr bey Nacht als am Tage; eine der Ursachen, warum man dieses thut, ist die Hitze, die mit einem gewissen Winde oft kommt, und mit der gewöhnlichen strengen Kälte einen sonderbaren Wechsel macht.

Oft wird diese Hitze durch einen Südwind hervorgebracht, den sie Fön nennen, und der oft so heftig ist, daß er Häuser niederreißt. Dies ist die Ursache, warum alle hölzerne Dächer im Canton Uri mit einer Menge großer Steine belastet sind, die das Dach erhalten.

Das ganze Livinerthal ist, was man auch von seiner Fruchtbarkeit sagen mag, ein armseliges Land; der obere Theil ist so ziemlich ganz unfruchtbar, weiter unten ist etwas Wiesewachs, und Nuß- und Kastanienbäume, nebst etwas wenigem von Feigen und Mandeln. Das merkwürdigste in diesem Thale war mir ein Stück Straße von einer Viertelstunde lang, zwischen Airolo und Faido. Der Stand Uri hat dort ein fast unbegreifliches Werk machen lassen, das über achtzigtausend Gulden gekostet haben soll. Das ganze Stück Weg ist durch Felsen geführt; man mußte sprengen, Brücken bauen, Mauern aufführen, dem Teßin sein Bette bestimmen 2c. kurz es ist ein eben so furchtbarer als schöner Weg, und ich ziehe diese Arbeit der ganzen gemachten Straße über den Gotthardt vor. Darneben steht ein Zollhaus, wo ein Reisender mit seinem Pferde auf fünf sächsische Groschen Zoll bezahlen muß; von Schweizern nimmt man weniger. Faido, der Sitz des Landvogts, ist ein mittelmäßiger Flecken, wie denn auf diesem ganzen Wege bis Lugano kein einziger beträchtlicher Ort ist.

In Giornico aßen wir zu Mittage; ich fand hier etwas sonderbares, eine Menge Kanonen, wovon einige auf zwölf Schuhe lang waren, alle auf Lavetten. Die Einwohner erzählten, daß die drey Waldstädte diese Kanonen von den al-

ten Römern erobert, da sie sie aber in ihr Land führen wollten, konnten sie sie wegen der Straße nicht weiter bringen. — Im Grunde war es gleichgültig, ob die Kanonen römische oder griechische waren! Indessen erregte dieser drollige Einfall meine Neugierde; ich besahe sie genauer, und da ich auf einigen das französische und mailändische Wappen fand, vermuthe ich, daß die Schweizer sie 1478 eroberten und hier ließen, weil sie sie nicht über den Gotthardt bringen konnten.

Die Einwohner dieses Orts scheinen höchst arm zu seyn, so wie im ganzen Livinerthal; allein was ihnen an zeitlichen Gütern fehlt, hat man ihnen an geistlichen ersezt. Ich sahe zwey Kirchen und hörte, daß zwey Pfarrer und drey Kapläne dazu gehörten.

Von Giornico bis Bellenz oder Bellinzona ist der Weg fast unausgesezt eben, und führt durch ein armes trockenes Land, in dem der Reisende wenig Unterhaltung findet.

Der lezte Ort im Livinerthal ist Polleggio. Hier geht man über den Bergstrom Blegno, der aus dem Valle di Blegno oder Bregno kommt, eine der drey italienischen Landvogteyen (auf deutsch das Bollenzerthal) die nebst Bellenz und Riviera den drey alten Orten, das heißt, Schweiz, Uri und Unterwalden gehört.

Sobald man über den Blegno ist, kommt man in das höchst elende Ländchen Riviera, und aus diesem in das etwas bessere Bellinzona. Die Stadt Bellenz selbst hat einige Festungswerke, die man für den Schlüssel der italienischen Schweiz hält. Jeder der drey Cantonen, Uri, Schweiz und Unterwalden hat außerhalb der Stadt ein Fort, das heißt, ein altes Schloß, wo jeder Stand drey bis vier Soldaten hält. Hier fängt nun Italiens milderer Boden an; man sieht eine sichtbare Veränderung. Das Thal ist weiter geworden, der Teßin ist sanfter, in den Thälern ist Viehweide, und die ganze Aussicht sehr schön. Wir übernachteten in Bellinzona und mußten des andern Tags über einen hohen Berg, der ganz mit Kastanienbäumen bewachsen ist; die Kastanien sind von guter Art, aber klein. Weiter fanden wir Maulbeer-, Mandeln- und Feigenbäume. In dieser ganzen Gegend ist eine starke Zucht von Seidenwürmern.

So wie man allmälig von Bellenz den Berg hinauf steigt, öfnet sich dem Auge eine Aussicht in ein herrliches Land. Man sieht Bellenz und das schöne Thal umher, ein Stück des Lago maggiore oder Langensee, wie ihn die deutschen Schweizer nennen, an dessen Ufer sich die unbeträchtliche Stadt Luggaris (Locarno) mit einer

Schönheit erhebt, die, wie ich höre, bey näherer Besichtigung verschwindet.

Nachdem wir etliche Stunden weiter gegangen waren, sahen wir endlich vom Berg hinab die Stadt Lugano und den See. Hier ward ich auf die angenehmste Art überrascht, weil ich durchgehends mehr fand, als ich erwartete. Die ganze Gegend ist unendlich schön, die Lage des Sees vortreflich und Lugano eine angenehme artige Stadt.

Lugano ist groß und schön gebauet, hat auf siebentausend Einwohner, viele Lebhaftigkeit, kurz so, daß ich seit langem keinen Ort weiß, der mich so eingenommen hätte. Mir ward wohl und leicht ums Herz, als ich aus allen den Wildnissen heraus war, und nun auf einmal so viel mit Kunst, Wohlstand und Heiterkeit der Einwohner vereinigte Schönheit der Natur fand.

*) Basel.

Die italienische Schweiz ist von den Reisebeschreibern ganz vernachläßigt worden. Gleichwohl ist es ein Stück Landes, das in manchem

*) Ich rücke hier einen später geschriebenen Brief gleich mit ein, weil er hier an seinem schicklichsten Orte steht.

A. d. H.

Betracht merkwürdig ist, wäre es auch nur durch seine verwickelte Regierungsform.

Alles was jenseit des Gotthardts der Schweiz gehört, nennen sie die Ehnetbürgischen Landvogteyen, das heißt, die auf der andern Seite der Gebürge, oder jenseit der Alpen liegen. Es sind deren sieben; denn das Livinerthal wird nicht dazu gerechnet, weil es dem Canton Uri ganz allein gehört.

Drey dieser Landvogteyen liegen zunächst dem Livinerthal, und sind Valle di Blegno, Riviera und Bellinzona. Alle drey stunden sonst unter mailändischer Bothmäßigkeit, ergaben sich aber vor etlichen hundert Jahren an Uri, Schweiz und Unterwalden, die wechselsweise einen Landvogt in jedes dieser Ländchen schicken, der allemal zwey Jahre bleibt.

Es ist oft gesagt worden, daß keine Regierung härter sey, als die demokratische: und wenn die Armuth der Unterthanen ein Beweis davon ist, so wird dieser Satz hier im vollen Maaße bestätigt. Nie hab ich ein so elendes Volk gesehen, als hier, nirgends so viele Spuren der bittersten Armuth gefunden, als in den Hütten, Kleidern und der ganzen Ansicht dieser Landvogteyen, die Gegend um Bellenz etwa ausgenommen. Knaben, Mädchen und zum Theil auch erwachsene Leute eilten, wenn sie uns von weitem

sahen, von einem Berge herab, oder aus dem Felde auf die Straße, knieten in einer gewissen Entfernung von uns nieder, bedeckten, wenn wir näher kamen, mit ihrem Gesichte die Erde, richteten sich, wenn wir endlich bey ihnen waren, wieder auf, und baten, noch immer auf den Knien, um eine Gabe.

Gleichwohl kann man diesem Volke nicht vorwerfen, daß sie schlechterdings träge sind; denn im Sommer verlassen die erwachsenen Mannspersonen ihr Land und gehen nach Mailand und in andere Orte Italiens, wo sie vielerley Sommerhandwerke treiben, oder das Feld bauen und die Aernte besorgen helfen. Dies geht so weit, daß man mich versichert hat, daß in gewissen Dörfern manchmal nicht fünf brauchbare Männer zu finden wären. Ihre Weiber, Töchter und kleinere Kinder besorgen unterdessen das Haus, und tragen etwas Wintervorrath zusammen, den der Mann, wenn er wieder nach Hause kommt, mit etwas baarem Gelde vermehrt.

Freylich ist das Land äußerst unfruchtbar; aber eben darum sollte es die Regierung schonen, sollte ihm Resourcen anweisen und aufhelfen. — Ja, da möchten sie mit der Zeit groß werden, und auch frey seyn wollen! Kurz, jede schwache Regierung ist kleinlich und grausam. Wer keine

Stärke hat, sucht seinen Untergebenen mager und schwächlich zu erhalten, und so kann es diesem nie einfallen, seine Kräfte mit seinem Herrn zu messen.

Das Livinerthal hatte sonst artige Vorrechte, und der Urner Landvogt mußte Beysitzer aus dem Thale nehmen. Allein 1755 erregten diese armen Leute einen Aufstand, und sogleich kamen die Urner mit Feuer und Schwert herüber. Das arme Land verlor alle seine Freiheiten, verschiedene wurden hingerichtet, und niemand darf seitdem Gewehr in seinem Hause halten. Und dies sind Demokraten! So wahr ist es, daß der Mensch selten das Andern einräumen will, worauf er selbst höchst eifersüchtig ist!

Die Landvögte dieser kleinen Provinzen müssen freylich Rechenschaft ablegen; aber wer die republikanischen Verbindungen kennt, weiß wohl, wie dieses geht. Wohlhabende Familien bekümmern sich nicht um so eine Landvogtey; diejenigen also, die man dahin schickt, gehen, um Geld zu gewinnen; manche sind von niedriger Erziehung (erinnern Sie sich hier, was ich Ihnen einst vom Wirthe zu Brunnen, dem Statthalter der Grafschaft Uznach, schrieb *) und von einer Denkungsart, die dieser Erziehung angemessen ist.

*) S. 17.

Aber, sagt man, einige dieser Ländereyen haben sich den Schweizern freywillig übergeben? Und was beweist das? Nichts mehr und nichts weniger, als: daß man die Regierung der alten Herzoge von Mailand noch mehr scheute, als die der drey alten Orte.

Die vier übrigen Landvogteyen befinden sich, im Ganzen, etwas besser, und etliche Orte kann man gewissermaßen blühend nennen, wie Lugano. Sie haben folgenden Rang. 1) Lugano, (Lauis) 2) Locarno, (Luggarus, oder Luggaris) 3) Val maggia, (Mayenthal) 4) Mendrisio, (Mendris). Alle vier machten einst einen Theil des Herzogthums Mailand aus, und wurden 1512 vom Herzoge Maximilian Sforzia den Schweizern eingeräumt, das heißt, zwölf Cantonen, denn Appenzell hatte nichts mit dem damaligen Kriege zu thun, und hat daher auch keinen Antheil an den Landvogteyen.

Diese zwölf Orte schicken alle zwey Jahre, nach der Reihe, in jede derselben einen Landvogt, wovon der zu Lauis bey weitem der beträchtlichste ist, und den Titel Illustrissimo Signor il Capitaneo hat. Alle italienische Landvögte sind Exzellenzen und ihre Wohnung heißt der Palast.

Alle Jahre schicken die zwölf Orte Abgesandte nach Lauis, die man zusammen das Syndikat nennt. Vor diesem Syndikate müssen alle vier

Landvögte Rechenschaft ablegen; können auch verklagt werden. Dies ist eine wohlthätige Einrichtung für die Unterthanen, denn wenn die Abgeordneten eines oder mehrerer Cantone parteyisch seyn wollten, so ist doch nicht zu erwarten, daß es die übrigen auch seyn werden. Kurz, die Landvögte sind hier mehr der Aufmerksamkeit ausgesezt, und nehmen sich mehr in Acht, als in den drey andern Landvogteyen. Indessen hab ich zu Lauis und zu Luggaris erfahren, daß man alle Landvögte lieber hat, als die aus den ganz democratischen Cantonen.

Auch bey diesen Landvogteyen findet Statt, was ich schon bey jenen erinnert habe. Sie liegen so weit von den größern Cantonen, der Weg ist so beschwerlich, besonders für eine Familie; die Dauer ist nur zwey Jahr, und das Einkommen ist am Ende doch nicht gar groß, Lauis ausgenommen. Die besten, angesehensten und reichsten Familien nehmen daher nie eine solche Landvogtey an. Man muß also Leute schicken, die wenig Vermögen haben, oder Männer von niedrigen Ständen. Dies giebt oft zu den lächerlichsten Auftritten Anlaß. Stellen Sie sich einen Schuster, einen Schneider ꝛc. oder einen plumpen Landmann vor, der in den Bergen eines demokratischen Cantons aufgewachsen ist, und der nun hier in einem Palaste wohnt, den

Titel Exzellenz hat und vielleicht von Grafen, Marquisen und Edelleuten (zu Lauis z. E. giebt es von allen diesen Klassen) eine Art von Hofaufwartung erhält! Einige dieser italienischen Herren bringen einen Theil des Jahrs zu Mailand zu, kommen nun mit aller Eleganz des mailändischen Adels nach Hause, und finden da ihren Gebieter, den sie doch immer schonen und kitzeln müssen.

Hören Sie ein artiges Geschichtchen dieser Art, das man mir zu wiederholtenmalen erzählt hat. Eine der zwölf Republiken sandte einen Schuhmacher — ich weiß nicht, in welche der italienischen Landvogteyen. Sein Betragen mochte vermuthlich so seyn, daß es die Einwohner kühn genug machte, ihn zu fragen, „was er „sey?“ — Fabriquant de Souliers, war seine Antwort!

Ein Theil der vier Landvogteyen liegt in einem herrlichen Lande, und unter dem Einflusse der weichen, milden italienischen Luft. Die Feige, die Kastanie, die Mandel wächst ungedeckt im freyen Felde, und an manchen Bergseiten, die vor den rauhern Winden gesichert sind, giebt es Wäldchen von Zitronen- Orange- und Oelbäumen. Reben sieht man überall, nicht nur im Weinberge angelegt, sonden auch hin und wieder an der Straße, wo man zwey Reihen Reben pflanzt,

die oben zusammen wachsen und lange bedeckte Gänge bilden. — Maulbeerbäume giebt es in solcher Menge, daß die Seide eins der wichtigsten Produkte ausmacht.

Die Aussicht von Lugano auf den See und das Land umher, ist entzückend. Der See ist fast ganz mit Hügeln und Bergen umgeben, die bis auf die Spitze bewachsen und fruchtbar sind. Hinter ihnen erheben sich höhere und höhere, bis sich endlich das Auge, auf einer Seite, in die Bündner Alpen verliert.

Wir machten, ehe wir über den Luganersee sezten, eine Spazierfahrt nach einer der Stadt schief über liegenden Gegend, wo man uns eine Menge Keller zeigte, in denen die Einwohner der Stadt allerhand Getränke und Dinge aufbewahren, die sie in der Stadt vor der Hitze nicht genugsam sichern können. Es war ein herrlicher Tag; die ganze Gegend umher lag auf dem See, und die Bewegung des Bootes zeigte uns das Land von zehn verschiedenen Seiten. Die Hitze war auf dem Wasser nicht so heftig, als auf dem Lande, und meine Seele schwamm im herrlichsten Genusse dieser schönen Welt.

Man rechnet in der Landvogtey Lauis auf siebenzigtausend Seelen, eine Anzahl, die ohne Zweifel übertrieben ist. Sehr bevölkert ist dieses Land allerdings; allein im Sommer wandern die

Mannspersonen, so wie in den mehresten andern Landvogteyen, häufig aus, und gegen den Winter kommen sie zu ihren Weibern und Kindern zurück. Es ist eine sehr sinnreiche Nation, die besonders in mechanischen Künsten geschickt ist. Auch hat sie Maler und andere gute Künstler hervorgebracht, deren Aeltern oft vom niedrigsten Stande waren. Auf der Spazierfahrt auf dem See sah ich das Dorf Rogno, den Geburtsort des Columba, eines der guten jezt lebenden Maler, dessen Aeltern hier Bauern sind.

Die Hitze ist überall unerträglich, wenn sie einmal in die Thäler eingedrungen ist, und etliche Tage lang keine kühlen Winde wehen. Ich fühlte besonders ihren Druck zwischen Locarno und Bellinzona, einem Thale von etwa vier Meilen, das durch den Teßin gewässert wird. Wenn wir in einiger Entfernung vom Fluß waren, konnten wir manchmal über eine Stunde lang reisen, ohne einen Tropfen Wasser anzutreffen. Wir gingen oft rechts und links von der Straße ab, um etwan eine Quelle zu finden, gingen auch in verschiedene Häuser, die ich äußerst elend fand, in denen oft kein Mensch war, und in denen man, wenn ja jemand anzutreffen war, uns selten einen Tropfen Wasser verschaffen konnte, ohne weit darnach zu gehen. Die Pferde litten nicht weniger, und wurden zugleich so sehr vom Ungezieser

geplagt, daß sie ohne Unterlaß um sich schlugen und das Reiten äußerst beschwerlich machten.

Die Religion der ganzen italienischen Schweiz ist katholisch. Sie stehen, in geistlichen Sachen, theils unter dem Bischoffe von Como, theils unter dem Erzbischoffe von Mailand. In der Landvogtey Locarno waren sonst Reformirte, allein die katholischen Cantone wollten sie nicht dulden. Man hatte ihnen schon längst zu Bern und Zürich das Bürgerrecht angeboten, und so wanderten sie 1718 alle aus dem Lande.

Mailand den 8. August.

Um uns nicht ohne Unterlaß mit Umhergehen und Besehen alles dessen, was diese weitläuftige Stadt merkwürdiges enthält, zu ermüden, machten wir heut eine Ausfahrt aufs Land.

Wir gingen zuerst nach Gerneto, einem Landsitze des Grafen von Mellerio, vier kleine Stunden von hier. Dies Gebäude nebst dem Garten wurde sehr gerühmt. Ich fand einen ungeheuern Umfang, und viele Pracht ohne Geschmack und Natur. Angenehm war mir die Aussicht in die Gebirge des Comer Sees und die ganze Kette der Alpen an Cleven, Veltlin und Worms. Von da gingen wir zurück auf das Landhaus des Kardinal Durini, eines mailändischen Grafen, wo wir

einen Mann von Geschmack und ausgebreiteten Kenntnissen fanden, der dabey so gefällig und höflich war, als ein Reisender es nur wünschen kann. Als er hörte, daß Sachsen da wären, zeigte er uns vieles Porzellän, das er in Meissen machen lassen und selbst angegeben hatte. Er führte uns dann in ein Zimmer, das mit Kupferstichen nach der Dresdner Gemäldegallerie ausmöblirt war. Der jetzige Churfürst hatte sie ihm bey seinem Aufenthalte in Dresden geschenkt. Auch in Leipzig war er gewesen. In einem andern Zimmer, das er mit Porträten berühmter Männer aller Art möblirt hatte, fand ich Luthern und alle Reformatoren der beiden protestantischen Kirchen. In einer Art Tempel waren die Büsten berühmter Männer des Alterthums in Basrelief gemalt.

Dieser Kardinal war ehemals päbstlicher Nuncius in Frankreich. Er wurde nachher nach Pohlen geschickt; und als vor zehn oder zwölf Jahren die Unruhen in diesem Reiche ausbrachen, soll er dem päbstlichen Stuhle sehr wesentliche Dienste geleistet haben. Er hat, wie man sagt, an dem ganzen Geschäfte mit den Dissidenten sehr vielen Antheil gehabt. Auf seiner Reise hielt er sich einige Zeit zu Dresden auf, wo es ihm sehr gefallen zu haben scheint.

Von diesem Landsitze, oder Villa, wie man sie hier nennt, fuhren wir nach Monza, einer so

ziemlich großen, gut gebauten und bevölkerten Stadt.

In der Kirche Johannis des Täufers, die ganz von Marmor ist, wird die sogenannte eiserne Krone aufbewahrt, mit der sonst die longobardischen Könige und nachher die neuern römischen Kaiser als Könige von Italien gekrönt wurden. Die Königin Theodelinda verehrte sie hieher nebst einer Menge anderer Kostbarkeiten, die, nebst andern Dingen, einen sehr wichtigen Schatz ausmachen. In dieser Kirche steht ein marmornes Denkmal, das man dieser Königin errichtet hat, und worauf ich folgende Inschrift fand:

Theodelindae Longobardorum Reginae
Basilicam hanc
Sancti Joannis Baptistae
Condenti locupletanti
Monumentum perenne.

Diese Inschrift fiel mir auf, weil nicht weit davon, in der nämlichen Kirche, ein anderes Denkmal ist, mit folgender Aufschrift:

Sancto Gregorio M. Pont. Max.
Coronae ferreae
Et insignium huius Basilicae
Reliquiarum
Munifico largitori.

Vermuthlich müssen sich die hiesigen Geistlichen oder die Aufschrift irren. Ich vermuthe die erstern, denn sie sind unbeschreiblich unwissend, hier zu Mailand und an andern Orten. Da ich nicht italienisch genug spreche, um in eine fortgesezte Unterredung einzutreten, versuchte ich mit verschiedenen die lateinische Sprache. Diese sprechen sie ungefähr alle, wenigstens ist es so etwas, das lateinisch klingt; allein Cicero würde in grosser Verlegenheit seyn, etwas davon zu verstehen. Einige machten nicht nur grobe Fehler, sondern brauchten auch eine Menge Worte, die ich wenigstens nie vorher gehört hatte.

Die Krone selbst wird nur den ersten Sonntag des Monats September gezeigt, aber man hat ein genaues Modell davon machen lassen, das das ganze Jahr hindurch kann gesehen werden. Ich besann mich auf eine Geschichte, die wir einst von einem Lehrer unserer Jugend hörten. Daß nämlich die longobardischen Könige so groß gewesen wären, daß diese Krone, wie man in spätern Zeiten die römischen Kaiser zu Königen von Italien damit gekrönt hätte, ihnen über den Kopf herab auf die Schulter gefallen wäre, und daß man deswegen einen eisernen Ziegel hätte hinein machen müssen, wovon denn die Krone die eiserne wäre genennt worden. Dies alles ist eine Fabel, denn die Krone ist so klein,

daß kein Kind von zehn Jahren sie auffsetzen kann. Auch war es nicht die Gewohnheit, die Kronen in die Stirne zu setzen, sondern man sezte sie blos auf den Wirbel, und dazu ist auch diese hier gemacht. Es ist ein bloßer simpler Reif von massivem Golde mit großen Edelsteinen aller Art besezt; an der inwendigen Seite dieser Krone läuft ein schmaler eiserner Ring (etwa einen Viertelzoll breit), der mit einem Nagel aus dem Kreuze Christi festgemacht ist. Was dieser Ring eigentlich bedeute, warum er hineingemacht worden, und weswegen es die eiserne Krone heiße, kann ich nicht sagen, hab es auch nicht erfahren können; vermuthlich wurde der Ring des Nagels wegen gemacht. Karl V. ist der lezte römische Kaiser, der mit dieser Krone gekrönt worden ist.

Mailand, den 9ten August.

Ich dachte Ihnen heute eine Menge über diese Stadt zu schreiben; allein ich sehe täglich so viel, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Ich will Sie also lieber wieder dahin führen, wo ich Sie zulezt auf meiner Reise gelassen habe, nach Lugano.

Wer nach Italien gehen will, nimmt in dieser Stadt ein Boot, und sezt über den See nach Codelage, oder wie es eigentlich heißen sollte Cota

di lago. Man kommt bald nach Mendris, dem Hauptflecken dieser schweizerischen Landvogtey, und dann ins Mailändische. Wir waren nun aus den Bergen heraus, und niemand machte sich das geringste Bedenken, das Gelübde der Armuth zu brechen, sondern alle stiegen mit vielem Vergnügen in ein paar Kutschen.

Im ersten Orte auf mailändischem Boden werden die Reisenden visitirt, auf östreichische Manier. Ein paar hölzerne Alpenschuhe, die etwa vier Groschen kosteten, sezten den Zollbedienten in große Verlegenheit. Sie waren neu; dies konnte niemand läugnen, und so überlegte er lange, ob er sie für kontreband erklären sollte oder nicht.

Wir kamen bald nach Como, welches in einer Tiefe an dem See gleiches Namens liegt. Diese Lage ist ängstlich, weil die Berge umher ganz nahe sind. — Ich habe schon öfters bemerkt, daß wir, unvermerkt, gewisse Ideen auf eine lächerliche Weise mit einander verwechseln und erwarten, daß, weil ein Ort durch eine Sache interessant ist, er es auch durch andere seyn muß. Como war des jüngern Plinius Vaterland; folglich — — Kurz, wir sind von unsern ersten Schuljahren an gewohnt, überall etwas Besonderes zu suchen, wo etwas auf klassische Litteratur Beziehung hat. Dieser Irr-

thum wächst mit uns auf, ohne daß wir es bemerken, und ich bin gewiß, daß mancher sich in seinen Erwartungen gewaltig betrogen finden würde, wenn er den kleinen Tiber zu Rom und eine Menge anderer Dinge sehen sollte, die ihm durch Schulgelehrsamkeit merkwürdig sind.

Die bischöfliche Kirche zu Como ist ganz von weißem Marmor. Ich erwartete nun ein glänzendes Gebäude, wie jener Hafen, der so weit in der Sonne schimmerte; allein ich fand, daß unpolirter weißer Marmor durch Wetter und Zeit ein Ansehen bekommt, das von gemeinen Steinen wenig verschieden ist.

Mit Como hören alle Berge auf einmal auf, und die Gegend ist bis Mailand eine ununterbrochene, unabsehbare Ebene, in der man keine weitere Aussicht hat, als die im Rücken in die Alpen. Alles ist trocken, und das, was grün seyn sollte, sieht verbrannt aus. Ich sah in großer Menge Reiß, und türkisch Korn, oder Mais.

Mailand, den 10ten August.

Ich bin heute wieder in der Oper gewesen, und da muß ich Ihnen doch etwas davon schreiben.

Das hiesige Opernhaus brannte vor einigen Jahren ab, worauf eine Gesellschaft von Edelleu-

ten zusammentrat, und ein neues erbaute, das nun an Größe, Schönheit und Bequemlichkeit in den Zimmern daneben das erste in Europa seyn soll. Man sagt, es fasse viertausend fünfhundert Personen, das Theater ungerechnet, welches für jede Art von Oper weitläuftig genug ist. So sah ich z. E. als ich das erstemal darinnen war, eine Menge Pferde, eine Armee, eine Seeschlacht rc.

Es hat sechs Reihen Logen übereinander und ein sehr geräumiges Parterr, das mit Stühlen angefüllt ist. In den untern Rängen giebt es viele Logen, die besondern Familien eigenthümlich gehören, und die man deswegen, wie ein Zimmer, mit allerhand Hausgeräthe möblirt. Einige sind prächtig. Da das Ganze oft vier bis fünf Stunden dauert, so halten manche in diesen Logen Abendmahlzeit, oder spielen, kurz, thun zehnerley Dinge eher, als auf das Spiel Achtung zu geben. Der Italiener vom Stande oder Vermögen besucht regelmäßig die Oper, weil er gewiß ist, seine Bekannten da zu finden; allein er ist an den Unsinn, der in den mehresten Opern herrscht, so sehr gewöhnt, daß er selten auf das Recitativ Achtung giebt, und daher ist so viel Lärm, daß man wenig davon verstehen kann. So bald aber eine Arie kommt, werden alle andere Geschäfte sogleich unterbrochen, jedermann ist

ganz Ohr und eine unbeschreibliche Stille herrscht unter der gewaltigen Menge Menschen.

In diesem neuen Gebäude sind, außer dem Theater und dem Raume für die Zuschauer, verschiedene sehr große Säle, wo Standespersonen sich versammeln und wo Fremde eingeführt werden. Man geht dahin, um Gesellschaft zu finden, oder zu spielen; auch kann man hier Chocolade, Früchte, alle Arten von Eis 2c. haben.

Das Theater wurde mit einer ganz neuen Oper eingeweiht: Europa ricognosciuta, und die Direktoren haben alles gethan, diese Einweihung so prächtig zu machen, als möglich. Nie hat vielleicht Deutschland einen so vollkommenen Triumph gehabt, als bey dieser Gelegenheit; die mehresten Hauptpersonen, die dabey zu thun hatten, sind entweder Deutsche, oder in Diensten deutscher Fürsten. Und dies in einem Lande, das ausschließend im Besitze der Musik zu seyn behauptet! Der Dichter der Oper ist Verazi, ein Italiener, aber in Diensten des Churfürsten von Pfalzbaiern. Er machte eine traurige Figur, als man ihn, bey einer der Vorstellungen, nöthigte, quer über das Theater zu paradiren. Die Musik ist von Antonio Salieri, einem Italiener, der aber gewöhnlich zu Wien lebt und in Diensten des Kaisers ist. — Me. Balducci, eine berühmte italienische Sängerin, spielte die Rolle der Europa;

allein Me. le Brun, die Sie vermuthlich besser unter dem Namen Danzi kennen, erhielt einen so allgemeinen Beyfall, daß man sagte, die erstere sey in eine solche Bewegung gekommen, daß sie in zwey oder drey Vorstellungen nicht spielen konnte. — Der erste Tänzer ist le Grand, ein geborner Mannheimer; und der Mann, dessen Solos am meisten bewundert worden, ist le Brun, der gewesenen Danzi Gatte. Beide sind Deutsche und in Diensten des Churfürsten von Pfalzbaiern.

Das Orchester besteht aus vier Reihen, in denen man etwa hundert und zwanzig Musikanten zählt. — Die Oper dauert gewöhnlich bis gegen drey Uhr des Morgens.

Gestern früh hatte ich einen herrlichen Genuß auf der Spitze des hiesigen Doms. Mailand liegt in einer ungeheuern Ebene, in die man, von dieser Höhe, viele Meilen weit nach allen Seiten sehen kann. Es ist etwas herzerhebendes, so von einer Spitze herabzusehen, wie die große volkreiche Stadt zu meinen Füßen um mich her liegt, mit allen den Landhäusern auf allen Seiten in der Nähe und in der Ferne. Das erhabenste Schauspiel aber ist hier die ganze Alpenkette, die sich längst an Graubünden hin durch die südliche Schweiz bis nach Savoyen und Piemont zieht. Ich habe die Alpen so oft von der Nordseite her

gesehen und freute mich nun nicht wenig, auch ihre südliche Seite zu sehen. Da das Land hier ganz flach ist, so machen diese himmlischen Pfeiler, die sich so zu sagen auf einmal erheben, eine unbeschreibliche Wirkung. Gegen Mittag ist das Land so flach, daß man nur in großer Ferne einige Berge, wie kleine Wölkgen, entdeckt. Gegen Südosten sieht man die Apenninen, aber auch wegen der Entfernung sehr klein.

Mailand. *)

Der hiesige Dom ist so verschrien, daß Sie mir es kaum vergeben würden, wenn ich Ihnen gar nichts davon sagte. Manche Reisende können ihn nicht genug bewundern, können sich nicht satt daran sehen; andere sprechen mit Verachtung davon und erklären ihn für ein geschmackloses, barbarisches Gebäude, für einen ungeheuern Berg von weißem Marmor. In Fällen dieser Art haben gewöhnlich beide Theile Recht. Das Unglück dieses Gebäudes ist, daß man ihm ein Capital vermachte, dessen große Intressen aufhören, so bald es ausgebauet ist. Man baut des-

*) Was nun über Mailand gesagt wird, wie auch vieles in der Folge dieser Reise und im Vorhergehenden ist aus spätern Briefen hier zusammengesezt. A. d. H.

wegen seit 1386 daran und wird beständig fortbauen. Wenn ein ehrgeiziger Baumeister an die Spitze kam, wollte er etwas daran thun, das ihn verewigte, und sein Plan mußte bis auf einen gewissen Grad befolgt werden. Auf diese Art entstund nie ein schönes Ganze; und dies ist die Ursache, warum man an diesem einzigen Gebäude ungefähr alle Stile der Architektur findet. Die Antike ist mit gothischer und moderner Baukunst vermischt, und das Ganze ist so überladen, daß der Liebhaber des simpeln und edeln Stils, der ein Ganzes zu sehen wünscht, wenig daran zu bewundern findet. Die Zahl der größern und kleinern Statüen, die man nach und nach darauf gepfropfet hat, und die man zum Theil auf der höchsten Höhe findet, wird jezt auf viertausend gesezt.

Dem allen ungeachtet hat dieses Gebäude manches, das an Herz und Einbildungskraft spricht und Gefühle von Ehrfurcht, Staunen und Schönheit erregt. Gewisse Theile dieses Doms haben außerordentlich viel Größe. So ruht z. E. das Hauptgebäude auf zweyundfunfzig Säulen, die mit den Fußgesimsen und Capitälen vierundachtzig Fuß hoch sind und vierundzwanzig Fuß im Umfange haben. Die Kuppel ist auch schön. Keine Kirche in Italien soll so viele Zierrathen haben. Die lächerlichste daran ist unstreitig eine

Statüe der heiligen Jungfrau von Marmor, die über der Kuppel auf der höchsten Spitze, gleich einer Wetterfahne steht. — Eine heilige Jungfrau — von Marmor — neun Schuhe hoch — auf der höchsten Spitze eines Tempels — und — vergoldet!

Der Schatz dieses Doms entspricht vollkommen seiner Größe und seinen Zierrathen. Die Geistlichen, die ihn zeigen, müssen Priester seyn; sie nehmen aber Geld für ihre Mühe, wie die gemeinen Geistlichen.

Der große Held der Mailänder ist der heilige Karl, der gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts Erzbischof hier war. Er war aus der alten gräflichen Familie Boromeo, die noch jezt existirt. Er liegt im Dom begraben, wo er eine eigene Kapelle hat, die in vielen Betrachtungen verdient gesehen zu werden.

Von der Statüe des geschundenen Bartholomäus, die ebenfalls im Dome steht, sag ich Ihnen nichts, sie ist zu oft angeführt worden. Je schöner ich sie finde, je mehr bedaure ich, daß der Künstler seinen Geist und seine Zeit auf keinen andern Gegenstand verwendete.

Das Innere des Doms gleicht, selbst wenn Gottesdienst darinne gehalten wird, einem Marktplatze. Am Eingange sitzen Leute, die allerley Eßwaaren zu verkaufen haben, und denen, die

etwan in der Kirche etwas geben wollen, ihr Geld wechseln. Kommt man hinein, so sieht man hier einen Trupp Leute, die sich mit einander unterhalten, dort einige Fremden, die ein Lohnbedienter herumführt. Auf einer andern Seite findet man einen Cicerone, der einigen Reisenden die Schönheiten eines Gemäldes detaillirt. Kurz, man geht umher, spricht laut, treibt Handel und macht allerhand Geschäfte, bis man in irgend einen Winkel kommt, der in dem großen Umfange ganz verloren ist, und wo eine Messe gelesen wird, oder ein Geistlicher einem Auditorium von etlichen hundert Personen predigt.

Der Marmor, von dem dieser Tempel gebauet ist, wird am Comersee gegraben, wo er so häufig ist, daß man hier zu Lande allerhand Gebäude davon hat.

Mailand.

Die Kunst ist seit einiger Zeit mein Steckenpferd, und für dieses hab ich reichliche Nahrung gefunden. Es ist kein großer Meister Italiens, von dem man hier nicht einige, auch wohl viele Gemälde hätte. Außer den eigentlichen Gallerien, deren es hier verschiedene giebt, findet man in vielen Häusern der Großen ansehnliche Sammlungen; und endlich giebt es kein Kloster und

keine Kirche, die nicht einige Gemälde von einem oder dem andern der besten italienischen Meister besäße. Allein das alles läßt sich besser sehen als beschreiben; ich will Ihnen deswegen nur sehr wenig davon sagen.

Die zahlreichste Gemäldesammlung ist unstreitig die des Grafen von Firmian, des hiesigen Ministers, oder vielmehr Statthalters; denn er thut ungefähr alles, und der Erzherzog Ferdinand scheint mehr hier zu seyn, den Stolz der Mailänder zu befriedigen, als, sie zu regieren. Dieser Graf ist schon längst als ein Freund und Beschützer aller Wissenschaften und Künste bekannt, und seine Gemäldesammlung, Kupferstiche, Bibliothek rc. gehören unter die ansehnlichsten, die irgend eine Privatperson in Europa aufzuweisen hat. Die Plafonds in seinem Palaste sind mehrentheils von einem Tyroler, Knoller, gemalt, der fast einzig für den Grafen arbeitet, und von dem ich verschiedene gute Kopien berühmter Gemälde gesehen habe.

Es giebt noch verschiedene andere lebende Künstler vom Range hier, von denen Londonio, Franchi und Traballesi mir bekannt sind. Der erstere ist ein berühmter Thiermaler, von dem man eine zahlreiche Sammlung geäzter Blätter auf blau Papier hat. Sie haben das Eigene, daß er das Licht, durch Weiß, mit dem Pinsel darauf trägt,

wodurch sie ein Mittelding zwischen einer Aetzung und Zeichnung werden. Franchi, ein Bildhauer, von Geburt ein Römer, ist Direktor der Bildhauerakademie. Der Direktor der Malerakademie ist Traballesi, ein Florentiner.

Die Gemäldesammlung, die der ambrosianischen Bibliothek gehört, ist nicht sehr zahlreich, ist aber die bestgewählte, ausgesuchteste zu Mailand. Sie besitzt unter andern verschiedene in der Malergeschichte bekannte Gemälde, z. E. das Konzert von Giorgione, die Anbetung der Hirten von Baroccio, die vier Elemente von sogenannten Samt-Breughel ꝛc. Die besten Arbeiten dieses leztern Meisters sind hier. Er ist der vollkommenste Antipode der italienischen Meister, Diese arbeiten in einem großen Stil, Breughel hingegen glaubte, die Kunst bestünde darinne, kleine Gegenstände mit unendlichem Fleiße auszuführen. In der That reichte man uns Vergrößerungsgläser, um einige seiner Gemälde zu bewundern. Ich möchte eben so gern eine Klosternonne bewundern, die eine Kreuzigung in eine Haselnuß bringt. — Auch ist hier der Carton der Schule von Athen von Raphael.

Die Häuser der Großen stehen jedem Fremden offen, und man kann, ohne die geringste Schwierigkeit, für Geld alles darinne sehen. Man fährt gerade vor die Thüre, sagt dem Thorhüter,

man wünsche das Haus zu sehen, und sogleich ruft dieser einen Bedienten, der einen überall herumführt, und dem man hernach ein paar Livres giebt. Manche Große treiben die Gefälligkeit so weit, daß sie das Zimmer verlassen, in welchem sie sitzen, wenn irgend etwas Besonderes darinne zu sehen ist.

Ich bin in verschiedenen dieser sogenannten Paläste gewesen, und überall hab' ich große hohe Säle, reiche, schwere Vergoldung und andere Artikel des Luxus und der Pracht gesehen. Allein den Geschmack hab ich nicht gefunden, den ich in einer Stadt erwartete, der man die dritte Stelle unter den italienischen Städten anweist. In der Bauart einer Menge Häuser herrscht vieles von dem verdorbenen Geschmacke der mittlern Zeiten, und in den modernen Verzierungen ist man von der Antike abgewichen. Die Möblirung der Zimmer ist auch oft schwer und altväterisch, und die Unreinlichkeit, die man hin und wieder findet, sezt in Erstaunen. — Der Italiener hält auf Pracht, in seinen Fahrzeugen und der Menge Bedienten. Man versicherte mich, daß in einem Hause, in dem ich war, zwischen funfzig bis sechzig Bediente gehalten würden; dieses aber hinderte nicht, daß ich nicht auf der Haupttreppe dieses nämlichen Hauses Koth in Menge fand; und in einem weiten hohen Saale,

in dem die Vergoldungen schwer und die Verzierungen kostbar waren, fand ich die Lambrien rings herum vollgespuckt, welches eine seltsame Wirkung macht, da sie von Marmor waren. — In andern Zimmern fand ich den Fußboden von gemeinen Ziegelsteinen, welche man der Kühle wegen liebt.

Von allem, was ich hier überhaupt gesagt habe, macht der Palast des Fürsten Belgiojoso eine Ausnahme. Es ist ein neues Gebäude, in sehr gutem Geschmacke, und ohne Ausnahme das schönste, das irgend eine Privatperson zu Mailand besizt. Die Fußböden verschiedener Zimmer sind in Mosaik, und die theils marmornen, theils porphyrenen Kamine haben schöne, nach Antiken gearbeitete Basreliefs. — Die Gemäldesammlung ist nur mittelmäßig.

Auch muß ich Ihnen etwas von der Casa Borromea sagen, oder von dem erblichen Palaste der Familie Borromeo, in welchem allemal das Haupt der Familie wohnt. Das ganze weitläufige Gebäude hat ein altfränkisches, rostiges, trauriges Ansehen. Allein es scheint, man erhält mit Fleiß dieses Ansehen von Alterthum.

Das Wappenmotto dieser Familie ist humilitas, mit gothischen Buchstaben geschrieben, oder, wie man in Deutschland sagt, Mönchsschrift. Es scheint, die Grafen sind nicht wenig stolz auf ihre

humilitas, denn dieses Wort fand ich nicht nur in allen Winkeln des Hauses, und auf allen möglichen Geräthschaften, an denen möglicherweise das Wort sich anbringen läßt, sondern man kann es auch viele hundert, wo nicht tausendmale an den Mauern des Hauses lesen. Als ich auf die borromeischen Inseln kam, fand ich keine Vase, keinen Blumentopf, an dem nicht humilitas zu lesen war. Man sieht in der Casa Borromea eine Hauskapelle und verschiedenes Klosterartige, welches alles man vermuthlich beybehält, um sich ohne Unterlaß zu erinnern, daß diese Familie einen Heiligen aufzuweisen hat. Karl wohnte wirklich in diesem Hause, und man hat von ihm Reliquien aller Art.

Mailand.

Die Hitze ist hier zu gewissen Zeiten unerträglich. Viele Städte Italiens, die weit südlicher liegen, genießen eine kühle Luft, die vom Meere herkommt, oder haben durch ihre Lage kühle Nächte. Allein in der trockenen Ebene um Mailand herum wird die Hitze durch nichts unterbrochen, und die Nächte sind, gleich den Tagen, so warm, daß der Schlaf nie erfrischt. Zwischen zehn Uhr des Morgens bis fünf oder sechs Abends sieht man niemanden auf den Gassen, als Fremde,

oder Leute, deren Geschäfte sie nöthigen, auszugehen. Ein großer Theil dieser Zeit wird in Unthätigkeit oder Schlaf zugebracht. Geht man in diesen Stunden zu jemanden, so findet man die Leute gewöhnlich in einem ganz dunkeln Zimmer, und es ist nichts seltenes, Mannspersonen anzutreffen, die im bloßen Hemde sitzen. Selbst des Abends giebt man sich nur eine ganz sanfte Bewegung. Leute vom Stande oder Vermögen fahren dann gewöhnlich auf den Corso della porta Romana orientale, einen Platz innerhalb der Stadt, den man gewöhnlich il Corso nennt. Hier trifft man manchmal ein paar hundert Kutschen, die alle, eine hinter der andern, in einem langsamen Schritte auf und abfahren und oft auf eine halbe Stunde lang ganz still halten. Man schöpft da frische Luft, ißt Obst, und spricht mit seinen Bekannten, die auf der andern Seite ebenfalls still halten. Für einen Fremden ist dies ein angenehmer Platz, weil er da die Leute der feinsten Modezirkel und von der besten Gesellschaft, nebst den schönsten Equipagen sieht. Auf Pomp und Parade in diesem leztern hält der Mailänder sehr viel, obschon ihre mehresten Kutschen plump und schwerfällig sind. Es ist nichts ungewöhnliches, in der Stadt zwey Laufer und mehr vor einer Kutsche zu sehen, und zwey bis drey Bedienten hinten auf. — Der Platz des Corso wird alle Tage

gewässert, so wie verschiedene Plätze und Hauptgassen der Stadt. Man braucht hiezu die Gefangenen, die zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilet sind. Sie ziehen einen Wagen mit einem großen Fasse, aus dem ein lederner Schlauch geht, den zwey dieser Missethäter dirigiren.

Das Vauxhall ist ein angenehmer Platz, eine oder ein paar Stunden des Abends da zuzubringen; Es ist ein großer, wohlbeleuchteter Garten, nach dem Muster des Vauxhall bey London angelegt: lange Sandgänge, grüne Plätze, Alleen, kleine Tempel und verschiedene hin und wieder zerstreute Gebäude. Hier ist ein Orchester mit Vokal- und Instrumentalmusik, dort ein Saal, wo man Chokolade, Eis rc. haben kann; an einem dritten Orte eine Bude mit Marionetten. Man findet hier alle Nüancen mailändischer Gesellschaft vom Erzherzoge an, der den Ort fleißig besucht, bis auf die niedern Klassen herab. Auch giebt es hier beständig sogenannte Improvisatori, Leute, die schäferisch, oder sonst auf eine phantastische Art gekleidet sind und eine Laute vom Nacken herabhängen haben. Irgend eine Gesellschaft bildet einen Zirkel um so einen Improvisatore her; er steht in der Mitte und empfängt von irgend einem aus der Gesellschaft ein Thema, zieht dann einige Töne aus seiner Laute, räuspert sich und fängt dann an, ein Gedicht mit seiner Laute zu begleiten, wel-

ches oft etliche hundert Verse lang ist und das er aus dem Stegreife macht. Sie können sich vorstellen, daß er beständig eine Menge Verse über allerhand Gemeinsätze fertig hat, wovon er einen Theil, man mag ihm einen Gegenstand geben, welchen man will, anzubringen weiß.

Hier sieht man ferner, im schönsten Aufputze, die öffentlichen Schönheiten der Stadt, und einige Alleen und dicke, büschigte Plätze sind für diejenigen unbeleuchtet gelassen, die einen Abtritt nehmen wollen.

Das Ganze dieses Vauxhalls hat ein heiteres, gefälliges Ansehen, und für den Eintritt bezahlt man eine Kleinigkeit. — An einem Abende traf ich hier Me. le Brun, und überzeugte mich in der Nähe, daß sie nicht nur eine gute, sondern auch eine schöne Sängerin ist. Sie ist noch jung und voller Annehmlichkeit; aber eine Aktrize ist sie nicht, wie denn selten eine Opersängerin eine gute Aktrize ist.

Ich schreibe Ihnen nichts von einer Menge Dingen, Gebäuden, Gemäldesammlungen ꝛc. weil Sie das alles in gedruckten Werken weit besser finden. Aber vom erzherzoglichen Palaste muß ich Ihnen etwas sagen, weil es ein ganz neues Gebäude ist; ja es ist noch nicht einmal ganz geendigt. Es steht unstreitig auf dem besten Platze zu Mailand, nahe an dem Dom. Dies will aber

nicht viel sagen, denn diese Stadt hat keinen einzigen schönen oder großen Platz, und der, worauf der Dom und der erzherzogliche Palast steht, ist winklich und für diese großen Gebäude zu enge. — Der Baumeister dieses neuen Gebäudes ist Pietro Marino, ein Römer. Es ist im antiken Stile und hat ein flaches italienisches Dach. Kenner haben allerley daran auszusetzen; was aber einem jeden in die Augen fällt, ist die Simplicität des Innern, die für die Wohnung eines kaiserlichen Prinzen vielleicht zu weit getrieben ist. So sind z. B. alle Statüen darinne blos von Composition. — Das schönste ist ein großer Saal, der hundert und vierundvierzig Schuhe lang und sechsundfunfzig breit ist; beide, Breite und Länge, machen mit der Höhe eine schöne Proportion. Der Boden ist von Mosaik, die Seiten mit Marmor ausgelegt und unten mit achtzehn Statüen von Caetano Callanti, einem parmesanischen Maler, geziert. Ueber der Gallerie, die rings herum geht, sind wieder achtzehn Statüen von Franchi, gleich jenen nur von Composition.

Man zählt in dieser Stadt einundsechzig Pfarrkirchen, die vielen Kapellen und Bethäuser ungerechnet. Ich höre, daß die mehresten dieser Kirchen einen Schatz, oder Gemälde, oder sonst etwas haben, das sie mehr oder weniger sehenswürdig macht. Aber ihre Bauart ist, im

Ganzen nicht so, wie ich sie in einer so ansehnlichen italienischen Stadt erwartete. Indessen hab ich verschiedene mit Vergnügen gesehen, und darunter ist für mich bey weitem die schönste der Madonna di S. Celso. Sie besitzt unter andern ein Gemälde von Raphael *), (das einzige ansehnliche, das in Mailand von diesem Künstler ist) und verschiedene Statüen von Fontana und Artaldo di Lorenzi, welche man unter die besten Stücken moderner Bildhauerkunst rechnet.

Wer Lust hat, sein Auge auf einmal mit einer ungemessenen Pracht und Reichthum zu füllen und zu blenden, muß in die Kirche des heiligen Alexander gehen. Dort kann er eine ungeheure Masse von Marmor, Krystall, Porphyr, Achat, Lapis Lazuli, und andern edlen Steinen sehen, alle in einem Haufen zusammengebracht in der Form des Hauptaltars. Der Lapis Lazuli ist unter allen Steinen unstreitig der schönste fürs Auge. Das liebliche Blau mit den reinsten, goldenen Adern durchlaufen, hat etwas Blendendes und doch zugleich Sanftes. Man hat hier ein Stück von so ungewöhnlicher Größe, daß es schon verdient, daß ein Reisender danach geht.

*) Dieses Gemälde ist vor einigen Jahren in die kaiserliche Gallerie nach Wien verehrt worden.

Ich sehe mit Vergnügen, daß Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude nicht nur Schönheit, sondern auch eine gewisse Pracht besitzen; ich sehe mit Vergnügen, daß sie Werke der Kunst besitzen, und daß ihre Altäre mit den edelsten Steinen geziert sind; aber zu was die todte Masse von Gold, Silber, Perlen, Diamanten und andern edeln Steinen dient, die verschiedene hiesige Kirchen, in ungeheurer Menge, in ihrem sogenannten Schatze aufbewahren, sehe ich keinesweges. Es ist ekelhaft, diese Dinge zu sehen, während daß der größte Theil des gemeinen Volks in tiefster Armuth lebt; und ich irre mich sehr, wenn nicht früher oder später ein Fürst Mittel findet, einen Theil dieser todten Capitalien auf eine oder die andere Art current zu machen.

Sie wissen, lieber Freund, daß Ambrosius Bischof zu Mailand war, und er würde der vorzüglichste und einzig eigene Heilige dieser Stadt seyn, wenn ihn nicht sein jüngerer Bruder Borromeo, dessen Andenken jünger ist, gewissermaßen vertrieben hätte. Indessen muß man doch den Mailändern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie ihre alten Freunde für die neuen nicht vergessen; Ambrosius steht noch immer in großen Ehren, und eine Menge Stiftungen führen seinen Namen. So hat man die Ambrosianische Musik; die Ambrosianische Gemäldesammlung,

von der ich Ihnen schon geschrieben, und die Ambrosianische Bibliothek, welches die größte Bücher- und Manuscriptsammlung hier ist, und eine der ansehnlichern in Europa zu seyn behauptet. Auch ein schönes Cisterzienserkloster führt von ihm den Namen, nebst einer Kirche, welche die zweyte Hauptkirche oder Basilika in Mailand ist. Am Eingange dieser Kirche ist inwendig ein großes Thor, welches nie gebraucht wird, (denn zum Auf- und Zumachen hat man ein anderes) und noch überdies in ein Gegitter eingefaßt ist. Dieses Thor soll nun das nämliche seyn, das Ambrosius dem Kaiser Theodosius dem Großen vor der Nase zuschloß, als er es wagte, das erstemal in die Kirche zu kommen, seitdem er die Thessalonicher hatte ermorden lassen. Für ein Alter von beinahe 1400 Jahren sieht dieses Thor in der That gut genug aus. Leute, die zur Kirche St. Viktor, die dritte mailändische Basilika, gehören, sagen: es sey ihr Kirchthor gewesen, das die Ehre gehabt habe, einem so großen Kaiser von einem so heiligen Manne versperrt worden zu seyn. Ich aber behaupte, daß es dieses hier war, denn hier ist ja das Thor, und jedermann kann es sehen mit eigenen Augen: und das ist ein Beweis, gegen den sich nichts sagen läßt, wie Sie in allen katholischen Kirchen und Klöstern hören können. — Ein Reisender sagte einst: „Aber diese

„Reliquie hab' ich schon da und da gesehen?“ „Ja,“ antwortete der Mönch, „das mögen die „Leute dort so sagen, aber die eigentliche Reli„quie haben wir; dies ist sie.“

Der hiesige Adel machte zu allen Zeiten einen ansehnlichen und mächtigen Körper aus. Er liebt Pracht und Schau, wenn er öffentlich erscheint, hohes Spiel, und Aufwand in öffentlichen Mahlzeiten und in einer großen Menge Bediente und Pferde. Alles dies war sonst vielleicht der Fall weit mehr als jetzt; denn verschiedene der ansehnlichsten Familien sind zu Grunde gerichtet, und die mehresten Familien stecken in Schulden. Dies ist wohl eine der Ursachen, warum ihre Landsitze mehrentheils schlecht unterhalten sind. Manche gerathen gänzlich in Verfall, wie z. E. die große, artig gelegene Simonettische Villa, wo das berühmte Echo ist, das einen Flintenschuß über sechzigmal wiederholt. Sie hat einen grossen Garten, viele Bäume umher, welches hier zu Lande nicht so gewöhnlich ist, und liegt nahe bey der Stadt und dem Kanale, den der französische König Franz I. graben ließ, und der so vielen andern zum Muster diente.

Ueber die Bevölkerung von Mailand hat man allerhand Berechnungen, wovon einige ausschweifend sind. Wenn ich verschiedene mit einander vergleiche, nebst dem, was ich am Orte

selbst gehört habe, so glaube ich eine Anzahl herauszubringen, die zwischen 130 bis 140,000 ist. — Den Umfang der Stadt rechnet man auf zehn italienische Meilen, eine Strecke, die sich ungefähr in drey Stunden gehen läßt.

Jeder Reisende, der nach Mailand kommt, thut wohl, wenn er sogleich mit seinem Wirthe den Preiß seiner Zimmer und seiner Mahlzeiten festsetzt. Man muß sagen, was man haben will, alles, selbst Licht, festsetzen, und dann nichts extra verlangen, oder, wenn man es thut, es sogleich bezahlen. Dies ist, ohne Ausnahme, der einzige Weg, nicht auf die unverschämteste Art übernommen zu werden. Diese Regel paßt, wie ich höre, ungefähr für ganz Italien: und in der That möchte man sie jetzt auch an gewissen Orten in der Schweiz befolgen.

Mit den Kutschern, Pferdeverleihern und Bootsleuten ist es eben so; sie machen oft die unverschämtesten Preiße, und zu einem Boote dringen sie einem Fremden, wenn er sich nicht sehr dagegen wehrt, manchmal die ganze müßige Mannschaft eines Dorfs auf. Ich sah einen Engländer zu Mailand, dem man für ein Boot für einen Weg von etwa acht Stunden auf dem Lago maggiore zwölf Dukaten abfoderte.

Isola superiore den 11. August 1778.

So nennen die Einwohner eine kleine Insel des Lago maggiore, wo wir heute bleiben müssen, weil sich auf den borromeischen Inseln kein erträgliches Wirthshaus fand. — Lieber Freund, was für sonderbare Abwechselungen, was für seltsame Kontraste hab ich auf dieser kleinen Reise gefunden! Gestern gegen Abend verließen wir Mailand mit allem seinem Geräusche, Pracht, Schauspielen und Vergnügungen, und heute sind wir in einer stillen Gegend, abgesondert von der übrigen Welt, auf einer kleinen Insel. Wir fuhren gestern Abend bis Castellazo, zwey kleine Stunden von Mailand, einer Villa, die dem Grafen von Arconate gehört.

Eine Villa zeichnet sich von den deutschen Landhäusern dadurch aus, daß man da Pracht und Reichthum im vollen Maaße anbringt, einen großen Palast erbaut und die Natur fast gänzlich verdrängt. Von dieser Art ist auch diese hier, die sehenswürdigste in den Gegenden um Mailand. Der Garten ist von großem Umfange, gut unterhalten und besteht blos aus Alleen, Satüen, Orangerie und Wasserwerken. Ich habe keinen Obstbaum, keinen grünen Platz gesehen, aber einen lebendigen Strauß, Hirsche, wilde Schweine u. s. w. — Wir erwarteten dort die Nacht,

und fuhren bis an den Morgen, da wir denn zu Sesto ankamen. Wir machten diesen Weg in der Nacht, weil er traurig und ganz und gar nicht sehenswürdig ist. Die Landstraße liegt immer tief, so daß man auf beiden Seiten eingeschlossen ist.

Sesto, ein schlechter Ort, liegt schön, da, wo der Teßin aus dem Lago maggiore wieder herauskommt. Hier schifften wir uns ein und gingen nach Arona, einer kleinen Stadt, welche den Grafen von Borromeo gehört, die, von den borromeischen Inseln an bis nach Sesto, fast alles Land haben, das an beiden Seiten des Sees liegt. Die Grafen sind dadurch Unterthanen zweyer Herren, seitdem das Haus Oestreich ein großes Stück vom westlichen Mailand an Sardinien abgetreten hat. Die ganze Seite des Sees, wo Arona liegt bis hinauf und hinter den borromeischen Inseln herum bis Canobio, fiel in dieses abgetretene Stück. Ueber Canobio weiter, nach Locarno zu, fängt die italienische Schweiz an.

Arona, eine kleine an sich unbedeutende Stadt, ist der Geburtsort des heiligen Borromeo, der sich sehr oft hier, das heißt, auf dem gräflichen Schlosse aufhielt, und auch noch als Erzbischof es oft besuchte, und von seiner thätigen Lebensart ausruhete. Er stiftete hier ein

kleines Kloster für Kapuziner, die sich nachher erweitert und verschiedene Kapellen ihrem Stifter zu Ehren gebauet haben. Man geht über diese Gebäude nach der Anhöhe, auf der eine halbe Stunde von der Stadt, die bekannte bronzene Statue des Heiligen steht, die ihm seine Nachkommen errichtet haben. Das Fußgestelle von gehauenem Steine ist zweyundzwanzig bis fünfundzwanzig Ellen hoch, die Statue selbst aber soll vierzig Ellen hoch seyn. Kenner rühmen sie; allein ich glaube, es ist schwer ein Urtheil darüber zu fällen, weil diese Maschine so groß ist, daß sich das Auge daran verliert, und schwerlich die Richtigkeit der Proportion recht fassen kann. Wenn Sie eine Höhe von acht Köpfen annehmen, so finden Sie, daß der Kopf fünf Ellen hoch seyn muß. Er ist so wie die Hände gegossen, das übrige ist nur geschlagene Arbeit. Zeit und Wetter hat die Bronze ganz geschwärzt. Der Heilige steht in bischöflicher Tracht, hebt die rechte Hand zum Lehren in die Höhe, und in der linken, die herabhängt, hält er ein Buch, in dem vier Personen Platz haben. Die Statue hat inwendig eine Treppe, in der man bis in den Kopf hinaufsteigen kann. — Als wir nachher von Arona den See hinauffuhren, sahen wir sie eine Stunde lang, da sie denn gegen die Berge und die großen Gegenstände der Natur eine Propor-

tion annimmt, die der menschlichen sich mehr nähert.

Von Arona fuhren wir nun den See weiter hinauf, dessen Ufer auf beiden Seiten unbeschreiblich schön sind, überall Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser und Landhäuser hinter diesem Berge mit Reben, Maulbeer- Kastanien- und Mandelbäumen besetzt, und die herrlichste Aussicht in die blaue Ferne der weiter entlegenen Berge. Der Himmel war helle und der See spiegelglatt. Gegen sechs Uhr sahen wir die borromeischen Inseln. Wir stiegen ans Land, um ein Gut zu besehen, das der Frankfurter Tabaksfabrikant Bolongaro, ein Italiener, erbauet hat, um in dieser schönen Gegend den Rest seines Lebens zu beschließen. Es war ein heißer Tag, wir gingen in den See und kühlten alle Hitze des Tages ab. Während daß wir badeten, fuhr unser Boot auf die Isola bella, ein Nachtlager zu suchen, das es aber nicht fand. Jetzt kam es zurück und führte uns auf die Isola superiore, welche nicht weit von jener liegt. Diese kleine Insel ist mit vierhundert Seelen vollgestopft, die alle von der Fischerey leben. Das Sonderbarste ist, daß ich auf dieser kleinen Insel nichts als Menschen, Häuser und Felsen sehe. Wenig grün, kaum ein paar Gärten; in der That ist hier kein

Platz dazu, denn die Menschen haben ihn eingenommen.

Der See macht ein paar Stunden hinter der Insel einen Busen, in dessen Vertiefung der Fluß Tosa hineinfällt. Weiter hinaus sieht man in einer Entfernung von sieben Stunden Berge mit Schnee bedeckt, an deren Fuße Domo d'Osula liegt. Ich weiß nicht, ob ich mit Vergnügen oder mit Mitleid in diese Gegend sehen sollte, die in der Ferne für das Auge so schön, in der That aber höchst unfruchtbar und elend ist. Ich weiß, daß die Einwohner dort äußerst arm sind, und daß es das rechte Vaterland der Murmelthierträger, der savoyardischen Leyern und der schönen Schattenspiele an der Wand ist. Die Insel, auf der wir schlafen, gehört dem Könige von Sardinien, den man hier häufig den Kastanien- oder Marmotten-König nennt.

Bellinzona, den 13. Aug.

Heute haben wir endlich den Lago maggiore zurückgelegt, und wollen nicht weiter gehen, weil von hier viele Stunden weit kein erträgliches Wirthshaus ist. Ich hätte Ihnen viel zu schreiben, lieber S**, aber heute wird es wohl nicht geschehen. Hier haben Sie wenigstens etwas

von den berühmten, so sehr verschrienen und so oft besuchten borromeischen Inseln.

Die erste und unter den Reisenden vorzüglich berühmte ist Isola bella, die wir gestern früh besuchten. Sie liegt zwischen der Isola Madre und der Isola superiore, von beiden nicht weit entfernt. — Daß doch die Menschen so gern einander betrügen, Wunder ausrufen, wo keine sind, und viele Stunden weit laufen, um etwas zu sehen, dessen größte Empfehlung Sonderbarkeit und Ungewöhnlichkeit ist. Ich habe von borromeischen Inseln nie anders reden hören, als von einem Paradiese, und mancher hat den Gotthardt überstiegen, blos um sie zu sehen. Ich will Ihnen gerade meine Meinung sagen. Der Lago maggiore verdient, daß man Länder durchreist, um ihn mit allen seinen Schönheiten zu sehen, ihn in seiner Länge, welche siebzehn bis achtzehn Stunden beträgt, zu messen; aber der borromeischen Inseln wegen möcht' ich nicht zehn Stunden weit gehen.

Ich sahe auf der Isola bella einen weiland ziemlich prächtigen Palast, von großem Umfange, aber ohne Geschmack. Ich sahe da reiche Meublen, große Zimmer und eine Gemäldesammlung von etlichen hundert Stücken, wovon vielleicht achte vortreflich, zwanzig gut und die übrigen schlecht sind; man durchläuft eine

Menge jezt veralteter Zimmer, um unter vielem Schlechten hier und da etwas Gutes auszufinden. Vier Zimmer, nach Grottenart gebaut und mit Wasser versehn, das, wenn die Maschinen nicht zum Theil eingegangen wären, überall zwischen den Muscheln, Erzstufen und künstlichen Felsen hervordringen sollte, gefielen mir am besten.

Neben dem Hause ist der Garten, welcher in fünf Erhöhungen oder Terrassen, deren jede so ziemlich ringsherum geht, sich vom See erhebt, immer schmäler wird, und sich endlich in eine Spitze verliert, deren Fläche wie ein großes Zimmer ins Gevierte seyn mag. Auf dieser Spitze, deren Höhe von der Fläche des Sees ziemlich beträchtlich ist, weil eine Terrasse sich über die andere erhebt, steht ein plumpes colossalisches Pferd von Stein, auf dem ein Genius reitet. Als die Wasserwerke in Ordnung waren, wurde Wasser bis auf diese Höhe getrieben, das an vielen Orten herausspritzte, und das Ganze im Hinablaufen kühlte. In diesem ganzen großen Garten ist alles Kunst, Kunst von unbeschreiblichen Kosten, aber keine Hand breit Natur. Auf den Mauern einer jeden Erhöhung oder Terrasse stehen eine Menge Statüen und Gefäße mit allerhand Gewächsen. Die Spaliere sind von Citronen, Pomeranzen und Citronaten. Diese drey Arten von Früchten sollen

hier besser wachsen, als irgendwo in Italien. Ich habe Citronen von wenigstens zwey Zoll im Durchschnitt und Citronaten noch einmal so groß gesehen. Hin und wieder sind verdeckte Gänge von Citronenbäumen gezogen; die Citronen, die in diesen Lauben über einem hängen, wenn man darunter geht, sind sehr artig zu sehen. Dieser pyramidalische Garten nebst dem Schlosse und dazu gehörigem nimmt ungefähr die Hälfte der Insel ein. Auf der andern Seite stehen Häuser, die mit zweyhundert Seelen bevölkert sind. Grauen und Unwillen kam mir an, wie ich die Einwohner schaarenweise betteln kommen sah, so wie überhaupt in ihrem Anzuge und Hütten die größte Armuth herrscht. — Sollten die Grafen, die so vieles auf Pracht verwenden, nicht ein geringes anlegen, das Elend ihrer Unterthanen zu mildern! Aber mancher große Italiener hat kein Gefühl, als für den Gesang eines Castraten.

Büsching sagt, daß es in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts nichts als ein nackter Felsen war, und daß ein Graf von Borromeo auf den Einfall kam, Erde dahin zu führen und die Terrassen aufzumauern. Denn daß sie alle gemauert sind, können Sie sich vorstellen. Das Brechen der Sonnenstrahlen an allen diesen Mauern und Felsen verursacht eine solche Hitze, als man irgendwo im südlichsten Italien finden

kann. Aber eben diese Mauern geben dem Ganzen das trockene, trostlose Ansehen, das einem jeden so widrig ist, der eine Sache darum nicht schön findet, weil sie außerordentlich ist und mit Kunst und vielen Kosten hervorgebracht ward.

Sehr artig ist ein Citronen- und ein Lorberwäldchen. Es hat etwas sonderbar Anziehendes für einen aus unsern nördlichen Himmelsstrichen, sich in einem Wäldchen von Gewächsen zu sehen, die man uns nur in den Wärmhäusern zeigt, und etwa im hohen Sommer in Töpfen.

Der Gärtner, der uns herumführte, wußte sich sehr viel damit, die Natur auf mannichfaltige Art genothzüchtiget zu haben. So sah ich z. E. einen Rosenstock, auf dem, nebst den Rosen, Trauben, Citronen und ich weiß nicht was wuchs.

Wir gingen nun auf Isola madre, welche mir weit mehr gefiel, schliefen zu Brisaco, dem ersten Orte der Landvogtey Locarno, schifften uns heute früh wieder ein, stiegen zu Locarno aus, und kamen bis hieher nach Bellinzona.

Am Platifer im Livinerthal.

Eine angenehme Heiterkeit belebt mich in dieser einsamen verlornen Wildniß. Ich athme

bey meinem Erwachen die süße Kühle des Morgens, und das weiche Grün, das ich vor meinem Fenster sehe, hat etwas seltsam erquickendes in dieser Felsengegend, wo selbst das Tageslicht rar ist. Ich fühle so Etwas von Stille und Ruhe und Einschränkung, und der Gedanke der Alpen und die ganze erhabene Scene umher liegt mächtig in meiner Seele.

Ich schreibe Ihnen aus der Gegend, ungefähr in der Mitte des Livinerthals, wo, wie ich Ihnen lezthin sagte, der sonderbare Weg durch die Felsen gebrochen ist. Wegen der starken Abgabe, die man hier zahlt, ist ein Zollhaus errichtet, und in diesem fanden wir gestern eine gute Mahlzeit, ziemlich gute Betten und einen erquickenden Schlaf.

Ich möchte fast sagen, daß die Gegend hier um das Zollhaus herum der außerordentlichste Fleck ist, den ich noch auf dieser Reise gesehen habe! Hohe, steile und ganz nackte Felsen scheinen den Weg vom Hause hinab unmöglich zu machen. Der Stand Uri ließ auf einer Strecke von zehn Minuten den Weg in die Felsen hauen, und verschiedene Bogen und Brücken an der Flußseite mauern. Hier ist mehr als Teufelsbrücke, obschon weniger bekannt und weniger gerühmt. Mit Gebrülle stürzt sich der Teßin hinab und wandelt seine zerschmetterten Wellen in weißen Schaum.

Man nennt den Hauptberg Platifer, und so auch die ganze Gegend.

Wir kamen gestern von Bellenz hieher. Die Hitze war vom Morgen bis Nachmittags unerträglich, die Fliegen und Mücken sehr arg, und der Weg geht noch mehrentheils über Felsen. Reiten kann man nicht wohl, weil die Pferde so von den Insekten gequälet werden, daß diese ohne Unterlaß um sich schlagen, die Füße des Reiters verwunden, oder gar mit ihm stürzen. Dennoch hab' ich unter allen Beschwerden viel Wonnevolles empfunden und manches gefühlt, was ich zeither nur den Worten nach kannte. Wer versteht, wer fühlt mit ganzem vollem Herzen, was das heißt: Wenn der Wandrer am schwülen Tage im Kühlen sich labt, — wenn der Pilgrim an der frischen Quelle sich erquickt! O ich habe sie gefühlt diese Labsale, habe schon oft auf unsrer Reise alle die Süßigkeit und Wonne gefühlt, die wir in dem gewöhnlichen Gange unsers Lebens nie kennen. Wenn ich so ganz ermüdet vom beschwerlichen Wege, ausgetrocknet und abgemattet von der Hitze, unter einen schattigen Kastanienbaum mich legte, oder an den Tessin hinabstieg und die Feuchte des Flusses mich kühlte; wenn ich an einen Krystallbach mich legte, der vom Felsen herab braust, mein verbranntes Gesicht mit dem wohlthätigen Wasser bespritzte,

und ich dann Geist und neues Leben mit begierigen Zügen eintrank — lieber Freund, wie oft hab ich da ausgerufen: so ein Augenblick ist eines ganzen Tages Last und Hitze werth! Jezt will ich Ihnen noch einiges vom Vorhergehenden nachholen.

Von der Isola bella fuhren wir auf die Isola madre (beide zusammen nennt man die borromeischen Inseln), die ich mit mehrerm Vergnügen sah, als jene. Nicht alles ist hier durch die wissenschaftliche Hand eines Gärtners gemacht, sondern man sieht, daß hier ein fühlbares Herz im Spiel war. Ein kleines düstres Wäldchen von Myrthenbäumen ist reizend schön; ein andres von Lorbeerbäumen ist so dichterisch, so heilig und dunkel, daß Apoll und die Musen da wohnen könnten. Auf der Isola bella sah ich einen kleinen Wald von Citronen und Pomeranzen, aber ich weiß nicht, warum er mir weit steifer und gezwungener, als diese, vorkam. Diese kleinen Wäldchen sind durch Perlenhüner und Fasanen, welche auf den Ruf ihrer Wärterin herbeylaufen, belebt. Das Haus ist groß und geräumig, aber es ist kein Palast; es ist auf der Insel Kunst angebracht, aber die Natur ist nicht gänzlich verdrängt. Sie ist der Lieblingsaufenthalt eines alten Kardinals aus dem Hause Borromeo, wenn ihn seine Gebrechlichkeiten nicht

zwingen, zu Mailand zu bleiben. Wir aßen hier große Weintrauben, die völlig reif waren, welches auch nichts seltenes ist, denn schon in Mailand hab ich diesjährige Mandeln, Feigen, Pfirschen und Nüsse gegessen. Die Aussicht auf der einen Seite der Insel ist sehr schön, man sieht Palanza und Sünen, zwey Orte, die dem Könige von Sardinien gehören, und wovon der erste sehr schön in die Augen fällt. Nicht weit davon liegt eine kleine unfruchtbare Insel, die Johannisinsel genannt. Wir verließen die Insel, fuhren bis Introgno und Canobio vorbey bis Brisaco, und von da auf Locarno.

Wir haben uns beynahe drittehalben Tag auf dem See aufgehalten, und ich hätte noch lange dort bleiben können. Er ist vom Anfange bis ans Ende mit Bergen umgeben, die immer höher und höher werden, so wie man sich der Schweiz nähert. Diese Berge sind mit Reben, Oliven- und Maulbeerbäumen bepflanzt; letztere braucht man zu einem starken Seidenbau, der dort getrieben wird. Da dieser See Mailand, die Schweiz, Piemont und Savoyen zusammen verbindet, so wird da ein starker Handel getrieben, und man sieht beständig größere und kleinere Fahrzeuge. Wir haben kein einziges mal Sturm gehabt, ob er schon sonst häufig und stark hier ist, öfters auch kleinere Schiffe umwirft. Man erzählt, daß,

als der Kaiser auf der Isola bella gewesen, der Sturm so sehr gewüthet hätte, daß man glaubte, die Insel würde untergehen. Und dies ist sehr viel gesagt, denn ihre Grundfeste sind Felsen.

Airolo am Fuße des Gotthardts.

Nachdem wir auf dem Zollhause ausgeruhet, gezeichnet und so einen Theil des Morgens zugebracht hatten, gingen wir drey Stunden weiter hieher, weil hier ein gutes Wirthshaus ist: gut nämlich in Vergleichung der andern, die man auf dieser Seite der Alpen antrifft.

Der gewöhnliche Weg, und, ich darf wohl sagen, der einzige, den wir nun vor uns haben, ist wieder über den Gotthardt zurück. Wenig Menschen wissen, daß es noch einen andern Paß giebt, weil ihn niemand macht, als Gemsjäger und höchstens einige Landleute aus der Gegend, die den nächsten Weg nach Oberwallis suchen. Wir sollten also wieder über den Gotthardt, bis hinab auf der andern Seite ins Dorf Hospital, wo man dann den Weg über die Furka nach Oberwallis nimmt. Dies wäre nun freylich langweilig; es wurde also gefragt, untersucht, überlegt — und kurz, die Liebe zum Sonderbaren und das natürliche Verlangen, etwas Außerordentliches zu sehen und zu thun, machte den

andern Weg weniger fürchterlich, als er beschrieben wurde. Kurz, morgen soll die Wanderschaft vor sich gehen. Wir lassen den Gotthardt rechts liegen, und gehen über die Liviner Alpen, die man sonst auch das Griesgebirge nennt, und die einen Theil der alten Lepontiner Alpen ausmachen. — —

Die Gegend unter Airolo hat einige überaus malerische und romantische Flecke. Ich komme so eben von einem langen Spatziergange zurück, auf dem ich ein paar schöne Wasserfälle und verschiedene alte Schlösser gesehen habe, die von den langobardischen Königen herstammen.

Da ist ein Berg und eine Gegend, die sie Stalvetro nennen, wo die Landstraße zwischen zwey Felsen hindurchgeht, die so nahe an einander liegen, daß man offenbar sieht, daß sie durch eine gewaltsame Revolution, vermuthlich durch Wasser, getrennt worden sind. Herr Schütz nahm hier eine Zeichnung, in der verschiedene Gegenstände unendlich groß sind. Ich mußte über unsern Führer lachen, der mir von einem der dortigen alten Thürme mit historischer Zuversichtlichkeit versicherte, daß ihn der langobardische König Desiderius gebauet habe.

Obergestelen in Oberwallis.

Heute, lieber Freund, sollen Sie eine treue Beschreibung des Weges haben, durch den wir uns gestern gearbeitet.

Von Airolo weg sieht das Land anfangs noch so ziemlich menschlich aus, so wie es nämlich am Fuße des Gotthardts aussehen kann. Ich fand hin und wieder einige Wiesen und selbst etwas Getraide, das aber noch ganz grün war. Zur Rechten hatten wir etliche Stunden lang einen kleinen Fluß, der eine der Quellen des Tessins ausmacht, und der sich in beständigen Fällen von dieser Seite des Gotthardts herabstürzt.

Ich fragte sorgfältig nach dem Namen eines jeden Dörfchens, denn wo wenig ist, wird das Etwas interessant. Fontana, Osasco, Villa di Petretto und Runio sind insgesammt elende Nester, die aus wenigen armseligen Hütten bestehen, in denen wenige Menschen leben. Hin und wieder kamen Alte und Junge auf uns zugelaufen, blieben in einiger Entfernung stehen und betrachteten uns mit einem Erstaunen, das dem Erstaunen des Bewohners einer Insel gleichen muß, auf der zum erstenmale Fremde landen. Der Gotthardt, um den sich dieser Weg windet, macht

unabläßig einen erhabenen aber grauenvollen Gegenstand für das Auge.

Wir mochten etwa einen Weg von drey Stunden gemacht haben, als die Führer uns sagten, wir müßten nun für sieben Stunden lang kein Dorf mehr erwarten. Wie interessant war mir nun ein elendes, gar einsam gelegenes Haus, das man a l'Aqua nennt, und welches hier der äußerste Winkel zu seyn scheint, in welchen Menschen sich drängen können; denn mit diesem Orte hören alle Spuren menschlicher Hand auf, und höher hinauf entdeckt das Auge viele Stunden weit auch nicht einmal eine Sennenhütte.

Wir rückten nun auf einem Fußwege fort, dem man es ansah, wie wenig er betreten wird; aber auch dieser hörte endlich auf, und wir mußten uns ganz auf die Kenntniß unserer Führer verlassen. Steile, unförmliche, dunkelgraue Felsenmassen erheben sich auf allen Seiten, und machen ein Bild des Trauerns und öder Ruhe. Was einzig in diesen nackten Felsen eine Abwechselung giebt, ist Schnee und hin und wieder ein kleiner Eisberg. — Unsere Führer wußten sehr wohl, nach welcher Gegend wir unsere Richtung nehmen mußten; allein da keine Spur von einem Wege ist, führten sie uns oft über Steine und Felsen, in denen das Gehen äußerst beschwerlich ward. Zwar hatten wir Pferde, die mit bewun-

derniswürdiger Geschicklichkeit sich überall durchwanden; allein an manchen Orten wollte es niemand wagen aufzusitzen.

Dennoch war die ganze Gesellschaft heiter, weil das Ungewöhnliche des Anblicks eines Jeden Aufmersamkeit gespannt hielt. Aber nun fiel ein Donnerwetter ein mit etwas Regen, und in kurzem waren wir alle von Kälte halb erstarrt. Da war nichts, wo wir Zuflucht suchen konnten, und überdies hatten wir keine Zeit zu verlieren, weil man auf diesen Weg eine vollkommene Tagereise rechnen muß.

Wir waren nun auf der höchsten Höhe unsers Weges, auf einem Berge, den die Führer Nufenen nannten. Wir hatten hier eine weite Aussicht in ein Land umher, das, gleich der Strecke, auf der wir wanderten, trostlos und öde war. Hier gingen wir über eine Stunde lang beständig auf Schnee, der aber hart genug ist, daß man ohne große Beschwerde darauf gehen kann. Nur hin und wieder sah ich einige Fußtritte. Es schneyet hier so oft, selbst mitten im Sommer, und von den Bergspitzen lösen sich ohne Unterlaß so viele Felsen und Steine ab, daß die Tritte der wenigen, die hier gehen, gar bald wieder vertilgt werden.

Der eiskalte Regen hatte sich gelegt, und der Donner rollte nur langsam rings in den Felsen-

hallen umher. Der so eben noch verschleyerte Himmel heiterte sich in unserer obern Region auf, und die grauen Regenwolken zogen tief unter uns an den Bergen herum. Die kalte Farbe des Himmels, der plumpe colossalische Bau und die schwarzgraue Farbe der Felsen machten, mit der todten Oede umher, ein Bild, das mir nie wieder aus dem Gedächtnisse schwinden wird. Diese Grundpfeiler der Schöpfung in ihrer ganzen majestätischen Wildheit füllen mit Ehrfurcht, Anbetung und Schauer, und geben zugleich uns selbst ein gewisses Gefühl von Würde, Eigenliebe und innerer Genugthuung, die einen für alle Beschwerden der Reise mehr als schadlos halten.

Jezt stiegen wir auf der Walliserseite hinab, von einer Menge Bäche begleitet, die sich auf allen Seiten ins Thal stürzen. Der größte Theil unsers Weges war nun gemacht, aber noch immer keine Spur menschlicher Hand. Ich sah im Herabsteigen verschiedene große Gletscher, und endlich eine Heerde Ziegen, die auf dem Schnee und Felsen einer Bergspitze herumkletterten. Man sagte uns, daß diese Ziegen von den nächsten Sennhütten des Morgens ausgehen, die höchsten Berge besteigen, und des Abends wieder zurück kommen.

Abends nach vier Uhr entdeckten wir, in einiger Entfernung von unserm Wege, eine Senn-

hütte in dickem Nebel. Es war ein Palast für uns, die wir seit zehn Stunden auf der Straße waren, und keine eigentliche Mahlzeit gemacht hatten. Zwey Mannspersonen, die wir darin fanden, suchten Holz und Reiser zusammen, die sie mit vieler Mühe herauftragen, und nie war mir ein Feuer willkommener.

Sie hatten kein Brod, und auch sonst nichts wornach wir fragten; sie boten aber mit vieler Gutherzigkeit alles an, was sie hatten, und das war ein fettes Murmelthier, das sie auf einem Brete ausgespannt zeigten und braten wollten. Uns allen schauerte vor dem Gedanken, ohne Brod von so einem Thiere zu essen, das fast ganz aus Fett bestund. Wir mußten also die Packpferde erwarten, die sich von den übrigen verirrt hatten. Und nun begann eine Mahlzeit, die mit immer so vielem Appetite gegessen wurde, als die, welche Ulysses Schweinhirt seinem Herrn auftischte.

Wir kamen bald nachher auf einen gemachten Weg, auf dem wir über eine Stunde lang beständig herabstiegen. Endlich sah ich in der Tiefe eine grüne Gegend, die, wenn man sie in der Nähe betrachtet, armselig genug ist, mir aber jezt einem Paradiese glich. Es liegt ein kleines Dorf darin, das, so wie die Gegend, den passenden Namen Loch führt. Nahe daran liegt Ober-

gefielen, wo wir mit der Nacht ankamen. Man rechnet den Weg von Airolo bis hieher zehn Stunden; man mag sie aber füglich für zwölfe nehmen.

Spital auf dem Grimselberge,
den 18. August.

Mir ist wohl, daß ich aus dem traurigen Winkel des Oberwallis heraus bin, wo man weder Brod, noch erträgliche Betten, noch sonst etwas haben kann, Milch und Käse ausgenommen.

Wir sind nun im Canton Bern, und obschon noch immer in einer entsezlichen Wildniß, so fühle ich doch schon, daß in diesem Canton alles so ganz anders ist, als im größern Theile der übrigen Schweiz. — —

Ich wurde hier unterbrochen. Sonderbar! Eben da ich dieses schrieb, kommt ein Engländer herein, den ich vor einigen Monaten zu Basel kennen lernte, mit einem piemontesischen Grafen. Hätte ich den Engländer an jedem andern Orte gesehen, ich hätte mich wenig darum bekümmert; aber ihn hier wieder zu treffen, in diesem Schnee- und Eiswinkel, macht den Mann äusserst interessant, denn wir schätzen menschliche Gesellschaft in dem Maaße, in dem wir ihrer

beraubt sind. Es ist erbaulich zu sehen, wie sich in diesem kleinen Hause jezt an die dreißig Personen befinden, die alle, wie wir, ihr Nachtlager hier finden sollen.

Abends.

Wir kamen heute sehr zeitig hier an, und nachdem ich eine Mahlzeit hier gemacht hatte, die ich schwerlich in dieser Wildniß erwarten konnte, ging ich mit Herrn B** das sogenannte Eismeer zu besehen, das eine Stunde von hier sich anfängt, und sieben oder acht Stunden weit bis ans Schreckhorn, vielleicht auch weiter geht, denn die Geographen sind hier sehr uneinig, weil das Land von solcher Natur ist, daß gewisse Striche davon nie von einem sterblichen Auge gesehen worden sind. Aber davon ein andermal.

Spital den 19. August.

Es ist schon voller Tag; eine Menge grösserer und kleinerer Thiere haben mich aus dem Bette getrieben, was könnt' ich bessers thun, als Ihnen schreiben? Wir wollen nicht frühe fort, weil wir heute nicht weiter als fünf Stunden gehen und es im hiesigen Lande ziemlich kalt ist.

Wenn man von Obergestelen drey kleine Stunden aufsteigt, so kommt man an den Furka- oder Rhone - Gletscher. Es ist dieses ein Berg, der zwischen zwey Spitzen der Furka liegt, und aus dem unten hervor die Rhone quillt; wiewohl es eine große Menge anderer Bäche hier giebt, die vom geschmolzenen Schnee und Eise entstehen, und die alle als Quellen dieses Flusses betrachtet werden mögen. Dieser so große Fluß, der gewiß nicht der geringsten einer ist, die ins mittelländische Meer fallen, hat hier einen ziemlich kleinen Anfang, bekommt aber von allen Seiten gleich so viel Zuwachs, daß er zwey Stunden von seiner Quelle schon einen ansehnlichen Waldstrom macht. An diesen Gletscher stiegen wir vorgestern früh. Der Kupferstich, den Sie in den Reisen durch Helvetien vom Furka-Gletscher sehen, ist ganz falsch; falsch, nicht nur weil der Gletscher ganz anders aussieht (denn sie ändern ohne Unterlaß, und eine Zeichnung, die ich heute von einem Gletscher nehme, mag in zehn Jahren ihm ganz unähnlich seyn) sondern weil die ganze Gegend nicht treu vorgestellt ist. Ich sehe aus der Lage des Ganzen umher, daß der Zeichner die Gegend aus verschiedenen Gesichtspunkten aufgenommen und dann aus verschiedenen Zeichnungen Eine gemacht hat. Herr Schütz versuchte etliche Gesichtspunkte, um selbst zu

zeichnen; aber wir fanden keinen, aus dem auch nur die Hälfte von dem, was auf dem Kupferstiche ist, zu sehen wäre.

Herrn B** und mir war es nicht genug, nur diesen Theil der Furka zu sehen; wir wollten auf diejenige Spitze, wo das Kreuz steht, das auch auf allen Landcharten angezeigt ist, und welches das Urserenthal von Wallis scheidet. Wir fingen an zu steigen, und hier begegnete uns etwas, das ich nicht um Vieles ungesehen machen wollte. Von dem Gletscher bis zum Kreuze sind etwa zwey kleine Stunden; wir waren schon länger gestiegen, und sahen endlich, daß wir an einer andern Spitze der Furka, viel höher als am Kreuze waren. Wir erstiegen mit Mühe, über lauter herabgefallene Felsstücke, die höchste Spitze, und sahen ein Schauspiel, das mir eben so unerwartet als erhaben war. Gewöhnlich ist in diesen hohen Bergen keine weite Aussicht, weil man, auch wenn man auf den höchsten Spitzen ist, andere zu nahe neben sich hat, als daß man weit sollte sehen können. Hier aber waren wir gerade am obern Ende des Walliserlandes, und sahen in gerader Richtung ins Thal. Nun wissen Sie, daß dieses ganze Land aus einem einzigen Hauptthale besteht, durch welches längst herab die Rhone fließt. Wir sahen bey zehn Stunden weit ins Thal, sahen die Rhone vor

uns mit allen ihren mannichfaltigen Krümmungen und kleinen Flüssen, die hineinfallen. Große ungeheure Schneeberge schlossen in der Ferne die Aussicht, und links und rechts sah ich die ganze Alpenkette, welche das Walliserland auf der einen Seite von Savoyen, auf der andern von dem Canton Bern scheidet. Nie hab' ich die Größe Gottes mehr bewundert, nie ein Wunderwerk der Natur mehr angestaunt. Stumm und betäubt sahen wir lange Zeit das große Amphitheater von Schneespitzen an, in die das Thal und die blaue Ferne der durch die Entfernung niedrig scheinenden Berge sich verlor. Rechts zeichneten sich die Spitzen des Grimsels vor andern aus, und links erhob sich majestätisch der große St. Bernhardt, der halb den Wallisern, halb den Savoyarden seine ungeheure eisene Brust beut.

Aber nun hatten wir uns dermaßen verstiegen, daß wir über sechs Stunden gebraucht hätten, wieder nach Obergestelen zu kommen. Gerade hinabzusteigen war näher, aber zu jähe. Wir entschlossen uns endlich, uns niederzusetzen, bogen uns rückwärts und so machten wir in kurzer Zeit vielen Weg. Da wo die Felsen an unserer Fahrt uns hinderten, brauchten wir Hände und Füße, und so kamen wir in vier kleinen Stunden gerades Weges ins Thal, ein gutes

Theil von dem Wege ab, den wir früh gegangen waren.

Meiringen in Oberhaßli,
den 20. August.

Wie ein Wanderer am Ende des langen, lastvollen Tages, der lange gewünschten, lange mit dem Auge gesuchten Herberge entgegen sieht, so sah ich gestern nach diesem Ländchen des Friedens, nach dieser Gegend des Cantons Bern, die durch Schönheit, Reinheit und Unverdorbenheit mehr als ihre Brüder noch immer ein Lob sich erhalten hat, das Fremde und Einheimische dahin zieht. Ich bin nun in dem von Hallern besungenen, von Aberli und vielen andern Künstlern gezeichneten, und von so vielen gerühmten Haßlithale. Mit diesem Namen belegt man das Ländchen, welches an Unterwalden, Uri und Wallis liegt, und bis an den Brienzersee, das Schreckhorn, Mettelhorn und Jungfrauhorn geht. In dieser Gegend ist Hallers Gedicht, die Alpen, größtentheils entstanden. Meiringen ist der Hauptort darinne. Hier sitze ich jezt, an einem schönen Morgen, im engen Thale, rings umschlossen von hohen Alpen, höre das Rauschen der Aar und aller der größern und kleinern Bäche, die in mannichfaltig wechselnden Fällen sich bald

über Felsen, bald über Wiesen herabstürzen. Mit Entzücken seh' ich das schöne Dorf, das auch äußerlich den Wohlstand seiner Einwohner verräth. Nach der beschwerlichsten Reise durch die rauhesten unfruchtbarsten Felsen, über drohende Berghöhen und durch unwirthbare Thäler von Schnee und Eis in solch ein Land zu kommen; aus einer Wüste in einen Fruchtgarten, von Armuth zu Wohlstand und Reichthum, aus einer magern elenden Kost zu Ueberfluß — der Kontrast ist einer der auffallendsten!

Wir werden ein paar Tage hier bleiben, um auszuruhen, um dieses romantische Land, wo alles mir Liebe und sanfte Gefühle zuweht, in Fülle zu genießen, und zu sehen, ob die Menschen hier wirklich jene alten ächten Bewohner der Alpen sind, deren Leben das wahre Bild des Lebens der Patriarchen seyn soll.

Ehe die übrige Gesellschaft zum Ausgehen fertig wird, will ich Ihnen von den vorhergehenden Tagen nachholen.

Obergestelen ist wegen der Pässe, die sich dort vereinigen, ein merkwürdiger Ort. Den aus dem Livinerthal über das Griesgebirge habe ich beschrieben, wenn ich ihm anders den Namen eines Passes geben kann. Ein anderer geht über die Furka ins Urserenthal, wo er sich am Dorfe Hospital mit dem Wege über den Gotthardt

vereint. Ein dritter ist über den Grimsel in den Canton Bern, von dem Sie gleich hören sollen; und ein vierter führt rechts neben dem Griesgebirge nach Mailand. Dieser leztere mag, nach allem, was ich höre, dem nicht ungleich seyn, den wir machten, und ist auch nur kurze Zeit im Sommer offen.

Keiner dieser Pässe ist eine Hauptstraße, wie z. E. der Gotthardt, der Bernhardt ꝛc. und das sieht man ihnen auch gar sehr an; indessen wird der über die Furka und über den Grimsel bisweilen von Fremden besucht, welche, so wie uns, die Neugierde treibt. Man sollte also erwarten, daß man zu Obergestelen wenigstens die Nothwendigkeiten des Lebens finden würde; allein es fehlt hier an allem, selbst am Brode: so daß ich einem jeden, der hieher zu kommen Lust hat, rathe, sich mit allem zu versehen. Die Leute backen hier jährlich nicht mehr als viermal, und das, was sie dann backen, ist eine Komposition, die nur der äußerste Hunger hinabbringen kann, denn es besteht hauptsächlich aus elendem Habermehle, mit welchem ganze Hülsen und Stacheln verbacken werden. Diese Brode sind klein und dünne, und die Eingebornen essen selten davon, sondern nähren sich mit dürrem, magerem Käse, und — was weiß ich! Vielleicht gehen sie im Sommer auf die Weide. — Wenn sie von

diesem gebackenen Häckerlinge essen wollen, zerhacken sie ein Stück, den Abend vorher, mit dem Beile, und weichen es in Wasser. Die Leute sind ungeschlacht, und sprechen eine Sprache, die sie deutsch nennen. Das Beste, das sie haben, ist eine Art Branntwein, der von Enzian, den Sie aus Hallers Gedichten kennen, gemacht wird. Er soll sehr gesund seyn, und ist eine herrliche Sache für die Liebhaber; denn wer früh davon trinkt, hat Abends noch den Geschmack auf der Zunge.

Von Obergestelen weg geht man keine halbe Stunde im Thale, und der steile Grimsel fängt an. Anfangs ist der Weg sehr schlecht, und man hat Mühe mit einem Pferde durchzukommen. Nachher kommt ein gemachter Weg, der sich in einem Zickzack hinauf zieht, weil der Berg außerordentlich steil ist. Ich sahe im Hinaufsteigen in einer mäßigen Entfernung den Rhodan- oder Furkagletscher wieder, und ging nun über verschiedene Striche, die ich den Tag vorher sehr deutlich von der Furka gesehen hatte.

Nach zwey beschwerlichen Stunden hatten wir ihn erstiegen, diejenige Höhe nämlich, über welche die Straße geht, denn ungeachtet der Höhe, auf der wir nun waren, waren wir doch immer in einem Thale, überall von so hohen Bergen eingeschlossen, daß wir gar keine Aussicht hatten.

Jezt mußten wir wieder eine gute Stunde herabsteigen, auf lauter großen an einander hangenden Felsenplatten, an das bekannte Spital, welches auf allen Landcharten angegeben ist. Es ist eine schlechte Hütte, die der Landschaft Oberhaßli gehört; da man aber von Obergestelen acht Stunden lang keinen Ort trifft, so ist es eine sehr erwünschte Herberge. Die Haßler setzen alle Jahre vom ersten März bis zu Andreä einen sogenannten Spitalmeister hinauf, der den Armen Brod, Milch, Butter und Käse umsonst geben muß. Gegen Michaelis verläßt er den Ort, und läßt nur einen einzigen Sennen zurück bis Andreä. Dieser Paß ist eigentlich nur einige Monate im hohen Sommer offen; dennoch wagen sich viele Leute auch im Winter hinüber, weil es auf zwanzig Stunden weit der einzige Paß ist.

Der Mann sagte mir, daß wenn sein Senne herabkommt, er das Haus offen läßt und mit etwas Holz und Proviant versieht, welches allemal, wenn er das nächste Jahr wiederkommt, aufgezehrt ist. Hieraus sieht man, daß sich Leute sehr spät im Jahre über diesen Berg wagen. Hin und wieder sind Stangen aufgesteckt, um die Leute zurechte zu weisen, wenn alles verschneyt ist. Demungeachtet kommen hier öfters Menschen ums Leben.

Sonderbar ist es, daß auf den Höhen dieses Berges verschiedene Seen sind; allein sie entstehen hier und auf andern Gebirgen aus dem Schnee und Eise, das von den höhern Felsenspitzen herabschmelzt.

Das sogenannte Spital steht in einem Krater, in einem Loche, das in den Felsen ausgehauen zu seyn scheint. Wenn man von dem Hause weg den Weg betrachtet, so begreift man kaum, wie es möglich war herabzukommen. Alle diese Felsenwände sind ganz unfruchtbar, und von einer grauen, kalten und düstern Farbe, welche das Oede der ganzen Gegend noch fürchterlicher machen. Der Boden um das Haus herum ist, so wie die Seitenwände dieses Thals, größtentheils purer Felsen. Nur hin und wieder ist Rasen, wo der Spitalmeister Ziegen und Schafe weiden läßt. Wenn man aber vom Hause weg nach dem Eismeere zu geht, findet man etwas mehr Weide. Die Spitalmeister wissen dies so gut zu benutzen, daß sie manchmal über zwanzig Kühe, einige Pferde und auf zweyhundert Stück Schafe, Ziegen und Schweine halten. Der gegenwärtige ist ein vernünftiger Mann, der wohl weiß, daß, wenn er guten Vorrath hält, Reisende es sehr willig und gut bezahlen.

Ich habe mich bemüht, diese Nachrichten hier so genau als möglich zu machen, denn in

den „Reisen durch Helvetien“ und andern Schriften dieser Art, ist vieles ganz falsch, schwankend und zum Theil so verwirrt gesagt, daß ein Reisender einen schlechten Führer daran hat. Einer schreibt den andern aus, und obschon im angeführten Werke eine umständliche Beschreibung von hiesiger Gegend und den daran liegenden Gletschern ist, so ist doch der Verfasser nie hier gewesen, wie ich deutlich sahe, als ich selbst nach dem Eisthale ging.

Diese ganze Gegend gehört mit zum Mittelpunkte der höchsten europäischen Gebirge, und die hohen Alpenspitzen nebst ihren Gletschern und Eisthälern hängen genau zusammen bis an die Berge am Grindelwalde und Lauterbrunnen, die unter dem Namen Wetterhorn, Schreckhorn, Jungfrauhorn u. s. w. bekannt genug sind. Ihre Spitzen sind unersteiglich, und die Thäler, die sie bilden, sind mit Eise gefüllt. Wenig Menschen haben viel von dem Eisthale gesehen, das nicht weit vom Spitale anfängt; doch mag man den Anfang sehen. Auch ich war neugierig, und nachdem ich mich erholt hatte, ging ich zwey Stunden seitwärts an den Berg Zinkenstock.

Hier fängt dies Thal von Eis an, das eine Viertelstunde, auch eine halbe und mehr breit ist, und bey sieben Stunden lang sich dehnt, und bis an die bekannten Berge, Geishorn, Mettel-

horn, Jungfrauhorn, Schreckhorn u. s. w. reicht. Sie kennen alle diese Berge aus Hallers Alpen. Man steigt auf diesen Eisberg hinauf, kann aber nicht weit hinter, weil der Weg so gefährlich wird, daß selbst unter den Gemsjägern wenige sich dahin wagen. Eigentlich sind es vier solche Eisthäler, die sich in der Gegend, wo ich war, vereinigen. Unter diesem Eise entspringt die Aar, die bald sichtbar wird, bald wieder sich verbirgt. Vorne am Zinkenstock kommt sie endlich ganz unter dem Eise vor, fließt beym Spitale vorbey und geht durch das ganze Haßlithal. Ehemals kannte man die ganz hintern Gegenden dieser fürchterlichen Eisberge und Eisthäler nicht; oder, wenn man sie kannte, so war es vor Jahrhunderten, ehe diese ganze Gegend in Eis verwandelt und unzugängig wurde. Aber dies war eine Zeit, von der wir wenig wissen, wenn anders etwas, das man davon sagt, wahr ist. So tragen sich z. E. die Einwohner des Grindelwaldes mit einer Sage, daß sonst ein Weg in dieses Eisthal hinauf ging, daß man die Gegend Blümlisalp nannte, und daß die Einwohner derselben in den Grindelwald zur Kirche gingen.

Daß die Alpen ehemals weniger wild waren, daß das Eis, im Ganzen, zunimmt, und daß jezt Gegenden unter Eis stehen, die sonst grün und fruchtbar waren, läßt sich mit ziemlicher

Gewißheit sagen, und man hat Spuren in Menge davon. Auch wäre es sonst schlechterdings unmöglich, daß Hannibal seine Armee über die Alpen, die damals noch ganz ungebahnt waren, hätte führen können.

Der Ursprung der Aar war lange unbekannt, und auf den alten Charten finden Sie ihn auf dem Grimsel, weil da die Aar, am Zinkenstocke nicht weit vom Spitale, unter dem Eise hervorkommt, und dann immer sichtbar bleibt. — Im Grunde liegt sehr wenig daran. Aber der Mensch ist neugierig für alles, was ihm die Natur verborgen hat, und, wenn man am Orte selbst ist, steigt das Interesse, und die Neugierde wird natürlich erhöht. Verschiedene Männer haben daher, seit Kurzem, den Weg vom Zinkenstocke weg weiter versucht; einige sind sieben Stunden weit auf dem Eise fortgegangen, oder haben sich auf mancherley Art fortgeholfen, bis sie nicht weiter konnten. Diese haben Nachrichten vom Hauptthale und von den Nebenthälern gegeben, und die Gegenden Finsteraar, Lauteraar ꝛc. bekannter gemacht. Diese sagen, daß die Aar unter dem Eise des Schreckhorns ihren ersten Ursprung habe, dann sich immer vermehre, mehrentheils unter dem Eise fortrinne, ein paarmal sichtbar werde, sich über Felsen herabstürze, und endlich da, wo ich war, am Zinkenstocke, wo das Eichthal

sich endigt, hervorkomme. In der That ist sie hier, gleich bey ihrer ersten Erscheinung, schon ein artiger Waldstrom, fließt dann offen durch das Thal gegen das Spital, und dann weiter, in beständigen Fällen nach Meiringen. —

Die Eismauer, unter der sie am Zinkenstock hervorkommt, ist interessant genug anzusehen, gleicht aber gar nicht dem Kupferstiche, der sich in den Reisen von Helvetien davon findet, denn der ehemalige vordere Theil ist zusammengefallen.

Ich erstieg die Eismauer, und wanderte etwa eine Viertelstunde auf dem Eise fort; aber weiter zu gehen, hatte weder Herr B** noch ich Lust. Fast die ganze Oberfläche dieses Eisgewölbes ist mit Steinen und Felsenstücken bedeckt, die von der Höhe auf beiden Seiten des Thals sich ohne Unterlaß ablösen. Das Gehen ist also äußerst beschwerlich und weiter hin auch gefährlich, weil das Eis oft Risse hat, die man nicht sehen kann. Ich hörte die Aar beständig unter mir rieseln, an einigen Orten hoben wir die Steine auf und fanden das klare Eis, auf dem das Wasser des Flusses sogleich in die Höhe steigt.

Drey Stunden weiter hinter, auf dem Lauteraar-Gletscher, liegt ein großer Fels, der, vielleicht vor Jahrhunderten, von den Bergspitzen herab aufs Eis gefallen ist. Da das Eis be-

ständig seine Gestalt ändert, hier schmilzt, dort sich frisch ansezt, so hat sich das Eis unter diesem Felsen nach und nach verzehrt, so daß er jezt auf einer Eissäule ruht, und sein größter Theil in der Luft schwebt. — Ich kenne dieses sonderbare Spiel der Natur und des Zufalls blos durch eine Zeichnung, die ich davon besitze, von Herrn Wolf, einem Schweizermaler, der tiefer in die Eisberge eingedrungen ist, als irgend Jemand vor ihm. Bey Herrn Wagner zu Bern sah ich eine Menge Oelgemälde von ihm, die eine Frucht dieser Reisen sind und die in Kupfer gestochen werden, und mit einer Beschreibung von einem Berner Geistlichen herauskommen sollen. Es ist zum Erstaunen, wie viel Mühe sich diese beiden Männer gegeben haben, um in die entferntesten, zum Theil vorher von niemand gesehenen Eisthäler hier, am Grindelwalde, hinter dem Lauterbrunnenthal u. s. w. einzudringen.

Am Zinkenstocke zeigte man mir die Krystallgrube, in der man vor vierzig Jahren so ungeheure Stücke des reinsten Krystalls fand. Es ist die nämliche, von der Haller in seinem Gedichte die Alpen redet. Ich habe nie recht erfahren können, wie es mit diesen großen Stücken gegangen ist. So viel ist gewiß, daß die mehresten davon zerbrachen, und das Bergwerk auf-

gegeben würde. Gegenwärtig arbeitet man wieder daran, allein ohne viel zu finden *).

Vom Spitale des Grimsels hat man fünf Stunden zu gehen, ehe man in das nächste Dorf Guthdannen kommt. Der ganze Weg geht berg ab, anfangs entsezlich steil, dann nimmts allmälig ab. Die ersten zwey Stunden geht man durch Felsen, die steil, hoch und völlig unfruchtbar sind. Die Aar stürzt in beständigen Wasserfällen immer neben uns herab; der Weg ist durchgehends gemacht und führt über eine Menge Brücken über die Aar, bald hinüber bald herüber. Wir gingen über glatte Felsen von zwölf bis zwanzig Schritten lang, in die man Risse gehauen hat, damit die Pferde nicht immer fallen. Hin und wieder sah ich auch Geländer, die am Rande tiefer Abgründe gemacht sind, damit Reisende nicht unversehens hinabstürzen. — An einem gewissen Orte hört der Weg auf einmal auf; man sieht sich an einer ganz senkrechten Felsenwand, und hat gerade vor sich den Fluß zu seinen Füßen. Vermuthlich wollte man hier nicht den Aufwand machen, und, wie die Urner bey der Teufelsbrücke, den Felsen durchgraben. Man hing also an die steile Felsenwand eine hölzerne Gallerie,

*) Ein großer Theil dieser Nachrichten ist, wie anderes mehr, aus spätern Briefen.

die in der That fürchterlich aussieht. Der Fels hängt über Sie herab, Ihr Fuß wandelt auf leichtem Holze und unter Ihnen braust die Aar in einer schauerlichen Tiefe.

Nach zwey Stunden sahen wir etwas Gestrippe, nebst kurzem dürrem Holze. Hier, sagte man mir, holt der Spitalmeister sein Holz. — In dieser Gegend macht die Aar einen schönen Wasserfall, und nicht weit davon fällt ein kleines Wasser in diesen Fluß, das aus dem Gelmersee kommt. Dieser See liegt auf einem hohen Berge, und, ohne daß man sieht wie Wasser hineinkommt, fließt doch immer welches heraus. Die ganze Bergreihe zur Rechten nennt man den Gelmerberg; links ist der Handeck. Alle diese Gebirge sind völlig unfruchtbar.

Die Gegend wird nun nach und nach menschlicher, man sieht hin und wieder einen wilden Baum und auch etwas Viehweide. Doch ist das alles sehr wenig bis Guthdannen. Man freut sich doch, wenn man nach so vielen Stunden wieder ein Dorf sieht; dieses hier ist klein, liegt in einer großen Wildniß und doch lacht einem wieder das Herz beim Anblick einer Wiese im Thal, und eines halb bewachsenen Berges.

Ich sah hier mit Entsetzen, was die Schneelauinen vor Schaden thun. Sie werden wohl wissen, daß man ein Stück zusammengeballten

Schnee so nennt, der sich auf der Höhe eines Berges ablöst, im Herunterrollen vergrößert und im Thal oft so groß ist, wie etliche Bauerhäuser. Sie gehen mit einer solchen Geschwindigkeit, daß kein Vogel ihnen entkommt, nehmen Häuser und Bäume mit sich, tödten durch ihren Staub und den Druck der Luft jedes lebendige Geschöpf, wenn es nicht in einer guten Ferne von ihnen ist, und bringen oft ganze Felsen mit sich ins Thal herab. Man weiß aber ihren Gang und baut also nichts dahin, und das trifft nur selten, daß diese Schneeungeheuer einen ganz neuen Weg finden, und Häuser und Dörfer niederwerfen. So fürchterlich nun diese Lauinen sind, so hat doch ein Reisender im Sommer fast nirgends was davon zu befürchten. Sie fallen im Frühjahre, wenn der Schnee schmilzt, welches etwa bis nach Johannis dauert, und im Winter, wenn warme Luft kommt. Nahe vor Guthdannen sah ich so einen Lauinengang, wo ein großer Strich Landes völlig mit Steinen und Felsen bedeckt war. Auf den großen Landstraßen, wie auf dem Gotthardt rc. kommen gewiß alle Jahre Menschen und Saumrosse auf diese Art um, aber kein Mensch spricht davon, und der Schweizer läßt aus seinem Lande nicht gern etwas in die Zeitungen setzen. Auf der Gemsjagd kommen jährlich viele Menschen auch um, aber niemand spricht davon, weil es in ent-

legenen Gegenden ist, und man es für bekannt annimmt.

Von Guthdannen weg wird das Land allmälig zahmer und fruchtbarer; doch kamen wir noch hin und wieder durch hohe, steile Felsen, oft am schmalen Rande fürchterlicher Tiefen. Dann gingen wir durch ein Thal, das die Einwohner im Boden nennen, wo hin und wieder Häuser zerstreut liegen. Von hier an bekommt das Land eine andere Gestalt, die Einwohner ein besseres Ansehen. Man sieht beides ergiebige, wohlthätige Natur und fleißige Menschenhand. Ich war besonders über ein kleines Thal entzückt, als romantischer, heimlicher, fruchtbarer sich die volleste Einbildungskraft keins denken kann. Es ist enge und rund herum so von Hügeln eingeschlossen, daß es nur einem engen Weg offen ist. Die Aar preßt sich mit Mühe durch eine schmale Oefnung und verschönert das romantische Bild des Ganzen. Die Hügel sind alle bewachsen, und die Ebene gleicht einem großen Garten, in dem alle Arten von Fruchtbäumen auf beblümten Wiesen zu gedeihen scheinen. — Die einzeln liegenden Häuser, die durch ihren Bau malerisch sind, und ein Gärtchen oder ein paar kleine Nebengebäude haben, geben einem — ich weiß nicht welche Ahndung von primitiver Lebensart, von der Schuldlosigkeit des frühern Menschenge-

schlechts, vom Frieden und der Ruhe des goldenen Zeitalters. Da zeigt mir meine Einbildungskraft bald griechische Hirten, bald die einfache Würde unserer Erzväter, da erwacht in mir die patriarchalische Idee u. s. w.

Ach! lieber Freund, daß diese schönen Bilder, diese süßen Träume, diese wonnige Gefühle und Ahndungen so oft gestört werden, durch das, was alle Weisen so sehr rühmen, durch Wahrheit und Wirklichkeit! — Diese Alpenthäler sind nicht mehr das, was sie in den Dichtern scheinen; aber das, was sie wirklich sind, ist noch immer Etwas, und warum sollte ich meiner Einbildungskraft das süße Vergnügen versagen, auf ihrer schönsten Seite zu weilen? Warum sollt ich meinem Herzen nicht gütlich thun, indem ich ihm das beste Bild vorlege, das sich davon machen läßt? — Ein sanfter fruchtbarer Hügel führt aus diesem Friedensthale nach Meiringen.

Meiringen den 21. August.

Ich habe hier gestern einen der wonnigsten Tage verlebt, die mir noch je durch den Genuß himmlischer Natur geworden sind! — Hier ist eine Regheit, eine Beweglichkeit in der Natur, die sich nicht beschreiben läßt; alles scheint zu

leben, und sich zu rühren, ohne von seiner Stelle zu weichen. Mich dünkt, ich betrete mit jedem Schritte, den ich fortrücke, einen heiligen Boden, der die Wohnung irgend einer Gottheit ist, die hier — nicht nach den ewigen Gesetzen der Natur, sondern mit einer parteyischen Hand dem Lande Leben und Geist giebt. Mich dünkt, ich merke die Hand dieser Gottheit in der vollen immer regen Vegetation; ich höre sie lispeln im Wehen der Lüfte und in den bewegten Waldgipfeln; ihr Odem ist reine Luft, und mit eigner Hand schüttet sie ihre Krystallwasser von Bergen und Felsen herab. Sie segnet das Thal mit Fruchtbarkeit und Fülle, und tränkt es von den mit Schnee bedeckten Alpenspitzen. Vom milden sanften Thale sieht mein Auge hinauf durch alle Regionen der immer verdünntern Luft; ich folge der Gradation von reicher Fruchtbarkeit bis auf die Höhen, wo selbst der Adler und die Gemse sich nicht mehr betten kann, verliere mich in den von Wolken getränkten Spitzen, staune und bete an.

Wir wanderten gestern lange im Thale umher, ergözten uns längs den Ufern der Aar, bis wir uns an einem Wasserfalle lagerten, den Schütz zeichnete. Die Einwohner nennen dieses Wasser den Reichenbach. Er entspringt hoch auf den Bergen aus dem sogenannten Rosenlaui-Glet-

scher und stürzt sich von einem steilen Berge herab, an dessen Abhange er drey schöne Fälle macht, von denen der unterste der größte ist, weil hier einige kleine Bäche sich nach und nach damit vereinigt haben. Dieser lezte Fall ist malerisch in sich selbst, und wird es mehr durch eine Menge Bäume und Gestrippe, die ihn zum Theil verdecken. Einen andern Fall dieses Baches sehen Sie auf Aberlis Meiringen auf einer beträchtlichen Höhe des Berges. Der Bach fällt in die Aar, die in der Ebene des Thals fortfließt, das bis an den Brienzersee reicht.

Heute durchwanderten wir die entgegengesezte Seite dieses Thales, wo es abermals eine gute Zeichnung gab. Ich sahe durchaus, daß die Leute hier nicht weniger thätig sind, als die Natur. Nahe am Dorfe fällt ein Bach von einem Berge, schwillt oft zu einer ungewöhnlichen Größe und richtet oft schreckliche Verwüstungen an. Die Einwohner haben deswegen eine dicke, lange Mauer gebauet, um ihn vom Dorfe abzuhalten, und selbst diese ist nicht immer zureichend.

Man führte uns an den Ort, wo die Aar aus dem kleinen Thale, von dem ich Ihnen gestern schrieb, kommt. Ihr Weg ist so enge, daß es offenbar ist, daß dieses Thal sonst ein See war, daß der Fluß, der vermuthlich sonst über

den Hügel seinen Abfluß hatte, sich nach und nach durchbohrte und endlich sein Bette so tief machte, daß der ganze See abfloß. Ich bin fest überzeugt, daß sonst ein weit größerer Theil der Schweiz aus Seen bestund, als jezt, denn ich weiß nun eine Menge Thäler, durch die ein Wasser fließt, und wo ich durch die Gestalt und Farbe der Felsen offenbar sehe, daß das Wasser sich nach und nach den Weg hindurch machte.

Fast scheint mir es zu viel zu seyn, wenn man die Zahl der Einwohner des Oberhaßli oder Haßlilandes auf zwanzigtausend sezt. Meiringen ist der Hauptflecken darinne; er ist nicht nur beträchtlich, sondern es herrscht auch unter den Einwohnern ein außerordentlicher Wohlstand. Die Alpenbewohner im Canton Bern sind überall in guten Umständen, hier aber sind sie besonders so. Außer den gewöhnlichen Beschäftigungen der Aelpler machen die Leute hier verschiedene dauerhafte Stöffe, besonders eine Art von grobem Paragan und Zwillich, der sehr abgeht.

Ihre Häuser sind von Holz, die Dächer mit Steinen belegt und haben ein gutes und erfreuliches Ansehen. Ich ging in verschiedene derselben und fand auch das Innere gut, reinlich und voller Wohlstand. Wir besuchten auch einen sogenannten Landamman, bey dem ich allerley Artikel des Luxus fand, unter andern einen

großen krystallenen Becher. Er sagte, er besinne sich noch gar wohl, daß man sonst auf dem Grimsel Krystallstücke ausgegraben habe, die viele Zentner schwer wären, daß aber kein einziges ganz von der Stelle gekommen sey; er habe ein gutes Stück davon gehabt, woraus er sich zu Mailand einen Becher schleifen ließ: man habe ihm schon allerley dafür angeboten, allein er meyne, er könne ihn eben sowohl selbst behalten.

Ich muß Ihnen doch sagen, was ein Landamman ist. Das Haßliland hat beträchtliche Freiheiten, worunter wohl die schönste ist, daß es keinen Landvogt von Bern erhält, sondern seine eigne Obrigkeit hat, wovon der Vornehmste Landamman heißt, der aus den Landleuten gewählt wird, aber von Bern bestätigt werden muß. Alle obrigkeitliche Befehle werden durch den Landvogt von Interlachen an den Landamman hieher geschickt, auch hat dieser Landvogt eine Art von Aufsicht über dieses Ländchen, die aber so viel nicht sagen will.

Der Landamman, bey dem wir waren, ist ein sehr vernünftiger Mann, und unterhielt uns auf eine sehr interessante Art. Er sagte uns, unter andern, daß es hier sehr wenig Verbrecher gäbe, und also sehr selten Todesstrafen: „doch,“

setzte er hinzu, „habe ich in meiner Regierung „einen hinrichten lassen.“

Die Leute sind hier nicht nur überaus wohl gekleidet, sondern die Mannspersonen sind auch die schönsten, die ich noch irgendwo unter Landleuten angetroffen habe. Sie sind berühmt dafür. Starke, wohlgekleidete und ungewöhnlich lange Körper, mit einem vollen offenen Gesichte und schöner Farbe. Ihre Kleider stehen ihnen sehr wohl und ihr Gang und Betragen hat eine gewisse Art, die etwas mehr ankündigt als gemeine Bauern.

In der That betrachten sie sich auch nicht als Bauern, sondern geben diesen Namen, mit einer Art von Verachtung, denjenigen Landleuten, die ferne von den Alpen sich hauptsächlich mit dem Getraidebau abgeben. Was ihren Stolz vermehrt, ist, daß sie fest überzeugt sind, sie seyen von einem ganz andern und bessern Ursprunge, als die übrigen Berner. Eine alte Ballade, die noch bisweilen gesungen wird, lehrt sie, daß sie eine schwedische Colonie sind, eine Art Landedelleute, die, ich weiß nicht durch welche wundersame Begebenheiten, vor Jahrhunderten hieherkamen. Was sie in dieser Meinung bestärkt, ist ihre Sprache oder Mundart, die in der That von der der andern Landleute dieses Cantons merklich unterschieden ist.

Als ich die hiesigen Weibspersonen gegen die schönen Männer hielt, war mein erstes Gefühl Bedauern für die leztern. Ich fand aber nachher, daß das weibliche Geschlecht doch nicht so übel ist, sondern daß es blos ihre Tracht ist, die sie entstellt. Sie tragen ihre Röcke so hoch, daß sie sie dicht unter den Brüsten fest machen. Dadurch geht nicht nur die ganze Taille verloren, und der untere Theil des Körpers wird ein unförmlicher Klumpen, sondern die Brust wird auch durch die Röcke, die ihr zu nahe sind, herabgezogen, und bekommt dadurch ein schlappes herunterhängendes Ansehen.

Ich höre, daß die Ehen häufig hier, wie in vielen andern Strichen der Schweiz, auf eine Art geschlossen werden, die wirklich nach dem goldenen Zeitalter schmeckt. Ein junger Mensch macht dem Mädchen, das ihm gefällt, seine Aufwartung; wird er günstig empfangen, so schleicht er sich in ihr Schlafzimmer, ohne daß ihre Verwandten (wenn sie nichts gegen ihn einzuwenden haben) ihn in diesen nächtlichen Besuchen stören. Und dies geht so lange, manchmal Jahre, bis sie schwanger ist, und dann heyrathet er sie. Dies findet man so ganz natürlich und in Ordnung, wofern nur der junge Mensch sich nicht weigert, das Mädchen zu heurathen. In der That war dieser Fall sonst etwas Unerhörtes,

und auch jezt noch soll er hier selten seyn. In andern Gegenden des Cantons aber, wo die Sitten in dieser Rücksicht oft zu einem außerordentlichen Grade verderbt sind, weigert sich der Bursche oft, Vater zu einem Kinde zu seyn, das zwey oder drey andere eben sowohl zum Vater haben kann, als ihn. Auf diesen Gebrauch in seiner ursprünglichen Form, bezieht sich die Stelle in Hallers Alpen:

— Hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.

— — — — — — — —

Sie hört ihn, und, verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut wornach sie strebt.

— — — — — — — —

Die Eh wird oft durch nichts, als beider Treu befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett' auf sanft geschwollnes Moos,

Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit
zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten
Schoos.

Warum Meiringen, welches doch bey weitem der beste Flecken im Haßlilande ist, nicht auf der Walserischen Charte von Bern steht, und warum Füßli in seiner Erdbeschreibung es nur im Vorbeygehen nennt, weiß ich nicht.

Der Wirth, bey dem wir zu Guthdannen speisten, war Hauptmann in der Miliz des Cantons. Ich hörte bey der Gelegenheit, daß der Stand Bern sonst die Hauptmanns-, sowohl als die Lieutenantsstellen der Regimenter dieses Ländchens mit Leuten aus dem Ländchen besezte: eine Gewohnheit, die auch in einigen andern Gegenden in den Alpen herrschte. Allein einige Standsglieder fanden, dies sey bey irgend einem Aufstande sehr gefährlich, und man fing an, die höhern Offiziersstellen mit Männern aus der Stadt zu besetzen, wie man es mit dem größten Theile der Dorfmiliz thut. Niemand sezte sich eben dagegen; allein bey den nächsten Musterungen fand man, daß unter der manövrirenden Miliz einige Flinten scharf geladen waren, und seitdem nimmt man immer wenigstens etliche Hauptleute aus dem Distrikte.

Das hiesige Wirthshaus hat alles, was ein Reisender sich wůnschen, und mehr als er in den Alpen erwarten kann: gute Zimmer, eine vortrefliche Tafel, sehr viel Reinlichkeit, und Wein aus dem Pays de Vaud. Das Brod ist weiß und schmackhaft, ob man schon das Getraide sehr weit holen muß. Allein dies und der Wein sind nicht die einzigen Artikel, die in großer Menge ihren Weg in die Alpen gefunden haben; Kaffee und eine Menge anderer exotischen Dinge sind hier gemein. Mit ihnen ist auch die Geldsucht eingedrungen. Jederman erwartet Geld, und der Reisende wird håufig ůbernommen.

Die Mannspersonen hier haben unter sich eine athletische Uebung, die ihnen ganz eigen ist, die sie sorgfåltig beybehalten, und die von der Obrigkeit unterstůzt wird. Sie nennen sie das Schwingen; es ist eine wirkliche Klopffechterůbung! Sie legen ůber ihre Beinkleider eine Art Hosen von starkem Zeuge an, welche nur die Hůften bedecken; bey diesen faßt einer den andern mit beiden Hånden, und nun reißt sich das Paar so lange herum, bis einer den andern in die Hőhe heben und auf den Boden werfen kann, so daß der Ueberwundene auf den Růcken zu liegen kommt, außerdem gilt es nicht. Wer den andern auf diese Art zweymal zu Boden geworfen hat, hat gesiegt und fodert einen andern heraus, und so

fort, bis er selbst überwunden ist, da denn sein Ueberwinder das Spiel fortsezt und andere wieder heraus fodert.

Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft.

Alle Montage nach Ostern schicken verschiedene Dörfer ihre besten Schwinger (so nennen sich diese Kämpfer) nach Bern, wo sie auf den Wällen mit einander schwingen. Der, welcher zulezt das Feld behält, hat eine gewisse Belohnung.

Vor einiger Zeit hatten die Männer hier in Meiringen sich gerühmt, sie wären so stark als die Männer auf den Alpen, das heißt, die, welche in den Sommermonaten in zerstreuten Hütten auf den Berghöhen leben. Diese räumten dies nicht ein, und so gaben sie einander auf gestern das Wort, da denn eine Menge Aelpler herab kamen. Ich habe den Gang zwey Stunden lang mit angesehen und begreife wohl, was man mir erzählte, daß oft einer dem andern die Glieder zu Grunde richtet. Des Nachts tanzten sie, und ich sah mit Verdruß, wie die Sennen, die den Sommer über nichts als Milchspeisen,

mehrentheils ohne Brod und andres, haben, den Wein kannenweise in sich stürzten.

Im Grindelwalde den 23. Aug.

Hier bin ich nun — wenn nicht in dem merkwürdigsten, doch in dem berühmtesten Striche der Alpen. Ein jeder, der eine Reise durch die Schweiz macht, (und die Schweiz bereisen und eine Reise in die Alpen machen, sind zwey verschiedene Dinge) will den Grindelwald sehen, und sagt dann, er sey in den Alpen gewesen. Die Wahrheit ist, daß Wenige, auch von den Schweizern selbst, mehr von den Alpen sehen, als den Grindelwald. Und in der That giebt es keinen Ort, in den man so leicht kommen und wo man doch auch wirklich so viel sehen kann, als hier.

Das Thal liegt am Fuße einiger der höchsten Alpen, hat zwey Gletscher oder Eisberge aufzuweisen, ist von einem herrlichen Lande umgeben, und stößt an das Lauterbrunnenthal, das man allemal auf dem Wege mitnimmt. Was ihm aber gewiß den größten Ruf gegeben hat, ist die Leichtigkeit, mit der man hieher kommen kann.

Von Bern aus kann man zur Noth hieher fahren, und daher kommts, daß auch viele

Frauenzimmer diesen Weg machen. Schade ists, daß unter Hunderten nicht Einer weiter kommt. Viele reisen nach Meiringen; aber da gehen sie aus dem Grindelwalde nach Interlachen, schiffen sich auf dem Brienzersee ein und kommen so in aller Bequemlichkeit nach Meiringen. Wir, die wir weniger Bequemlichkeit suchten, nahmen einen ganz andern Weg, von Meiringen in den Grindelwald zu kommen.

Wir verließen gestern Meiringen sehr frühe, um über einen Bergrücken unsern Weg zu machen, den man den Scheidel nennt. Nicht weit vom Dorfe ward unser Weg steil; wir stiegen längs dem Reichenbach hinauf, durch die verschiedenen Regionen, die sich von einem fruchtbaren, angebauten Thale allmählich in bloße Weiden und zulezt in eine Wildniß verlieren. Man geht ein wenig rechts vom Wege ab, um einen schönen und sehr hohen Fall des Reichenbachs zu sehen, den es aber nicht leicht ist zu zeichnen, weil, man mag sich stellen, wie man will, der Nebel, den das herabstürzende Wasser verursacht, in weniger als zehn Minuten das Papier durchaus nezt.

Wir waren einige Stunden steil aufgestiegen, als wir uns in einem Thale sahen, in dem man ein paar Stunden lang auf einer vollkommenen Ebene fortgeht. Ich zähle dieses Thal unter die

schönsten und interessantesten Striche, durch die ich auf dieser Reise gekommen bin. Schon das ist erquickend und unerwartet, daß ein Thal von dieser Höhe voll von grünen und vortreflichen Weiden ist. Ueberall trifft man Heerden Kühe, die in diesem Thale, oder am Fuße jener hohen Alpen weiden, welche die mittägige Kette des Cantons Bern ausmachen, und in denen der ganze Weg dicht hingeht. Hier hatte ich dicht an meiner Seite die bekannten Spitzen des Doßenhorns, des Engelhorns, des Wetterhorns. Oft kamen die Wolken bis dicht zu uns herab, während daß die ehrwürdigen beschneyten Häupter in voller Klarheit und in einem blauen Himmel darüber herausragten.

Ueberaus merkwürdig sind hier die Eisberge. Die oberste Höhe der Berge, die wir zur Linken hatten, ist fast ganz mit Eis übergletschert, welches an drey Orten sich tief herabsenkt. Gruner, in dessen Werke Sie die Kupferstiche davon finden, nennt diese drey Gletscher: den Rosenlaui, den Schwarzwaldgletscher und das Gletscherli. Der erste ist überaus groß, der schönste unter allen, die ich gesehen habe, und giebt selbst denen hier im Grindelwalde wenig nach. Ich hörte auf diesem ganzen Wege von Zeit zu Zeit ein heftiges Krachen, das in den Gletschern entsteht. Stücken Eis, die auf den Gletschern wie kleine Kirch-

thürme in die Höhe stehen, lösen sich von der Hitze des Sommers los, reißen sich mit einem gewaltigen Krachen ab, und fallen so den Eisberg herab, wo sie öfters auch noch andere Spitzen mitnehmen.

Diese Pyramiden sieht man an der abhängigen Seite der Gletscher. Ihr oberster Theil, den man die Eistafel nennt, ist gewöhnlich glatt und ganz eben, immer mit Schnee oder mit Bruchstücken, die von den Felsen herabgefallen, bedeckt. Auch diese Eistafeln bekommen bisweilen Risse und sind in dieser Rücksicht gefährlich zu passiren; doch geschieht dieses selten.

Dicht am Fuße des Engelhorns läßt sich von dieser Gegend eine schöne Zeichnung nehmen, in die man die Gletscher und die Spitze des Wetterhorns bringen kann.

In diesem Thale giebt es eine Menge kleiner hölzerner Hütten, die in den Sommermonaten von Sennen bewohnt werden, deren tägliche Beschäftigung ist, die Kühe zu melken und Käse zu machen. Sie essen kein Brod, sondern leben von Milchspeisen, etwas getrockneten Früchten, und einer Art von magerm Käse. Ich hatte mich mit B** von der Gesellschaft entfernt, und ging in verschiedene dieser Hütten, um etwas Brod oder Milch zu bekommen; aber beides sucht man hier und fast überall in diesen Hütten vergebens.

Sie kochen des Morgens alle Milch und behalten keine für sich. Einer dieser Hirten gab uns dürre Birnen und Butter, und wollte durchaus kein Geld dafür nehmen: „Er habe in Holland „gedient, und da habe es ihm auch gut gedeucht, „wenn ihm jemand auf dem Marsche etwas ge„geben habe." Er sezte hinzu, es habe ihm in diesem Plattlande nicht gefallen, und so sey er wieder heimgekehrt zu seinen Kühen.

Wir stießen endlich alle zusammen, und hielten auf dem schönsten grünen Teppiche, im Angesichte der erhabenen Alpen, unsre mitgebrachte Mittagsmahlzeit, umgeben von einem großen Heere von Sennen, die von allen Seiten herbey kamen, das ungewöhnliche Schauspiel mit anzusehen, und allerhand zu erzählen und zu fragen.

Wir hatten bald das Ende dieses Thals erreicht, als uns ein Gewitter überraschte, dessen Wirkungen zu majestätisch und mannichfaltig waren, als daß ich es wagen dürfte, Ihnen eine Beschreibung davon zu geben. Jeder Donnerschlag ertönt, mit verdoppeltem fürchterlichen Krachen, in hundertfacher Wiederholung rings durch das ganze Alpengewölbe umher; die Wolken kommen tief herab, und nehmen mannichfaltige Gestalten an, während daß die höhern Berg-

spitzen oft von der Sonne beschienen werden und in heiterer Majestät herablächeln.

Aus diesem ebenen Thale mußten wir endlich zwey Stunden steil herab und kamen in den Grindelwald, ein Thal, das fünf Stunden lang und an manchen Orten zwey breit ist. Die Häuser sind nicht in ein Dorf zusammen gebaut, sondern liegen im ganzen Thale zerstreut und halten bey zweytausend Seelen, die sich alle von der Viehzucht ernähren. Das Wetterhorn, der Eiger und der Mettelberg scheiden dieses Thal von der Republik Wallis. Sonderbarer hab' ich nie einen Kontrast gesehen! Auf diesen drey Bergen wächst keine Staude, vielweniger ein Baum, ihr oberer Theil ist mit Schnee und Eis bedeckt, wovon das leztere an zwey Orten sich ins Thal herab senkt und die zwey Gletscher bildet, die so oft gezeichnet und in Kupfer gestochen worden sind. Neben diesen nun wachsen Erdbeere, Heidel- Brom- und Preiselsbeere, und die Wiesen sind so schön, als man sie immer in der Schweiz finden kann.

Den 24. August.

Heute bin ich an den Gletschern gewesen und habe den sonderbaren Kontrast in der Nähe gesehen. Der obere Gletscher ist zwischen dem

Wetterhorn und dem Mettelberg; man sieht, daß die Rücken dieser Berge, wohin niemand kommen kann, ganz mit Eis bedeckt sind. Dieses Eis zieht sich zwischen den zwey Bergen ganz tief herab, und wo es aufhört, da fängt das Gras an.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände
nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich ge-
thürmt;
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wie-
der,
Den die gestiegne Hitz' im Krebs umsonst be-
stürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll futterreicher
Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Ge-
traide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten
wohnen.

Das Eis ist in lauter Pyramiden über einander erhöht und hat viele Risse, in deren einige man kleine Bauerhütten versenken könnte. Ich

stieg ein kleines Stück weit auf den Gletscher hinauf, kehrte aber bald wieder um, weil es äußerst beschwerlich ist und man Gefahr läuft in die Schründe zu fallen, da denn oft alle Hülfe unmöglich ist, oder zu spät kommt, weil man in diesem kalten Element gar bald erstickt. Demungeachtet wagen sich viele Gemsjäger häufig auf die Gletscher, und gehen so geschickt darüber weg, daß sie nicht leicht in einen Riß fallen, wenn er nicht unter Schnee versteckt ist. Im Sommer bekommen die Gletscher die meisten Spälte; ist man nun gerade über so einem Ort, so fällt man in die Grube, die unter einem entsteht. Doch sind alle Zufälle dieser Art äußerst selten; und nicht nur Gemsjäger, sondern auch eine Menge Reisender wagen sich weit in den Grindelwald-Gletschern hinauf. — Es kömmt alles darauf an, daß man einen Führer hat, der den Weg oft macht und einen mit Vorsichtigkeit leitet. Ich habe seit vier Wochen so viel mit Eis und Schnee zu thun gehabt, daß mir ein Spatziergang in diesem Thale und der Genuß des lieblichen Grüns in diesem Augenblicke eben so willkommen war, als die Befriedigung meiner Neugierde.

Sonderbar ists, daß das Wasser (und es ist unter allen Gletschern beständig welches) sehr hoch in den Schründen in die Höhe steigt. Der untere Grindelwald-Gletscher ist zwischen dem Met-

telberg und Eiger. Sie finden diese zwey Berge auf der Charte von Bern, wo auch die Gletscher angezeigt sind. Aus beiden Gletschern fließt ein Bach; der eine heißt die weiße Lütschenen, der andere die schwarze. Beide sind im Sommer ziemlich beträchtlich, vereinigen sich bey Zweylütschenen und fallen in den Brienzersee.

Es ist ein schöner Anblick, wenn die Sonne auf einen Gletscher scheint, dessen pyramidenförmige Seiten dann alle Farben des Prisma geben. Die herrschende Farbe ist weiß mit blaßgrün und blaßblau gemischt. Betrachtet man ein solches prismaartiges Stück Eis einzeln, so ist es einem großen Stücke Krystall nicht ungleich.

Auf der Höhe stoßen die beiden Gletscher zusammen, reichen, wie man behauptet, bis an den Finsteraar-Gletscher, und machen folglich, mit dem Eisthale, das ich Ihnen von Grimsel aus beschrieb, eins. Dies ist nun das sogenannte Eismeer, welches, wenn man es ganz untersuchen könnte, vielleicht eine Länge von mehr als zwölf deutschen Meilen hat. Daß es sich vom Grindelwalde aus weit ins Wallis erstreckt, ist ausgemacht, und vermuthlich hängt es auch mit den Gletschern des Lauterbrunnenthals vollkommen zusammen. Und wo diese leztere aufhören, hat auch noch niemand ausgefunden. Der Pfarrer des Thals sagte mir, daß man in diesem

Jahrhundert ein Beyspiel von drey Bauern gehabt hätte, die aus dem Walliserland in den Grindelwald gekommen wären. Sie waren aus dem Grindelwalde, dienten zu Zeiten des Religionskriegs in Wallis, und gingen, als man ihnen wegen der Religion Angst machte, davon, wagten sich über diese Berge, und kamen (aber dem Tode nahe) über den Gletscher in den Grindelwald. Darf ich Ihnen wohl schreiben, was die Sage hinzusezt? Einer hatte sein Gesicht, ein anderer seine Augenbraunen und alle einen Theil ihrer Haut verloren.

Die höchste Spitze des Wetterhorns ist auch beym schönsten Wetter mit Wolken bedeckt, so daß man es nur selten ganz sieht. Ich habe es zweymal auf kurze Zeit ganz frey gesehen. Bisweilen sieht man in einiger Tiefe Wolken um diesen Berg, während daß seine Spitze in einer Klarheit darüber hinaus sichtbar ist.

Dort streckt das Wetterhorn den nie bestiegnen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestralt mit rosenfarbnem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Hinter dem Wetterhorn, und, so zu sagen, auf seinem Rücken steht das Schreckhorn. Man sieht es nur an wenig Orten, z. B. auf dem Wege vom Grindelwald nach Lauterbrunnen; hier sind wir zu nahe dazu.

Es ist hier ein erträgliches Wirthshaus, in dem wir wohnen. Heute speisten wir beym Pfarrer des Orts und überzeugten uns, daß man besser in seinem Hause aufgehoben ist, als in jenem. — Diese Thäler hatten sonst keine Wirthshäuser, und so empfingen die Prediger die Fremden; dies ist zugleich ein kleines Einkommen für sie, weil ihre Pfarreyen nicht die besten sind. Seitdem hier ein Wirthshaus ist, kann man nicht gerade zu beym Pfarrer einkehren; allein man kann z. B. einen Gruß von Jemanden bringen, der da gewesen ist, oder sagen: Man habe von vielen Reisenden gehört, wie wohl er sie empfangen habe rc. und so ist man allemal willkommen und fährt besser.

Eine hübsche Art haben die Leute hier, Reisenden Geld abzunehmen. Hier bringt Ihnen ein Mädchen ein Körbchen mit Blumen, dort einen Strauß von Erd- und Heidelbeeren; ein anderes reicht Ihnen eine Hand voll kleiner Krystalle hin, und noch andere bringen schöne Raupen auf Grashalmen. Die Leute sind höflich, gefällig, gesprächig und haben mehr von den Sitten der

Stadt, als eines gemeinen Bauern. Traurig ists, daß sie den Wein in großer Menge trinken, den sie doch so weit zuführen müssen. Was mir aber noch weher that, ist das ewige Bestreben dieser Leute, den Fremden auf alle Art zu übertheuern. Man versteht dies in der Schweiz überall, nirgends aber mehr als in den kleinen katholischen Kantonen und in einigen entlegenen Gegenden des Cantons Bern. Am meisten aber gilt diese Klage am Lago maggiore, wo man für eine schlechte Mahlzeit 1 Rthl. 12 gl. bis 2 Rthl. gefodert hat; es versteht sich für die Person.

Die Landleute haben hier eine besondre Art, ihre Ahnen zu beweisen, nämlich mit alten Käsen. Wenn sich ein Paar verheurathet, oder wenn ein Kind geboren wird, oder kurz bey irgend einem merkwürdigen Vorfalle in der Familie, werden einige Käse zurückgelegt, auf die das Jahr gegraben wird. Die Thatsachen in der Geschichte einer guten Familie lassen sich also aus allzeit fertigen Documenten, die man im Hause vorliegen hat, beweisen. Wohlhabende Leute greifen diese Familienkäse nicht leicht an, wohl aber schenken sie einige von Zeit zu Zeit dem Pfarrer, wenn sie ihm wohlwollen. Bey diesem sah ich wirklich Käse von verschiedenen Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Man reibt sie zu Pulver, und

ißt sie in Suppen, oder streuet sie auf Butterbrod.

Ich werde morgen dieses liebliche Thal nicht anders als mit dem Wunsche verlassen, wieder dahin zu kehren. Ich würde mich glücklich schäzzen, hier einen Theil eines Sommers zuzubringen. Bald sähe ich, geleitet von dem würdigen und wohl unterrichteten Prediger, Gegenden, welche die Kürze der Zeit dem gewöhnlichen Reisenden nicht zu sehen erlaubt; bald verirrte ich mich in den Hügeln des Thals, und fände malerische Partien aus, die dem Auge des eilenden Künstlers zeither entgangen sind; bald läge ich an der Eisquelle, versunken in Gefühle der Natur, oder läse einen meiner Lieben, um Natur mit Natur abzuwechseln u. s. w.

Lauterbrunnen den 26. August.

Dieses Thal liegt ganz nahe am Grindelwalde; aber weil sehr hohe Berge dazwischen sind, muß man vier gute Stunden im Thal um einen Theil dieser Berge herumgehen. Wir wohnen hier beym Pfarrer des Thals, der alle Fremde bewirthet, weil das hiesige Wirthshaus so schlecht ist, daß niemand dahin geht. Man ist in jeder Betrachtung sehr gut bey diesen Herren; sie fodern nichts, aber ein jeder Reisende weiß schon,

was er für das, was man ihm giebt, ungefähr in einem öffentlichen Hause bezahlen würde; und so macht er die Rechnung, und giebt etwas mehr.

Auch dieses Thal ist einige Stunden lang, sehr enge und endigt sich gegen Mittag mit gräulichen unwegsamen Gletschern, über die auch die Gemsjäger nicht einmal sich wagen. Wer schon andere gesehen hat, besucht dieses Thal blos um des Staubbachs willen, welcher die vornehmste Merkwürdigkeit darinnen ist. Dieser Bach, der eigentlich der Pletschbach heißt, fällt über einen senkrecht aufstehenden Felsen herab, verwandelt sich durch die Höhe und den Druck der Luft in Staub, welcher in einem Umkreise von siebenzig bis achtzig Schritten alles umher naß macht. Da aber doch das Wasser nicht alle sich in Staub auflöst, so fällt ein Theil auf einen unten ein wenig hervorstehenden Felsen, prallt von da ab, verwandelt sich auch in Staub und formirt im Sonnenschein einen vollkommenen Regenbogen. Der Bach ist im Grunde nicht groß, aber wenn die Sonne hineinscheint, so scheint er durch den weitfliegenden Staub überaus beträchtlich. Das Ganze macht einen herrlichen majestätischen Auftritt der Natur. Die Höhe des Falls ist verschieden berechnet worden, doch hat ihn niemand über 1100, und niemand unter 900 Schuhe ge-

funden. — Wenn Sie Aberlis Aussichten nicht gesehen haben, so bemühen Sie sich, sie zu sehen; sie werden Ihnen viel Vergnügen machen. Dieser Maler hat zehn schöne Aussichten der Schweiz geliefert. Sie sind leicht geäzt, entweder von ihm selbst oder andern, und dann mit Dusch und Farben in einer Manier geendet, die diesem Maler ganz eigen ist. Der Staubbach und die Gletscher des Grindelwaldes sind auch darunter.

Der Staubbach macht nicht nur ein malerisches und erhabenes Bild in sich selbst, sondern man kann ihn zugleich mit einer weitläufigen Landschaft ins Gesicht fassen, in welcher er gewissermaßen den Vorgrund macht. Wenn man unten steht, so sieht man nichts von den höhern Bergen, von denen der Bach herabfließt, sondern er scheint ganz von der Spitze eines Berges zu kommen.

Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Blau;
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Der Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Mir war das interessanteste im Thale die Jungfrau, vielleicht der schönste Schneeberg in der Schweiz. Er hängt mit dem Eiger und dem Breithorn zusammen, welches letztere das Lauterbrunnenthal gegen Mittag schließt. Ueberhaupt hängen vom Grimsel an alle diese Berge zusammen, machen fast eine Kette und tragen eine gräuliche Menge von Eis und Schnee auf den Rücken. Die ganze Kette geht ins Wallisserland und erstreckt sich an manchen Orten weit hinein. Einige Pässe ausgenommen, als den über den Grimsel und die Gemmi, ist der ganze Strich unwegsam, und an den mehresten Orten nie von einem menschlichen Geschöpfe betreten worden.

Auf der Charte von Bern werden ziemlich alle Berge stehen, die ich in diesem Briefe genennet habe; aber ihre Lage ist nebst der Lage der Orte so unrichtig angegeben, daß ein Reisender sich sehr irren würde, wenn er sich darauf verließ. Es ist nicht zu erwarten, daß wir je eine gute Charte von diesem so interessanten Stück der Welt bekommen werden. Wer will eine richtige Lage von Bergen angeben, deren Spitzen er nur von ferne sieht!

Als ein Berner die Jungfrau beschrieb, sagte er: c'est le pucelage le plus frais et le plus inaccessible dans tout le canton. Er heißt die

Jungfrau, weil er von keiner Seite bestiegen werden kann. Der Schnee und das Eis darauf sind von einem schönern Weiß, als ich auf irgend einem Schneeberge gesehen. Dies kommt wohl von der außerordentlichen Höhe, durch die er weit über den ersten dicken Dunstkreis der Erde erhoben ist. Auch die Form dieses Berges ist sehr schön, und besteht aus vielen besonders stehenden Spitzen von verschiedener Höhe. Um ihn in seiner ganzen Majestät zu sehen, stieg ich ihm gegen über auf den Berg, von welchem der Staubbach herabfällt, und da sah ich einen Theil der Berge des Grindelwaldes wieder, nebst den Spitzen verschiedener andern gegen den Mittag. Ein großer erhabner Anblick!

Auf dem Wege aus dem Grindelwald nach Lauterbrunnen sah ich das Schreckhorn in seiner ganzen Majestät. Es steht völlig auf den Rücken des Wetterhorns. Sähe man diese Gebirge im freyen Lande, man würde vor ihrer Höhe zurückschaudern; aber so ist man immer schon auf einer erstaunenden Höhe, ehe man an den Fuß dieser Fürsten kommt.

Unterseen den 27. August.

Je mehr ich vom Canton Bern sehe, je schöner finde ich dieses Land. Ich habe schon so viel

von Meiringen und vom Grindelwalde gesagt, daß ich fürchte, die Ausdrücke, die ich von der Gegend bey Untersee brauchen könnte, möchten ihre Kraft verlieren. Ich will Ihnen ganz simpel sagen, daß diese Gegend hier im hohen Grade unter diejenigen gehört, die den Wunsch in einem erregen, sich **da zu betten**.

Das Städtchen Unterseen liegt ungefähr in der Mitte der Ebene, die den Brienzer- und Thunersee von einander trennt, eine Ebene, die, mitten in den Alpen, die Luft eines gemäßigten Himmelstrichs genießt. Die Wiesen werden von einer Menge kleiner Bäche gewässert, und sind alle mit so vielen Obstbäumen besezt, daß der ganze Strich einem Obstgarten gleicht. Alles ist fruchtbar und lacht um mich her, und doch seh ich mich auf allen Seiten durch Gebirge eingeschlossen, deren hoher Felsenrücken theils nackt, theils mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die Jungfrau sieht man hier besser als irgendwo, mit allen ihren Spitzen, die sich jungfräulich weis und glänzend über alle Berge, die vor ihr sind, erheben.

Ich bestieg diesen Abend eine kleine Anhöhe, von der ich zur Rechten ein großes Stück des Brienzersees, nebst dem Dorfe Brienz und dem Schlosse Interlacken sahe, zur Linken den Thunersee, beide mit ungeheuern Bergen umgeben,

die sich fast senkrecht von den Ufern erheben; und gerade vor mir hatte ich die Ebene, durch welche die Aar in grünen Ufern sanft dahin fließt. Wer die Aar bey Bern gesehn hat, wundert sich, daß sie hier so sanft und noch einmal so ansehnlich ist, als dort. Allein die Ursache ist natürlich, wenn man bedenkt, daß sie so eben aus dem Brienzersee kommt, einen Theil des Seewassers in sich hat, und nicht weit davon von dem Wasser des Thunersees gedrückt wird. Die ganze Aussicht hat etwas unendlich Erquickendes und Wohlthuendes!

Der Weg aus dem Grindelwalde nach Lauterbrunnen und von da nach Unterseen ist fast ganz eben: ein Phänomen, das man in den Alpenthälern häufig findet. Man gebraucht auf diesem ganzen Wege kleine offene Fahrzeuge, nicht breiter als es für eine Person nöthig ist, aber lang genug für zwey. Mit einem Regenschirme in der Hand deckt man sich gegen die Sonne und Wetter; und so kann man die Schnee- und Eisberge mit aller Bequemlichkeit bereisen. Von Bern nach Thun kann man in einer Kutsche fahren, dann muß man über den See, und der Brienzersee führt weiter bis ins Haßliland, wo vom Ufer an bis nach Meiringen abermals eine vollkommene Ebene ist.

Nur noch ein Wort von Lauterbrunnen! Ich glaube, die Gletscher hier sind interessanter und größer als die im Grindelwalde; allein man kann sie nicht mit der Bequemlichkeit sehen wie dort, weil sie erst drey Stunden weit vom Pfarrhause anfangen, und dann sieht man doch nur ihre untere Ansicht. Um ein Stück hineinzudringen und sie in ihrer ganzen Größe zu sehen, braucht man einen vollen langen Sommertag. Ich habe dieses vom Pfarrer, der mich versicherte, daß ein Jeder, der die Beschwerde auf sich nähme, sich reichlich dafür belohnt fände. — Wir machten es wie die mehresten Reisenden, und so weiß ich nichts weiter davon, als daß man vom Pfarrhause aus eine herrliche ferne Aussicht in diese Gletscher hat, und daß sie auf einer Zeichnung des Staubbachs eine schöne Ferne bilden.

Der Staubbach scheint ebenfalls einen Theil seines Rufs daher zu haben, daß man ihn mit Leichtigkeit dicht am Pfarrhause sehen kann; denn außerdem giebt es in diesem Thale noch vier andere Bäche, die alle sehr schöne Fälle machen, und deren einige sich von beträchtlichen Höhen senkrecht herabstürzen.

Wer die Gletscher des Lauterbrunnenthals nicht besucht, macht einen Spatziergang im Thale umher, und da geht man gewöhnlich nach der sogenannten Chorbalmhöhle. Diese Höhle ist

ganz von der Natur gebildet, und beym Eingange weit genug, ein ansehnliches Haus hineinzusetzen. Ihr inneres Gewölbe besteht aus stufenartigen Steinen von unzähligen verschiedenen Farben.

Bern den 29. Aug.

Von Unterseen ist es eine halbe Stunde nach Neuenhaus, oder dem neuen Hause, eine Art von Wirthshause, wo wir uns gestern früh auf dem Thunersee einschifften. Man rechnet die Länge dieses Sees fünf Stunden; allein wir waren, ohne Sturm oder heftigen Wind, in drey Stunden zu Thun; und so mag er wohl nicht viel über zwey deutsche Meilen lang seyn. Seine Breite ist mehrentheils eine halbe Meile.

Man sagt, die Schiffahrt auf diesem See sey gefährlich: das will ich gern glauben, nicht nur von diesem, sondern von den mehrsten Schweizerseen. Da sie fast alle mit hohen Bergen umgeben sind, so müssen die Winde sich häufig stossen, anprallen und zurückprallen: und daher kommen die heftigen und unregelmäßigen Windstöße, welche die Schiffleute sehr oft nicht vorhersehen können. Indessen könnte man diesen Winden vielleicht trotzen, wären die Boote gut. Ein Engländer sagte mir einst, er wolle sich lie-

der mit einem englischen Boote, das unten scharf zugeht, wie ein Schiff, Meilen weit in die offene See wagen, als mit einem Schweizerboote über einen Schweizersee setzen. Diese Boote sind flach, ziehen also wenig Wasser, und können folglich durch einen heftigen Windstoß umgedreht, auch wohl gar umgeworfen werden. Hiezu kommt noch, daß Reisende gewöhnlich nicht die größten Boote nehmen, weil sie viel Bootsleute brauchen, und doch langsamer gehen, als die kleinern, wenn der Wind nicht gut ist. Auf dem Genfersee hat man außer den Booten auch Barken, die so ziemlich die Form eines Schiffes und ein Verdeck haben. Ich weiß nicht, ob man diese Barken auch auf den kleinern Seen hat; allein ich weiß, daß sie selbst auf dem Genfersee mehr für Güter als für Reisende gebraucht werden, weil sie sich nicht wohl rudern lassen. Was endlich die Schweizerseen in einem Sturm am gefährlichsten macht, ist, daß es, wegen der hohen und steilen Berge so wenig Orte giebt, an denen man anlanden kann. Ich habe dieses besonders am Thuner- Brienzer- und Vierwaldstädter-see bemerkt. Dieser Umstand giebt diesen Seen ein so großes erhabenes Ansehen, daß es einen mit Staunen und Ehrfurcht füllt.

Alles dessen, was ich gesagt habe, ungeachtet, trägt doch niemand leicht Bedenken, sich auf

einem Schweizersee einzuschiffen. Man reist im Sommer; die Stürme sind dann selten, die Ueberfahrt ist gewöhnlich kurz, und wenn man einen Sturm befürchtet, — nun so schifft man sich nicht ein. Und endlich, wenn man auch schon auf einem See ist, so sind die mehresten so klein, daß man nie weit vom Ufer ist, und wenn man einen Sturm sieht, es oft erreichen kann, ehe der Sturm kommt.

Der Thunersee ist einer von denen in der Schweiz, die in den höchsten Bergen liegen; auch giebt es keinen Landweg von Unterseen nach Thun. An diesem See liegt unter andern ein Berg, der eine regelmäßigere Pyramidenform hat, als man aus den Händen der Natur eine erwarten sollte. Er heißt der Riesen, ist sehr hoch, und seine Spitze ganz nakter Felsen.

Auf der rechten Seite auf unserm Wege nach Thun zeigte man uns die sogenannte Beatenhöhle, in welcher der heilige Beatus lange gewohnt haben soll. Viele Reisende gehen hier ans Land und ersteigen die Anhöhe, auf der die Höhle ist. Herr Wolf hat verschiedene Zeichnungen davon gemacht; unter andern eine aus der Höhle heraus, die mehr sonderbar als malerisch ist. Der Vorgrund enthält die innere Ansicht der Höhle,

aus der man in der Ferne die gegenüberliegende Landschaft sieht.

Auf der linken Seite des Sees liegt das Dorf Aeschi, wo man landen kann, und von wo aus ein Weg nach der Gemmi abgeht. Auch ist dort herum ein anderer Paß, der in die beiden Simmen oder Siebenthäler führt; aus diesem gehen viele in das Sanen- oder Sanerland, aus welchem man über die Dent de Jaman nach Vivis oder Vevay kommen kann.

Thun hat eine reizende Lage, gerade da, wo die Aar wieder aus dem See kommt; sie trennt den Ort in zwey Theile. Die Gebirge ziehen sich von Thun aus gegen das Emmenthal weiter fort, allein gegen Bern zu ist das Land ganz offen und die Straße vollkommen eben. Dies macht, daß man vom Thuner Schlosse eine Aussicht hat, die durch die Alpen und Alpengelände eben so erhaben und groß, als von der andern Seite lieblich, mild und fruchtbar ist.

Abends.

Da wir Bern morgen schon wieder verlassen, so bemühte ich mich alles zu sehen, was ich, als ich das erstemal hier war, etwa nicht gesehen hatte. *)

*) Ich nehme das, was mir der Verfasser hier schreibt, und das, was er mir das vorigemal

Ich habe nun Bern von drey Seiten her gesehen, und auf welcher Seite ich auch in die Stadt kam, so fand ich allemal, so wie ich mich ihr näherte, etwas Versprechendes, eine gewisse Ordnung, Anlage und Reinlichkeit; breite, sorgfältig unterhaltene Landstraßen; hin und wieder erhöhte Seitengänge für die Fußgänger; gute Brunnen, einfache, aber wohlaussehende Gebäude, und in der ganzen Gegend umher Wohlstand, und eine gewisse Heiterkeit, Frischheit und Ründe im Ansehen und in der Kleidung des Volks. Ich kann nicht sagen, daß das Ganze die Erwartung einer großen Stadt, oder der Residenz eines Fürsten giebt; — aber man sieht mit Wonne umher, Aug' und Seele heitern sich auf, und das Ganze füllt mit einem gewissen angenehmen Gefühle, das sich nicht beschreiben läßt, einem Gefühle von Ruhe und Frieden und allgemeinem Wohlseyn.

Das Innere der Stadt stimmt mit der Ansicht vollkommen überein. Keine Pracht, keine Paläste, keine großen Höfe; aber durchaus Reinlichkeit, Nettigkeit, sorgfältige Unterhaltung und Wohlstand. Kein Theil der Stadt ist vernach-

schrieb, zusammen, und bringe es, nebst einigen in der Folge empfangenen Briefen in Eins.

A. d. H.

läßiget; alle Gassen und Plätze sind wohl gepflastert, und werden von Missethätern oder Gefangenen gereiniget. Die Stadt ist klein und kann von der Obrigkeit leicht übersehen werden; und diese Obrigkeit gleicht hier einem sorgfältigen Hausvater, dessen Auge über alle Theile des Hauses wacht. In vielen Gassen rieselt ein klarer von Quadersteinen eingefaßter Bach, der sie kühlt und reinigt. Die mehresten Häuser sind von einem gehauenen grauen Steine, ungefärbt und simpel, aber heiter aussehend. Die obrigkeitlichen Gebäude sind größtentheils von der nämlichen Steinart, und mit genauerer Sorgfalt unterhalten, als die Schlösser mancher deutschen Fürsten. Die mehresten sind in dorischer Ordnung, und einige darunter haben, in ihrer Bescheidenheit und Simplicität, ein wahrhaft grosses Ansehen. Das Wort augustus und das französische auguste faßt einen Gedanken von Einfalt, Adel und Größe in sich, der mir alle Augenblicke aufstößt, wenn ich die hiesigen Standesgebäude betrachte. Die Spitäler und Krankenhäuser sind vortreflich eingerichtet und in Ordnung erhalten, und die sogenannte Insel ist eine der vortreflichsten Stiftungen in ihrer Art.

Unter den Kirchen fällt die Heiliggeistkirche, ein modernes Gebäude, schon in die Augen. Das Münster ist ein edler, altgothischer Tempel, an

dem eine Terrasse oder Plattenform ist, auf der man unter Bäumen einen angenehmen Spatziergang hat, und eine Aussicht genießt, deren äusserste Ferne von den Alpen begränzt ist. Diese Terrasse liegt auf einer Anhöhe und ist durch eine Mauer befestigt, die sich beynahe vom Fluß herauf erhebt. —

Die Aar trägt zur Schönheit der Gegend umher sehr viel bey; sie krümt sich so um die Stadt herum, daß sie den größern Theil derselben einschließt. Von den Stadtwällen, welche hin und wieder angenehme Spatziergänge sind, sieht man sie fast überall. Die Aussicht von diesen Wällen ist reich und abwechselnd. Das Land ist wohl angebaut, und ich hielt es für sehr fruchtbar; allein Albrecht von Haller sagte mir, als ich ihn vor zehn Monaten sahe, daß es einer der schlechtesten Striche im Cantone wäre, und daß seine anscheinende Fruchtbarkeit nichts anders sey, als fleißiges Menschenwerk.

Das hiesige Zeughaus ist so, daß es dem Könige von Preussen Ehre machen würde. Das Gebäude ist schlecht, die Zahl der Waffen aber sehr beträchtlich, und in einer guten Ordnung aufgestellt. Die Berner wissen sich besonders viel mit ihren Kanonen, die in der That sehr zahlreich und schön sind. Sie haben eine eigene Kanonengießerey, die ich aber nicht gesehen habe,

weil man Schwierigkeiten macht sie zu zeigen. — Auch ist das Berner Schießpulver das beste, das in der Schweiz gemacht wird.

Was mich am meisten im Zeughause interessirte, war die Waffenrüstung des unglücklichen Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, von der man den größten Theil hier hat. Fast alle Schweizer Zeughäuser sind damit ausstaffirt: allein hier hat man besonders das Gewehr seiner Leibwache, oder vielmehr seines eigenen Regiments. Es ist plump, ohne Geschmack und würde in jetzigen Zeiten sehr beschwerlich seyn; allein es ist eine Arbeit und eine Pracht daran, um die sich die neuere Kriegskunst wenig bekümmert; alle Flinten und Pistolen sind reich mit Elfenbein ausgelegt.

Auch war es mir angenehm, eine Menge vollständiger Rüstungen zu sehen, die man hier in einer langen Reihe so mit Holz aufgestellt hat, als wenn der Mann sie wirklich trüge. Helm, Panzer, Panzerhemd, Handschuhe u. s. w. da stehen sie so stattlich vor Ihnen und erinnern Sie an tausend Dinge jener Zeit, die uns Götz von Berlichingen so lebhaft wieder zu Gemüthe geführt hat.

Es ist eine gemeine Sage, daß Bern seinen Namen von Bären hat. Ich weiß nicht, ob sonst viel Bären in dieser Gegend sollen gewesen

seyn, oder ob man, bey einer gewissen Gelegenheit, einen Bären hier sahe; genug, es existirt eine gewisse Verbindung zwischen den Bernern und zwischen Bären, und seit undenklichen Zeiten werden hier einige in einem Graben gehalten, den man den Bärengraben nennt. Sonst würde das gemeine Volk den Untergang der Stadt erwartet haben, wenn man diese Bärenzucht nicht aufs sorgfältigste unterhalten hätte; allein seitdem die Schweiz ihre altväterischen Sitten aufgegeben hat, nimmt der Enthusiasmus für alte Gebräuche dieser Art ab, und ich würde mich nicht wundern, wenn man endlich die Bären ganz aufgäbe.

Indessen ist ein Bär das Wappen der Republik, und man sieht ihn an allen obrigkeitlichen Gebäuden und an den Schlössern der Landvögte durch das ganze Land gemalt, manchmal von einer Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß. Die Unterthanen im französischen Theile des Cantons nennen die Berner oft Bären. In der That sieht man in der Schweiz das Wappen der respektiven Republiken häufiger, als ich in irgend einer Monarchie das Wappen des Fürsten gesehen habe. Da ist kein Brunnen, kein Wegweiser, kein Feuereimer, kein obrigkeitliches Kummet oder Pistolenhulfter, auf dem man nicht das Standswappen in der schönsten Symmetrie sähe.

Zu Basel giebt es achtseitige Brunnensäulen, an denen, der Symmetrie zu Ehren, der Baselstab achtmal gemalt ist.

Der ungeheure Bär, den man im Canton Bern so häufig sieht, fällt allen Fremden auf, und hat zu folgenden Versen Anlaß gegeben, die ich irgendwo einmal las:

Gouvernement commode et beau,
Où, au lieu de toute garde,
Un ours, avec sa mine hagarde,
Est peint sur le mur du Chateau.

Die civile Lage der Berner Bürger ist in jeder Rücksicht eine sehr glückliche. Zwar ist die Regierung in den Händen blos einer gewissen Anzahl von Familien, und es geschieht höchst selten, daß ein homo novus in den Stand kommt. (Hier müssen jedoch diejenigen ausgenommen werden, die nicht durch die Wahl, sondern darum in den Stand kommen, weil sie die Tochter eines Rathsglieds heyrathen, das für seine eigene Person das Recht hat, ein neues Standglied zu creiren.) Allein dafür hat der gemeinere Bürger hundert andere Vortheile, die man schwerlich sonst wo findet. Die Zahl der Bürger ist geringe, und man nimmt manchmal in hundert Jahren kaum zwey neue auf. Erkauft kann

das Bürgerrecht gar nicht werden und auch Männern von Verdienste wird es nur höchst selten gegeben. Eine Menge Männer, deren Namen im Auslande berühmt sind, leben hier als Unterthanen, und haben hier als Unterthanen gelebt, ohne daß man je daran gedacht hätte, ihnen das Bürgerrecht der Hauptstadt zu geben. Kurz ein Bürger kann leichter in die Regierung kommen, als ein Nichtbürger zum Bürgerrechte. Die ältesten adelichen Familien in der Stadt sind blos Unterthanen, und in diesem Jahrhunderte ist, so viel ich weiß, nur eine einzige in den Stand gekommen. Ein Edelmann dieses Landes zeichnete sich im Kriege von 1712 bis 1715 so vorzüglich aus, daß man ihm nicht nur das Bürgerrecht gab, sondern auch in den Stand aufnahm. Ich habe oft hiervon sprechen hören; und manche rühmen die Großmuth der Republik, die das wahre Verdienst zu belohnen weiß, während daß Andere den Umstand anführen, daß der Mann beynahe achtzig Jahre alt war, und keine Kinder mehr hatte. Dem sey nun wie ihm wolle; der Greis heurathete sogleich ein junges Frauenzimmer, und seine Nachkommen sind nun unter der Zahl der regierenden Familien.

Nehmen Sie, bey dieser Gelegenheit, auch folgende Anekdote. Tavan, oder Tavanne, wenn ich mich recht erinnere, ein anderer Edelmann

der Wadt, der, wie Einige behaupten, eben so viel gethan hatte, wie jener, erwartete vergebens die nämliche Belohnung, wurde mismüthig, zog in der Gegend von Vivis einige Miliz zusammen, und kam damit bis Lausanne, ohne zu erklären, was eigentlich seine Absicht sey.

(Die Stelle, die er in der Miliz bekleidete, gab ihm das Recht, aus eigener Macht Truppen zusammen zu berufen: ein Recht, das man seitdem von diesen Stellen genommen hat.) Zu Lausanne wurde er von seinem Freunde, dem er sich anvertraut hatte, verrathen, gefangen genommen und hingerichtet. Die Soldaten gingen, auf erhaltenen Befehl, ruhig nach Hause.

Wieder auf die Vortheile der Berner Bürger zu kommen, so hat man für die, welche nicht zur Regierung gelassen werden, eine Menge Stellen, die zum Theil sehr einträglich sind, z. B. in der Kanzeley, in allerhand Collegien und Einnahmen, in der Polizey u. s. w. Auch sind viele der besten Stellen, im ganzen Lande, mit Bernern besezt. Nehmen Sie nun noch dazu, daß viele in den Prediger- oder Lehrstand treten, und daß Andere Handlung oder ein solches Geschäfte treiben, in dem sie von der Regierung nichts verlangen. Kurz, die Zahl der Bürger ist so geringe und der Aemter sind so viele, daß ungefähr ein Jeder, der auch nur eine mäßige Erziehung empfangen hat,

etwas vom Stande erwarten kann. Und ist ein Bürger zu gar nichts nutze, tief herabgekommen, alt oder krank, so hat er noch immer die Resource, in eine öffentliche Stiftung, in eine Art von Spital zu gehen, welches blos für Bürger ist, und wo er sehr anständig leben kann.

Alles dies giebt den Bernern vermuthlich jenen Stolz, über den sich die andern Cantone so sehr beschweren. Ich könnte Ihnen hierüber eine Menge lächerlicher Geschichten erzählen, wenn ich nicht die mehresten für übertrieben und andere für erdichtet hielt. So viel ist mir aber doch aus allem klar, daß die Berner Rathsglieder sich einen sehr hohen Rang geben, und daß mancher darunter sich vielleicht nicht viel kleiner glaubt, als ein kleiner deutscher Fürst. — Dieser Stolz erstreckt sich auch bis auf den Theil der Bürger herab, der keinen Antheil an der Regierung hat. Es ist eine wahre Lust, manche derselben reden zu hören: von unsern Unterthanen im welschen Gebiet, (Wadt, pays de Vaud) von unserm Lausanne, von unserm deutschen Gebiete u. s. w. Man sollte glauben, jedes Individuum sey ein Souverän. Diejenigen, die eine gemäßigtere Sprache haben, sagen: „dies gehört unsern gnädigen Herrn, et cela appartient à Leurs Excellences." Ein Frauenzimmer in der Wadt hielt einst einem Berner, der in diesem Tone sprach,

einen Sonnenschirm über den Kopf, und sagte, es sey „pour que le soleil de Leurs Excellences ne Vous incommode pas.“

Alle Aristokraten müssen einen gewissen Grad von Stolz haben; denn die Natur der Sache bringt es mit sich. Der Stand Bern ist der Souverän eines beträchtlichen, schönen und wohlhabenden Landes, und wie leicht und natürlich ist es der menschlichen Eitelkeit, dem Individuum eine Größe beyzulegen, die eigentlich nur in einem ganzen Körper existirt, von dem das Individuum ein Mitglied ist! Ueberdies hat die Republik Bern sich zu allen Zeiten in einer gewissen Größe gezeigt, hat eine lange Reihe großer Männer aller Art hervorgebracht, und immer den Ruhm einer weisen, festen und, im Ganzen, gelinden Regierung behauptet. Der Edelmann und der reiche Güterbesitzer mag, als Unterthan, in jeder Aristokratie bisweilen Ursache zu Klagen haben; aber der Bauer (und dies ist bey weitem der zahlreichste Stand) befindet sich gewiß im Cantone Bern besser, als in den mehresten Ländern von Europa.

Wenn es äußerst schwer hält, zu Bern das Bürgerrecht zu erhalten, so hat man dafür auf der andern Seite keine so eingeschränkten Begriffe über die Vorrechte des Bürgers, wie z. B. zu Basel, wo die größere Zahl der Bürger und die

geringere Zahl der Stellen den Nichtbürger von allem ausschließt. Zu Bern kann der Nichtbürger Stellen im Prediger- und Lehrstande bekommen, kann Handel oder ein Handwerk treiben; — zu Basel kann er nicht einmal ein Haus haben, nicht ein Faß Wein in seinen Keller einlegen, ausgenommen er gebraucht Schleichwege oder eines andern Namen.

Es ist, dünkt mich, eine unglückliche Gewohnheit der Berner, daß man den ausländischen Kriegsdienst häufig als eine Art von Erziehung betrachtet. Viele junge Leute, wenn sie durch die Schuljahre gegangen sind, werden in ein Berner Regiment geschickt — nicht, um sich da empor zu schwingen, oder vom Kriegsdienste Profession zu machen, sondern um Welt zu lernen, um einige Jahre außerhalb ihrer Vaterstadt zuzubringen, kurz, um den lezten Theil ihrer Erziehung zu machen. Dies ist wohl die Ursache, warum jezt in Bern mehr französischer Ton, Eleganz und Sitte herrscht, als in irgend einer andern Hauptstadt der Schweiz. Das gesellige Leben hat gewiß dadurch gewonnen, und das Publikum hat mehr Feinheit und Politur bekommen; aber die Sitten haben schrecklich dadurch verloren. Man hört zu Bern seit einigen Jahren so viel von Galanterie und Intriguen, so viel von geschiedenen Ehen, so viel von Männern und Weibern, die

durchgehen, und so viel von gewissen andern Dingen, daß ein Fremder von ihren erweiterten Begriffen und von ihren schnellen Schritten gegen Verfeinerung in der That eine sehr hohe Meynung bekommt. Indessen ist es doch auch wieder eine Bemerkung, die ich oft habe machen hören, daß der Berner, wenn er seine Jugendjahre ausgebraust hat, mehrentheils einen wackern Mann abgiebt; und ich weiß von unzweifelhafter Autorität, daß im großen Rathe dieser Republik eine Menge weiser, würdiger und edeldenkender Männer sizt.

Der junge Berner ist, im Ganzen, zu Ausschweifungen geneigt; und was diesen Hang vermehren mag, ist die Leichtigkeit, mit der viele ihre Umstände wieder verbessern können. Ein Berner aus einer großen Familie kann, wenn er ein Loch in sein Vermögen gemacht hat, noch immer auf eine gute Heyrath rechnen. Er ist gewiß, daß er bey Zeiten ein Standsglied wird, und als ein solches ist er zu einer Landvogtey berechtigt. Nimmt er eine schlechte Landvogtey, so bekommt er mit der Zeit noch eine zweyte; wenn er aber wartet, und in dieser Zeit etwa irgend ein Amt bekommt, so erreicht er zulezt eine Ancienneität, durch die er berechtigt ist, eine der besten Landvogteyen selbst zu wählen, als z. B. Lausanne, Romainmotier, Lenzburg u. s. w. wo er sechs

Jahre standsmäßig leben und eine sehr beträchtliche Summe zurücklegen kann. Um diese Anciennetät abzuwarten, ist er garnicht verbunden im Lande zu leben; man kann Mitglied des grossen Rathes seyn, und nie im Lande leben, und in der Anciennetät rückt man deswegen doch immer fort. So lebte z. B. der bekannte preussische General, Herr Lentulus, die mehreste Zeit außer seinem Vaterlande, bis er zulezt durch seine Reihe berechtigt war, die reiche Landvogtey Könitz, nahe bey Bern, zu nehmen.

Der Canton Bern hat weder einen ansehnlichen Handel, noch zahlreiche oder beträchtliche Manufakturen, denn Bern, Aarau, Zofingen ꝛc. wollen in Vergleichung mit Basel, Zürich, St. Gallen ꝛc. sehr wenig sagen. Diejenigen Familien, die so zu sagen durch Erbrecht Antheil an der Regierung haben, verachten den Handel; die Republik ist mehr eine militärische als eine handelnde; ihre Macht ist nicht auf Reichthum gegründet; und da diejenigen, welche die Repräsentanten dieser Macht sind, selten ein sehr großes Vermögen haben, so ist es keinesweges ihre Interesse Familien im Staate zu zählen, die mit der Zeit, durch ihr Vermögen, vielleicht einen Anhang erlangen möchten, durch den sie die Macht der regierenden Familien umstoßen könnten.

Dieser Umstand hat großen Einfluß auf den gesammten Ton von Bern, der sich von den Hauptstädten der handelnden Republiken gar sehr unterscheidet. Es herrscht in demselben ein Gewäsche von Ritterlichem, das nicht mit dem spekulativen Kaufmannsgeiste besteht, und das, in seinen Folgen, von den übrigen Schweizerstädten oft im höchsten Grade lächerlich gemacht wird. — Der Reiche in den handelnden Republiken legt sein Geld in Fabriken und Spekulationen an; der Berner zieht ein geringeres Interesse aus dem seinigen, das in liegenden Gründen angelegt ist; der eine ist ein mächtiger Kaufmann, der andere ein Landedelmann. Zu Basel ist mehr Reichthum und mehr Armuth; zu Bern sind wenige sehr reich, und wenige sehr arm. Die sogenannten Chevaiier d'Industrie uud panniers percés, deren es zu Bern hin und wieder einen, auch in guten Familien, giebt, bringe ich bey einer allgemeinen Vergleichung nicht in Anschlag. Es sind Leute, die ihr Vermögen durchgebracht haben, oder deren Väter es durchbrachten, und die sich zu viel auf den Edelmann einbildeten, als daß sie ein Gewerbe treiben möchten.

Sie erwarten, daß ich Ihnen etwas vom großen Haller erzähle; aber was soll ich Ihnen sagen? Ich habe ihn zwey Monate vor seinem Tode gesehen, ein Löwe, in seinen lezten sterben-

den Augenblicken. Er war schwach und sein Haupt senkte sich auf seine Brust herab; aber die Stärke seines Geistes, die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft hatte ihn noch nicht ganz verlassen. Es fiel mir auf, daß er überaus sentenziös sprach. Alles, was er sagte, war äußerst kurz und faßte einen weitläufigen Begriff in sich. Als z. B. einer von uns nicht wußte, daß man nirgends über die Alpen fahren kann, sagte Haller: „über die helvetischen Alpen ging nie ein Rad.“ Einer rühmte die Fruchtbarkeit des Landes um Bern herum; Haller antwortete: „es ist von den schlechtesten im Cantone; alles ist Menschen-Arm.

Unter den verschiedenen Porträts, die man vom Herrn von Haller hat, ist keines, das ihm sehr ähnlich wäre, das ganz kleine ausgenommen, das Deuker radirt hat, und das vor der Lebensbeschreibung steht, die Herr von Tscharner von diesem Manne geliefert hat.

Gegenwärtig leben zu Bern verschiedene Künstler von Verdiensten; verschiedene derselben haben außer ihrem allgemeinen Künstlerverdienste noch das Besondere, daß sie helvetisch sind, das heißt, sich hauptsächlich mit Gegenständen der Schweiz beschäftigen. Jedes Land hat in seinen Trachten, in seiner Landschaft 2c. etwas eigenes, wodurch es sich von andern unterscheidet, und

die Schweiz hat vielleicht mehr von dieser Art Charakteristik, als irgend ein Land in Europa. In Aberlis geäzten und colorirten Blättern finden Sie alles Eigenthümliche der Schweizerlandschaft, von den Eisbergen und der wilden und erhabenen Größe der Alpen an, bis herab auf die milden und fruchtbaren Gegenden am Bielersee. Seine Manier ist ihm ganz eigen, und so viel sie auch nachgeahmt worden ist, so kenne ich doch noch niemanden, der sie auch nur einigermaßen erreicht hätte. Seine Farbengebung ist unstreitig glänzender, als die der Natur, und folglich nicht wahr; seine Fernen sind oft zu stark, zu markirt, und haben zu viel Detail. Dadurch wird der Ausdruck der Vorgründe gestört, das Hintere weicht nicht genug zurück, und das Ganze nicht hinlänglich aus einander. Auch seine Vorgründe, in denen er alles, was er vor sich sieht, sorgfältig auszudrücken sucht, sind zerhackt, bestehen aus zu vielen Theilen, und machen nicht die große Wirkung eines malerischen Ganzen. — Indessen ist doch diese Manier äußerst gefällig und dem Auge angenehm. Daß die Farben zu schön sind, ist mehr der Fehler der Manier, als des Künstlers, und die fruchtlosen Bemühungen anderer zeigen genugsam, daß es Herr Aberli zu einem hohen Grade von Vollkommenheit hierinnen gebracht hat. Der zu große Detail kommt von seiner

strengen Anhänglichkeit an die Natur, denn einen treuern, frömmern Nachahmer wird man schwerlich finden. Alles trägt das strengste Gepräge der Wahrheit auf einen unbeschreiblichen Grad, und selbst das, was bisweilen die Wirkung des Ganzen stört, ist nichts anders als die detaillirteste Charakteristik. Seine Blätter sind nicht Ideale, sondern Aussichten, und eine Aussicht ist desto vollkommener, je wahrer sie die wirkliche Gegend liefert.

Herr Aberli malt wenig in Oel, und ist dann kalt. Desto schöner sind seine Zeichnungen, besonders die von eingeschränkten Gegenden, Bauerhöfen, Hütten u. d. gl. In diesen ist er nicht mehr Maler — er giebt uns den Gegenstand selbst.

Herr Freudenberg studirte lange zu Paris und beschäftigte sich mit sogenannten Konversationsstücken. Man hat allerhand geäzte und colorirte Blätter von ihm aus dieser seiner frühern Zeit, die ganz im neuen französischen Geschmacke sind. Diesen Geschmack hat er nun aufgegeben, und hat sich seit einigen Jahren ganz an die Natur seines eigenen Landes gehalten. Die radirten und colorirten Blätter, die er zeither gegeben hat, sind in der That reizend, voll edler Einfalt und ländlicher Grazie; eine Landhütte, mit Reben oder Ephen umwachsen, vor

der die Hausmutter ihrem Manne die Abendmahlzeit zubereitet; ein Bauer, der sich seinem Hause nähert, und seinem Kinde, das ihm entgenkommt, etwas mitbringt; Rindvieh, das gefüttert wird; ein Soldat, der aus den französischen Diensten zurückkehrt und in seinem Dorfe von Verwandten und Freunden empfangen wird, u. s. w. Kurz, es sind ländlich-historische Stücke, wenn ich mich so ausdrücken darf, in denen das Costume sehr genau beobachtet ist. Diese Stücke sind leicht geäzt und werden denn, so wie die Aberlischen Werke, getuscht und mit Farben gewaschen.

Herr Hausmann beschäftiget sich hauptsächlich mit Porträtmalen: eine Beschäftigung, zu der die mehresten historischen Maler, wenn sie es nicht zu einem gewissen Grade von Größe gebracht haben, genöthigt sind. Er scheint hauptsächlich nach der französischen Schule studirt zu haben, und sein Colorit ist gewöhnlich leicht und schönfarbig. Auf der Stadtbibliothek hängt jezt Hallers Porträt von ihm, allein ich finde es nicht gar ähnlich.

Herr Marikofer ist ein guter Steinschneider, besonders für Petschafte.

Herr Dunker, aus Stralsund, wenn ich nicht irre, ist schon längst als ein guter Künstler bekannt. Er arbeitete sonst zu Basel für Herrn von Me-

chel, und beschäftigt sich jezt zu Bern mit Zeichnen, sonderlich mit Radieren. Seine kleinere Blätter haben eine Vollkommenheit, deren man sonst diesen Zweig der Kunst fast für unfähig hielt; sie haben das Freye und Kühne einer Zeichnung, sind stark, kräftig, und, wenn ich so sagen darf, ölig und rund, und haben zugleich etwas von dem Geendeten eines Kupferstiches. Ich meyne hier hauptsächlich diejenigen Blätter, die er nach seinen eigenen Zeichnungen radirt hat. Er arbeitet häufig für die Buchhändler, Vignetten und was die Franzosen culs de lampe nennen.

Die Herren Wocher sind aus dem Schwäbischen gebürtig, und leben zu Bern. Man sieht häufig in der Schweiz Zeichnungen vom Vater in Pister; es herrscht darin ein großes Einerley, denn es sind mehrentheils Figuren in orientalischer Kleidung, alte Weise mit langen Bärten, Perser, Tartarn u. s. w. Sein Sohn ist sehr jung und verspricht in so fern, daß man sagt, er könne ein guter Künstler werden, wenn er Zeit und Gelegenheit hätte zu studieren und sich zu bilden. Er ist genöthigt gewesen, einen großen Theil seiner Zeit mit Coloriren der Aberlischen Aussichten zuzubringen. In seinen eigenen Zeichnungen sieht man, daß er Aberli nachahmt.

Auch Herr Sonnenfels, der Bildhauer, der sonst zu Zürich war, ist jezt zu Bern und lehrt

an einer Kunstakademie, die seit einigen Jahren hier existirt.

Bern hat einige sehr artige Kunstsammlungen, und es giebt der Liebhaber verschiedene, die fort sammeln, und die Kunst lieben und nach ihren Kräften unterstützen.

Hier muß ich Ihnen auch etwas von Herrn Wolf sagen, ob er schon gewöhnlich zu Solothurn sich aufhält. Die stärkste Sammlung, die ich von seinen Gemälden gesehen habe, ist zu Bern, in dem Hause des Herrn Wagner. Wolf ist der Maler der erhabenen, mildern und schreckenvollen Schönheiten der Schweiz. Er ist tiefer in das Eis und den Schnee der Alpen und Eisberge eingedrungen, als je ein Liebhaber oder Künstler vor ihm; weder Beschwerde noch Gefahr haben ihn abgehalten, die erhabene und grausenvolle Natur bis in ihre verborgensten Winkel zu verfolgen; selbst im Winter hat er die Alpen besucht und verschiedene Scenen gezeichnet. Von seiner Hand habe ich eine Menge Aussichten gesehen, die in den innersten Theilen jener Alpenkette liegen, die sich aus Graubünden westwärts bis in die französische Schweiz hinabzieht, hauptsächlich den Theil, der die Gränze des Cantons Bern und des Walliserlandes macht. Er ist äusserst treu und genau in seinen Umrissen, sein Pinsel ist männlich und kühn, aber die innern

Theile seiner großen Umrisse finden Viele zu leer. Er ist hierin gerade das Gegentheil von Aberli, der zu viel Detail giebt, während daß man von Wolf etwas mehr sehen möchte. Wagner hatte unternommen, die zahlreiche Gemäldesammlung, die er von Wolfen hat, stechen zu lassen, und mit einer Beschreibung herauszugeben, auch hab' ich schon Verschiedenes fertig gesehen; allein das Werk ist wieder ins Stecken gerathen. Die Beschreibung dazu gab ein Berner Geistlicher, der mit Wolfen die mehresten Alpenreisen gemeinschaftlich gemacht hat.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß viele junge Berner vom Stande ein Mittelding sind zwischen einem französischen petit maitre und einem ausgelassenen jungen Engländer. Vermöge des zweyten Theiles dieses Charakters erlauben sie sich bisweilen allerhand Sprünge, durch die sie mit den Nachtwachen in Collision kommen. Die Polizey ist im ganzen Cantone sowohl als in der Stadt vortreflich, und man übersieht den jungen Leuten nichts, darum, weil sie Söhne ansehnlicher Familien sind; sie werden nach dem Maaße ihrer Vergehung gestraft. Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen eine besondere Art von Verbannung bekannt machen, von der man in verschiedenen Fällen Gebrauch gemacht hat. Man verweist den Thäter in irgend einen entlegenen

Winkel der Berner Alpen, in ein altes Schloß, oder in ein Haus, das für die Reisenden gehalten wird. So weiß ich von einem Berner, der auf den Grimsel auf einige Zeit verwiesen war, wo er bey dem Manne, der das sogenannte Spital dort hält, von dem ich Ihnen vor kurzem geschrieben, lebte. Allein der Herr blieb nicht lange, sondern machte eine Reise nach Italien, wo er die Leiden seiner Verweisung in einem wärmern Himmelsstriche milderte; kehrte dann in sein Spital zurück, und von da nach Bern, als die Zeit des Exils zu Ende war.

Die großen Familien zu Bern halten, bey gewissen Gelegenheiten, eigne Zusammenkünfte, in denen sie über das Wohl und die Ehre ihrer Familie berathschlagen, ungefähr wie die Obrigkeit über das Wohl des Landes. Da Zusammenkünfte dieser Art gewissermaßen ein status in statu sind, so werden sie etwas geheim gehalten, sowohl als die Wirkungen derselben. Gewöhnlich betrifft das, was da gethan wird, blos die Familie; aber man hat Beyspiele von Fällen, in denen Familien die Macht der Obrigkeit annahmen und sie gegen gewisse Auswüchse oder verdorbene Glieder der Familie auf eine Art äußerten, die wirklich ein Einbruch in die Rechte und Freiheit des Individuums war. Man hat mir von Personen erzählt, die auf den bloßen Befehl ihrer Familie

aus dem Lande geschafft, oder irgendwo eingesperrt worden sind. Manche Familien haben besondere Cassen, die zu solchen Zwecken gebraucht werden, indem man dem Schuldigen entweder einen Gehalt festsetzt, mit der Bedingung, daß er nicht wieder ins Land kommen darf, oder ihn in seiner Gefangenschaft damit unterhält. Der Stand schweigt bey solchen Vorfällen, die er nicht zu sehen genöthigt ist, stille, entweder weil er sie nicht hindern will, oder weil er nicht gern gegen eine mächtige Familie, die an der Souveränetät selbst einen großen Antheil hat, kämpfen mag. Dieser Gebrauch, eigenmächtig gegen gewisse Glieder einer Familie zu handeln, ist auch in andern Schweizer-Republiken nicht ungewöhnlich, herrscht aber mehr zu Bern, als sonst wo, weil die regierende Macht dort mehr in gewisse Familien eingeschränkt ist, die also dadurch mächtiger werden.

Aus dieser Verfassung läßt sich der Familienhaß erklären, den man häufig in der Schweiz findet; man haßt sich vom Vater auf den Sohn, und so oft durch viele Zeugungen hindurch. Man kann einen Fürsten beleidigen, und sein Nachfolger wird es oft vergessen, bisweilen mit stillschweigendem Beyfalle ansehen. Fürsten sterben, aber Familien leben ewig, und der ganze Körper ahndet, was einem seiner Glieder geschieht.

Dies ist auch die Ursache, warum wir kein gutes Werk von der neuern Schweizergeschichte haben. Der dritte Theil der Tscharnerischen Geschichte ist schon seit Jahren heraus, geht aber nicht weiter, als bis auf Cappeler Krieg: und man sagt, das Publikum habe nicht die geringste Hoffnung, das Ende dieser Geschichte je zu sehen. Die neuere Geschichte würde den Verfasser zu nähe an unsere Zeiten bringen, und wenn er mit Wahrheit und Unpartheylichkeit schreiben will, so wird er ohne Unterlaß an Steine stoßen, die seinen Fuß verwunden. Die Sache ist, daß in den Republiken sowohl als in den Monarchien bisweilen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten vorgehen. In der Monarchie kommen sie auf die Rechnung des Fürsten oder des Ministers, und wenn sie bekannt werden, so trägt die Schuld eine einzige Person, die vielleicht in der folgenden Regierung schon gehaßt wird, oder deren Familie, wenn die Person der Minister war, herabgesezt und gedrückt ist. Hier ist ein ewiger Wechsel, und die Familie eines Mannes, der vor einigen Jahren allmächtig war, ist vielleicht dies Jahr in allen ihren Gliedern gedemüthiget. Aber nicht so in den Republiken, wo eine Familie, wenn sie einmal mächtig geworden ist, sich zu erhalten sucht und gewöhnlich sich erhalten kann, weil sie nicht durch das Machtwort eines Einzigen in Staub gewor-

fen werden, sondern durch wirkliche vereinte Macht Mehrerer nur allmälich untergraben werden kann. Hiezu kommt noch dies: Wenn es Gewaltthätigkeiten in einer Monarchie giebt, so wird weniger daraus gemacht. Der Pöbel ist einmal gewohnt, an seinen Fürsten als ein Wesen einer andern Art hinaufzuschauen, fühlt allen Druck, der ihm von dieser Seite kommt, mit weniger Bitterkeit, und meynt, ein Fürst dürfe wohl bisweilen etwas thun, das in andern Menschen schreyende Ungerechtigkeit seyn würde. — Der republikanische Große hingegen kann nicht den hohen Dunst seiner Erhabenheit um sich her verbreiten; er ist am Ende doch nichts, als ein Bürger des nämlichen Staats, und es fehlt ihm nie an Nebenbürgern, öfters unter den niedrigsten Ständen, die dieses zu fühlen wissen. Alle Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten also, die in einer Republik mit unter kommen, müssen besondern Familien zur Last gelegt werden, und die Nachkommen derselben werden schwerlich mit Gleichgültigkeit sehen, daß man diese Dinge an das klare Sonnenlicht bringt. Die Sache wird noch gehässiger, wenn etwa gar die Nachkommen Vortheile ziehen, deren Quelle in solchen Zeiten und Begebenheiten liegt.

So viel für besondere Familien, die durch eine umständliche und unparteyische Geschichte

neuerer Zeiten beleidigt werden möchten! — Es giebt aber noch einen andern Anstoß, den der Geschichtschreiber nicht nur einzelen Familien, sondern der gesamten Regierung einer Republik überhaupt geben muß. Alle souveräne Körper freyer Staaten arbeiten ohne Unterlaß, die Freiheiten des Volks zu schmälern und Einbrüche in ihre Rechte zu thun, kurz sich selbst immer freyer und unumschränkter zu machen. — Diesen Satz hört man ungern, und er ist doch wahr. Ein aufmerksamer Beobachter findet ihn in der Geschichte bestätiget, und — was mehr ist, er ist in der menschlichen Natur, im Gange des menschlichen Herzens und unserer Leidenschaften gegründet. Die Geschichte der Schweizerstaaten liefert Beyspiele genug davon; aber man sieht diese Beyspiele nicht gern hervorgesucht, detaillirt und in ein klares Licht gebracht. Es sind gehässige Punkte, die man dem Auge verbergen und wo möglich, vor dem Volke in ewige Vergessenheit bringen möchte. Wer durch solche Theile der Geschichte geht, stößt ohne Unterlaß an, und sieht gar bald selbst ein, daß es besser ist, gewisse Perioden in Vergessenheit zu lassen, als durch umständliche Untersuchung und ausführliche Beschreibung derselben das Volk auf Dinge aufmerksam zu machen, die es entweder nicht weiß, oder schon längst vergessen hat. — Auch alle Ge-

schichten von Aufruhren, Verschwörungen gegen den Staat oder gegen besondere Familien, zusammen mit der Art, wie sie unterdrückt wurden, haßt man in den Republiken.

Sie haben, lieber Freund, von einem kleinen Werkchen gehört, das Herr von Haller, einer der Söhne des großen Hallers, vor einigen Jahren schrieb, und von dem Aufsehen, das es machte, und der Wildheit, in die einige demokratische Cantone darüber geriethen. — Auf der Berner Stadtbibliothek hat man das Hallerische Werkchen nebst verschiedenen andern Aufsätzen, die bey Gelegenheit darüber geschrieben wurden, in einem Bande beysammen, den ich mir zeigen ließ, und so viel als es die Zeit erlaubte, überlas. Ihnen und mir ist es sehr gleichgültig, ob die Geschichten, die man von Wilhelm Tell erzählt, wahr sind oder nicht, so sehr als die ganze Existenz des Mannes selbst. Auch will ich keineswegs eine Entscheidung zwischen Herrn von Haller und seinen Gegnern wagen; um so weniger, da viele sagen, er habe den ganzen Aufsatz als eine Art von Spaß dem Publikum hingeworfen, um zu sehen, wie man sich damit zerren werde. Aber kürzlich zeigen muß ich Ihnen doch, mit welcher Wahrscheinlichkeit der Mann eine Geschichte angegriffen hat, die in Jedermanns Munde ist, an die Jedermann glaubt wie ans Evangelium, und

gegen die ich in Uri eben so wohl sprechen möchte, als in Böhmen gegen die Jungfrau Maria. Die Autoritäten, die Herr von Haller für sich hat, sind Guilliman, der in seinen Briefen an Goldast Tells Geschichte bezweifelt; Voltaire, der an verschiedenen Orten dagegen spricht; Isaak Iselin, in seiner historischen Betrachtung, die 1754 zu Basel herausgekommen ist; und Jacob Christoph Iselin in seinem Wörterbuche B. IV. S. 574. 640.

Alle diese erregen Zweifel; worauf sich aber Herr von Haller weit mehr gründet, ist das gänzliche Stillschweigen der Folgenden, die alle davon hätten wissen müssen, und eine so merkwürdige Begebenheit nicht würden übergangen haben. — Des Ptolomäus von Lucca Kaiser-Chronik geht bis aufs Jahr 1342. — Die Chronik des Priesters Siffrid, und die Zeitregister des Sero gehen bis 1335. — Eben dieser Schriftsteller schrieb Rudolfs, Alberts und Adolfs von Nassau Leben. — Heinrich Rebdörfers Zeitbücher gehen bis 1362. — Die Chronik Alberts von Strasburg endigt sich 1378. — Das L[illegible]n der Kaiser bis auf Wenzel von Buonaventura von Ramboldis, vornehmlich aber die Jahrbücher Johannis von Winterthur gehören ebenfalls hieher. — Alle diese Schriftsteller sagen kein Wort von Wilhelm Tell, und gleichwohl schlos-

sen die Eidgenossen schon 1315 den Bund, vor welchem alle Begebenheiten vorgefallen seyn müßten. — Auch die östreichischen Geschichtschreiber, selbst die, welche von der Tyranney der Landvögte, und sogar von dem wegen Ehebruch erschlagenen Landvogte erzählen, schweigen alle davon. — Peter Elverlein, ein Geschichtschreiber zu Lucern, der in der Zeit lebte, als die Schweizer mit Maximilian Krieg führten, ist der erste, der Tells Geschichte erzählt, ohne Gewähr zu leisten. Er ist aber ein elender, fabelhafter Schriftsteller, der z. B. erzählt, daß die Engel den Schweizern im J. 811 in der Schlacht gegen die Sarazenen geholfen hätten. Seine Chronik wurde zuerst 1507 zu Basel gedruckt, und ist also viel später, als die angeführten Schriftsteller, welche entweder mit den ersten Eidgenossen zu gleicher Zeit, oder kurz nachher lebten. — Zu Altorf selbst räumt man ein, daß der Flecken nicht mehr auf dem nämlichen Orte stehe, wo er sonst gestanden; und doch zeigt man dort den Ort, wo Wilhelm Tell stund, als er nach den Apfel schoß.

Woher also, fragt nun Herr von Haller, mag wohl diese Geschichte gekommen seyn? — Und da findet er sie im Saxo Grammatikus, der Prior zu Rotschild war, und in einer dänischen Ge-

schichte, die er geschrieben, folgendes erzählt. *) Herald, König von Dänemark, befahl im Jahr 965 dem Torco, einem berühmten Bogenschützen, einem seiner Kinder einen Apfel vom Kopfe zu schießen, welches Torco mit vieler Geschicklichkeit that. Dies, sowohl als alle übrige Umstände, die diese Geschichte begleiten, sieht der Tellischen so ähnlich, daß Herr von Haller glaubt, diese dänische Erzählung sey auf irgend eine Art, die man nicht weiß, in die Schweizer-Geschichte gekommen. — Unter mehreren Widerlegern, die Herr von Haller gar bald fand, war Herr Balthasar von Lucern, der in einer kleinen Schrift viele wichtige Gründe für die Aechtheit der Tellischen Geschichte zusammen gebracht hat.

Langnau, Septemb. 1778.

Wir verließen gestern früh Bern und kamen, durch eine reiche, wohl angebaute Gegend, in dieses Dorf, das durch den bekannten Michel Schuppach so berühmt geworden ist. Es liegt drey deutsche Meilen von Bern in einem Thale, das man von einem Flusse, der es durchströmt,

*) Die ganze Stelle findet sich jezt im Originale abgedruckt, in Coxes Reisen durch die Schweiz.

das Emmenthal heißt. (Sie müssen die Berner Emme mit einer andern nicht verwechseln, die im Canton Lucern fließt.) Ich ergözte mich, zunächst an der Stadt, mit der Niedlichkeit und Einfalt der Landhäuser, deren es eine Menge um Bern herum giebt, und die mit ansehnlichen, wohlgebauten Bauerhöfen und beträchtlichen Dörfern abwechseln. Hier sah ich manches Original zu jenen Hütten und Meyereyen, von denen man eine so reiche Sammlung unter Aberlis Skizzen antrifft, und manches liebe, ländliche Mädchen, wie er und Freudenberg sie zeichnen.

Alles athmet Wohlstand, Ueberfluß und Reinlichkeit, und überall findet man jene Scenen realisirt, die man in den Werken der Schweizerkünstler für liebliche Ideale hält. Der Weg ist fast ganz eben, ob man schon hin und wieder zwischen Hügeln geht, bis man von dem malerischen und edlen Ansehen des Schlosses zu Signau, das auf einem Berge liegt und der Sitz eines Landvogtes ist, angenehm überrascht wird. Gleich hinter diesem Schlosse fangen jene Berge an, die das Emmenthal einschließen, und die gegen Lucern sowohl, als gegen den Thunersee sich zu einer Größe erheben, daß man sie mit Recht als ein Alpengelände betrachtet.

Wir wanderten gerade durch das Dorf Langnau, den Hügel hinauf, auf dessen mittlern Höhe

das Haus des berühmten Arztes nebst Dazugehörigen, ganz allein liegt. — Gewöhnlich findet man bey ihm Tafel und Wohnung; allein alle seine Zimmer waren schon so voll, daß wir im Dorfe Betten bestellen mußten. Indessen werden wir die drey Tage, die wir hier zuzubringen haben, beständig um ihn und seine Gesellschaft seyn.

Es war vorgestern schon spät, und ich konnte unmöglich mehr schreiben. Uebrigens hab' ich gestern von dem Manne und seinem Hauswesen mehr gesehen, und kann Ihnen heute ausführlicher schreiben. — Michel Schuppach, oder, wie man ihn gewöhnlich in der Schweiz nennt, Doktor Micheli, hat nie eine andere Erziehung gehabt, als wie sie ungefähr ein ehrlicher Landmann in der Schweiz haben mag. Er hat sich immer viel mit Kräutern beschäftiget, und ich kenne Aerzte, welche sagen, er habe wirklich ausgebreitete botanische Kenntnisse. Andere räumen ein, daß er einen sehr genauen und delikaten Takt habe, die Natur und den Sitz der Krankheiten auszufinden. Noch andere — und diese machen den größern Theil aus — sagen, er sey nichts als ein gemeiner Quacksalber, der durch viele Routine, und durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Krankheiten, die ihm vorgekommen, Erfahrung erlangt habe, die er als ein Mann von

klugem Verstande erweitert und verbessert habe. — Was er auch seyn mag, so ist dies gewiß, daß er eine Menge Personen, deren Krankheiten kein Arzt kannte, oder die man für unheilbar hielt, bis zum Erstaunen wieder hergestellt hat. Aber solche Kranke müssen sich ihm ganz überlassen, und bey ihm unter seinen Augen leben, so lange bis er sie entläßt. Freylich mag die herrliche Luft, die man auf dem Hügel, an dem sein Haus liegt, athmet; die Vortreflichkeit des Wassers, die gute, gesunde und kräftige Nahrung und die edlen Kräuter, welche man auf seiner Tafel genießt; die Bewegung, welche sich seine Kranken geben müssen, und die beständig berg auf und berg ab leitet; die Heiterkeit, Sorgenlosigkeit und Unterhaltung, die man in der buntfarbigen Gesellschaft findet, die beständig in seinem Hause lebt, zusammen mit der äußersten Sorgfalt, die er auf seine Kranken wendet, unendlich viel zu ihrer Genesung beytragen. — Sein Ruf hat sich allmälich so ausgebreitet, daß er von Standespersonen aller Länder und von einigen der ersten französischen Familien besucht worden ist. Man sagt, dies habe seit einigen Jahren etwas nachgelassen, indessen sind gegenwärtig mit uns Personen von fünf verschiedenen Völkern in seinem Hause, die alle Gefallen darin zu finden scheinen und mit Achtung und Liebe von dem alten Manne sprechen.

Michel Schuppach hat nie die Simplicität seines ursprünglichen Standes abgelegt: ein Punkt, in dem er, dünkt mich, unendlich viel Sinn gezeigt hat, da es Große verschiedener Länder nicht daran haben fehlen lassen, ihn zu verderben. Weder sein Ruhm, noch die Schmeicheleyen der Großen, noch der Reichthum, den er jezt besitzt, haben seine Lebensart, seinen Ton oder seine Sitten merklich geändert. Er spricht, lebt und kleidet sich noch immer ungefähr wie ein wohlhabender Emmethaler Landmann, und diesem gleicht er, troz des geputzten aufstaffirten Hütchens, womit ihn Berner Frauenzimmer verstutzert haben. Er behält seinen Hut auf dem Kopfe, sitzt im heißen Wetter in einer Weste ohne Aermel, und raucht seine Pfeife Tabak, unbekümmert um die feinen Damen, Gräfinnen und Marquisinnen, die um ihn herum sind, und ihm tausend Aufmerksamkeiten bezeigen. Seine Sprache ist die Sprache seines Landes, und er künstelt so wenig darin, daß er oft bis zur Grobheit und Beleidigung offenherzig gewesen seyn soll. Man erzählt von einem bekannten französischen Bischoffe, der ihn um Rath fragte, und dem er gesagt haben soll: „Ihr seyd ein alter gottloser Sünder, Ihr habt „euer ganzes Leben liederlich verlebt, und für „Euch ist wenig Hoffnung.“

Den ganzen Vormittag sitzt er in seinem Arzneyzimmer, mit einer Menge Wasserflaschen vor sich, und giebt Rath und Verordnungen. Aus dem Wasser beurtheilt er alle seine Kranken, auch die, welche er vor sich hat. Man erzählt wundervolle Geschichten von seinen Einsichten in diesem Punkte. Den Armen giebt er Rath und Arzneyen unentgeltlich. Alle seine Arzneyen bereitet er selbst, und sie sollen größtentheils aus Kräutern und einigen Salzen bestehen. Den Arzneyflaschen, die um ihn herum stehen, giebt er pompöse Titel, die das Landvolk umher mit Staunen und Ehrfurcht liest; z. B. „der König von Preußen, der Stärkste ist Meister“ u. s. w. Im Ganzen scheint er etwas Hang zur Charlatanerie zu haben. So giebt er z. B. ein Salz, das ganz gemeines Salz aus den Gradirhäusern der Berner Salzwerke seyn soll, und mischt ein wenig Karmin darunter. Das Salz ist ganz weiß, sobald aber der Karmin, nebst dem Salze, im Wasser aufgelöst wird, wird das Ganze, zum nicht geringen Erstaunen des Unwissenden, blutroth. Auch giebt er keine Auskunft über seine Arzneyen, oder seine Verfahrungsart.

Wenn der Morgen so hingegangen ist, sezt er sich mit seiner Gesellschaft zu Tische, wo er frölich und scherzhaft ist und allerhand Geschichten, nach seiner Art, erzählt. Was er sagt, ist, so wie seine

Antworten, voll von richtiger Bemerkung und gesundem schlichten Menschenverstande. Wenn er nicht beschäftigt ist, pfeift er, unbekümmert um die, welche um ihn herum sitzen, und unter denen er sehr wenig Unterschied macht.

Herr von Mechel hat den Doktor und seine Frau in Kupfer stechen lassen, und beide sind in Lavaters Physiognomik. Was von ihr gesagt wird, ist fast etwas hart; indessen ist sie ein sonderbares Gemische von Stadt- und Dorfton, von Mode und Einfalt, von ländlicher Sitte und raffinirter Eleganz. Sie ist eine gemeine Landfrau, so wie ihr Mann; aber die Schmeichelenen und Aufmerksamkeiten, mit denen Reiche und Große ihren Mann beräuchert haben, und an denen sie ihren vollen Antheil gehabt hat, wirkten mächtiger auf das weibliche Gehirn und machten sie zu einem Mitteldinge, in dem sie alles eher ist als das, wodurch sie am meisten gefallen, und am mehresten wahre Achtung erregen würde. Aber wie ist das anders möglich? die Berner schicken ihr ihre Kutschen und führen sie in Triumph ein; ja man hat sie sogar, bey Gelegenheit des lezten großen Bündnisses, nach Solothurn geschleppt, und, wenn ich nicht irre, bey öffentlichen Feyerlichkeiten eingeführt. — Ihr Mann erlaubt ihr nicht, sich anders zu kleiden, als in der gemeinen Tracht der Emmethaler Bauernweiber. Diese

Tracht, die an sich selbst niedlich genug ist, steht ihr wohl an, aber sie hat fast alle Ingredienzen derselben zu Samt, Gold und Seide raffinirt. — Das Haus scheint sie sehr wohl zu besorgen, und ihre Tafel, obschon in sich einfach und gesund, ist so vortrefflich, als irgend eine, an der ich je gespeist habe. Alles ist vortrefflich in seiner Art, und wird mit der größten Reinlichkeit aufgetischt; Jedermann scheint zu genießen, und vergnügt und glücklich zu seyn. Beym Weggehen fragt man gewöhnlich nach keiner Rechnung, sondern giebt was man denkt das recht ist, und dann etwas drüber.

Ich könnte noch lange hier bleiben, so wohl ist es mir hier; indessen ist der heutige unser lezter Tag. Ich habe Ihnen gestern und vorgestern ungefähr alles geschrieben, was mir am meisten hier aufgefallen ist; heute will ich Sie mit einer kleinen Begebenheit unterhalten, die mir nach dem Frühstücke begegnete. Schuppach saß vor seinen Wasserflaschen, und ich war allein in einem Zimmer, das mit einer ganzen Menge Porträte vom Doktor und seiner Frau behangen ist. Unter verschiedenen derselben fand ich französische Verse, und da ich gerade sonst nichts zu thun hatte, schrieb ich einige derselben in meine Schreibtafel. Ich war eben damit fertig, als ein französischer Malteserritter ins Zimmer trat. — „Finden Sie

„diese Verse so gut," fragte er mit einem affektirten Tone, „daß Sie sie des Abschreibens werth „halten?" „Gar nicht! Sie sind elend; aber ich schrieb sie ab, weil mir jede Art von Huldigung, die man dem guten alten Manne bezeigt, interessant ist, und weil ich gerade, in Jemandes Erwartung hier, sonst nichts zu thun hatte." Vous avés raison; sagte er mit einer gleichgültigen, mehr freundlichen Miene, je ne suis point né Poëte, mais j'ai fait ces vers pour m' amuser. Ich glaube schwerlich, daß mir der Mann, der gleichgültigen Miene ungeachtet, je wieder ein freundches Gesicht machen wird.

Noch muß ich zur Ehre des alten Schuppach sagen, daß er ein höchst wohlthätiges Herz hat, daß er, außer Rath und Arzneyen, reiche Almosen unter die Armen in der Gegend umher vertheilt. — Er hat zwey Töchter, wovon die eine ledig, die andere an einen Landmann verheurathet ist, den der Alte in seinen Geheimnissen unterrichtet, und der vermuthlich, mit noch einem Manne, der im Hause ist, das Werk nach Schuppachs Tode einst fortsetzen wird. — Ein Beweis von des alten Mannes gutem Verstande und richtigem Sinne ist, daß er seine Töchter verschiedenen Städtern und feinen Herren, denen es vermuthlich um ihr Geld zu thun war, abgeschlagen hat.

Basel den 22. Sept. 1778.

Das sogenannte Emmethal oder Emmenthal ist eine der reichsten und fruchtbarsten Landschaften des Cantons, hat verschiedene große, ansehnliche Dörfer, und der Landmann hat überall das schwere, wohlhabende und ländliche Ansehen, das man gerade in den Dörfern zu sehen wünscht. Hier, besonders im obern Theile des Thales, werden jene Käse gemacht, die in der Schweiz unter dem Namen Emmethaler bekannt sind, und in großer Menge außer Landes gehen. Sie sind gewöhnlich sehr groß, außerordentlich fett, und haben inwendig große Oefnungen, aus denen, wenn sie aufgeschnitten werden, häufig Oel dringt. — Auch die Pferde dieses Thals sind berühmt. Die Brut ist durch ausländische Pferde allmälig verbessert worden, und der Stand hat gewisse Preiße gesezt, um den Landleuten Nacheiferung zu geben. — Herr von Erlach, ein Sohn des gegenwärtigen Schultheis dieses Namens, hat verschiedene englische Hengste herüber gebracht, und die Landleute in mehrern Strichen des Cantons sind weise genug, eine gewisse Summe zu bezahlen, um ihre Brut durch das englische Blut zu verbessern.

Die Bewohner des Emmethals machen hin und wieder, neben ihren Landbeschäftigungen,

Leinwand von Hanf, die man wegen ihrer Dauer rühmt, und wovon auch ein Theil außer Landes geht, unter dem allgemeinen Namen Schweizer-Leinwand, obschon diese in größerer Menge aus St. Gallen und andern Gegenden kommt. Im Emmethale wird sie hauptsächlich von Wiedertäufern verfertiget, die nicht nur vortrefliche Landwirthe, sondern überhaupt arbeitsame und regelmäßige Leute sind. Sie tragen lange Bärte und weite leinene Hosen mit unzähligen Falten, welches überhaupt die Tracht der Landleute hier herum ist. Man nennt sie Pumphößler, und die, welche nicht solche Hosen haben, Spitzhößler. Es giebt Distrikte, deren Einwohner, die Spitzhößler und Pumphößler, einander recht herzlich für diesen Unterschied in der Kleidung hassen.

Wir gingen von Langnau das Emmethal hinab nach Solothurn zu, und speisten in einem großen schönen Dorfe zu Mittage. Es heißt Kirchberg, und ist im Canton Bern ziemlich bekannt wegen des Reichthumes und Wohlstandes seiner Einwohner. Wir fanden nicht nur Reinlichkeit und jede Art von guter Bewirthung im Wirthshause, sondern sahen auch allerhand Artikel, die mehr nach Luxus als Wohlstand schmecken. Die Berner machen häufige Lustpartien hieher, und ich wollte jedem Reisenden rathen, dieses Dorf nebst einem Theile des Emmethals in seinen Weg

zu nehmen; welches sehr leicht, entweder von Langnau nach Solothurn, oder von Hindelbank aus, welches alle Reisende besuchen, geschehen kann.

Von Kirchberg ging unser Weg nach Solothurn, und von da über Langenbruck nach Basel. — Solothurn gehört unstreitig unter die artigern Schweizerstädte, und ist einer von den Orten, denen man sich mit Vergnügen nähert, und deren heiterer und reinlicher Anblick einem wohlthut. Die Stadtmauern sind von wildem Marmor, und die Festungswerke, die am Ende freylich nicht viel sagen wollen, gut unterhalten. Das Schönste in der Stadt ist die Hauptkirche, unstreitig das wichtigste und beste neue Gebäude, das die Schweiz aufzuweisen hat. Es ist von einem italienischen Baumeister, von großem Umfange, und hat von der Hauptfronte, an die eine breite und lange Reihe Stufen führen, ein edles erhabenes Ansehen. Kenner haben allerley Einwendungen dagegen; allein damit habe ich hier nichts zu thun, weil ich in kleinern Städten mehr auf die Wirkung sehe, die so ein Gebäude auf die Stadt macht, als auf sonst etwas. Herr Guibal, ein Lothringer, ein Schüler, Freund und Zeitgenosse Mengs, jezt Hofmaler des Herzogs von Würtemberg und unstreitig einer der besten lebenden Maler, hat ein Altarblatt in diese

Kirche geliefert. — Die Residenz der französischen Gesandten ist ein unansehnliches Gebäude und liegt versteckt.

Solothurn hat zwey der besten Wirthshäuser in der Schweiz, und ob ich schon in beiden gewohnt habe, so kann ich doch kaum sagen, welches das bessere ist; vielleicht das weniger besuchte. Die Krone ist ein ansehnliches Gebäude dicht an der Kirche, wird am meisten besucht, und Reisende bleiben manchmal zu ihrem Vergnügen länger hier, als sie für die Stadt allein bleiben würden.

Daß Solothurn eine der ältesten Städte ist, wissen Sie, und die zwey Verse:

In Celtis nihil est Soloduro antiquius, unis
Exceptis Treuiris, quorum ego dicta soror.

die an einem alten Thurme stehen, sind bekannt genug. Die Regierung ist aristokratisch, und sehr auf eine gewisse Anzahl Familien eingeschränkt! — Da man sich selten in dieser Stadt der Gesellschaft wegen aufhält, so haben die Reisenden gewöhnlich wenig von den Einwohnern zu sagen; indessen habe ich verschiedene Schweizer, die sich bey Gelegenheit des französischen Bündnisses, als Abgesandte, zu verschiedenen Zeiten dort aufhielten, mit vielem Ruhme von der Lebensart und dem gesellschaftlichen Tone des bessern Theiles der Einwohner reden hören. Die

Frauenzimmer folgen mehr den französischen Moden und Ton, als in vielen deutschen Schweizerstädten: ein Umstand, zu dem vermuthlich die beständige Residenz des Gesandten sehr vieles beyträgt.

Der Canton Solothurn, ob schon ein großer Theil desselben ganz im Jura liegt, und einen der höchsten Striche dieses Gebirges in sich faßt, giebt doch an Fruchtbarkeit und innerm Werthe keinem andern Cantone etwas nach, und das Landvolk ist unstreitig unter den Katholischen das wohlhabendste. — Die Bevölkerung — ich weiß nicht aus welchen Ursachen — ist hier, verhältnißmäßig, beträchtlicher als in irgend einem andern Cantone der Schweiz; ja man rechnet in diesem Lande eben so viel Seelen auf die Quadratmeile, als in den allerbevölkertsten Strichen von Europa.

Auf dem Wege von Solothurn nach Basel muß man über einen der höchsten Pässe des Jura: ein Weg, den die Natur versagt zu haben schien, und der doch, durch die Sorgfalt der beiden Cantone, so breit und so vortreflich ist, als es ein Weg über Gebirge von der Höhe seyn kann. Man kommt zuerst durch die sogenannte Clus, wo ein Flecken gleiches Namens ist. Eine Clus oder Clause ist eine Enge; und in der That ist diese Enge so, daß es fast unmöglich scheint,

hinein oder heraus zu kommen. Man muß dann ein paar Stunden ohne Unterlaß steigen, bis man nach Langenbruck kommt, einem Dorfe im Canton Basel, das auf der Höhe dieses Passes über den Jura liegt.

Basel den 1. Oktobr. 1778.

Ich habe acht Tage lang alle die Freuden genossen, welche die Weinlese und ein ländlicher Aufenthalt in einer schönen Gegend gewähren können. Was für ein schönes und glückliches Land ist das Stück von den Besitzungen des Markgrafen von Baden, das, längs dem Rheine hin, zwischen dem Canton Basel und dem Breisgaue liegt! Sanft und flach ist das Land am Ufer des Flusses, wo der fleißige Bewohner Getraide und Gartengewächse im Ueberflusse baut. Die Fläche wird durch mäßige Hügel zerschnitten, auf denen jener Wein wächst, der in hiesigen Gegenden so sehr für den gewöhnlichen Tafelwein gesucht wird. Große Dörfer liegen in Menge umher, und die Landleute sind wohlhabend und genießen einen Grad von Aufklärung, welchen sie der guten Einrichtung ihrer Schulen zu danken haben. Von ihrer feinen Bildung hab ich Ihnen schon ein andermal, bey Gelegenheit des Schlosses Rötelen, geschrieben. Mich dünkt, die Land-

mädchen halten hier ein gewisses Mittel zwischen den Städtern und dem zu Rohen des Landvolks. Auch ihre Tracht ist ihnen eigen, und äusserst vortheilhaft, eine gute Figur sichtbar werden zu lassen. — Sonderbar ists, daß das Geschlecht auf der andern Seite des Rheins, im Elsas und auf dem Lande im Canton Basel, in jeder Rücksicht von den Markgräflern unterschieden ist. Ich sehe da nicht drey gute Figuren für zehne, die ich hier sehe. Auch weiß man das zu Basel, wo ein großer Theil der Dienstmädchen Markgräflerinnen sind. Vorzüglich sagen Witwer und alte Junggesellen, daß diese Mädchen vortreflich eine gute Wirthschaft zu führen wissen, und ein wahrer Schatz im Hause sind.

Ich hielt mich zu Auggen und Mühlheim auf, zwey Dörfer, auf deren benachbarten Hügeln man Aussichten findet, die wahrhaft verdienen, daß man darnach reist. Man sieht einen Theil des Schwarzwaldes, dessen hohe Gebirge sich hinter diesen Dörfern allmälig erheben; die Schweizerberge, die Vogesen und weit den Rhein hinab bis Breisach und Colmar.

Auch ist nicht weit von hier ein Bad, Badenweiler, das ein paar Monate des Sommers besucht wird, und in dessen Nachbarschaft ein zerstörtes mit Epheu verwachsenes Schloß ist, das eben so sehr ehrwürdig wegen der romantischen

Trümmer, als wegen der Aussicht, die es gewährt, sehenswürdig ist.

Basel im November 1778.

Schon längst habe ich Ihnen einmal ausführlich über die Sprache der deutschen Schweizer schreiben wollen; allein ich habe es immer verschoben, weil ich glaubte, ich müßte erst recht bekannt damit werden. Ich verstehe nun das sogenannte Basler Deutsch vollkommen, und kann so ziemlich mit den Einwohnern aller Cantone reden, sie mögen auch noch so sehr das Eigenthümliche ihrer Sprache sprechen; allein ich finde noch immer, daß hin und wieder Worte vorkommen, die ich entweder nie vorher gehört, oder auf die ich nie Achtung gegeben habe, und die ich mir also erklären lassen muß.

Wenn ich ein Wörterbuch von allen den Wörtern machen sollte, die ganz und gar nicht deutsch sind, ich glaube, ich würde viele tausende zusammenbringen. Hier haben Sie einige Beyspiele von solchen Worten. Losen, hören, luecken, sehen, oder vielmehr schauen; Rinken, Schnallen, bitzelächtig, säuerlich süß, wundersitzig, neugierig, å Wundersitz, ein neugieriger Mensch. Laelle, Zunge, (doch wird dieses Wort mehr im Scherz oder auf eine gemeine Art gebraucht.)

Buesche, Wäsche, nämlich wenn man Wäsche in einem Hause hält. Plunder, Leinenzeug, Wäsche (le linge.) Gumpe, (eigentlich gumpen, sie sprechen aber das n nicht aus) springen. Schmecken, riechen, Geschmack, Geruch. Zwar haben sie für die deutschen Worte Schmecken und Geschmack auch keine andern; allein sie sagen für das letztere gu (gout) und das Verbum wissen sie auf mannichfaltige Art auszudrücken, ohne es jedoch selbst zu brauchen. Sie sagen häufig: das dünkt mich gut, das schlecht u. s. w. wo der Deutsche das Wort schmecken braucht. Junte, ein Weiberrock. Luder, ausgelassene Lustigkeit, z. B. Wer si do en do gsi ein hend á Lueder gha, das heißt, wir sind da und da gewesen und haben uns außerordentlich lustig gemacht. Go go Zimmis esse, zum Mittagsessen gehen.

So sonderbar uns auch diese Sprache vorkommt, so habe ich doch gute Ursache zu glauben, daß sie die ächte deutsche, und zum Theil die wahre alt-sächsische ist. Ich sage, sie ist die alte deutsche, die sich hier erhalten hat, während daß sie im Mittel von Deutschland durch unzählige Abänderungen gegangen und endlich das geworden ist, was wir jezt gut Deutsch, oder rein Deutsch, oder, wie man hier, in Elsas und in Schwaben sagt, Hochdeutsch nennen. Ich habe in der Schweiz eine Menge Worte bemerkt, von denen

ich weiß, daß sie sonst die deutschen waren, die aber auch obsolet geworden sind. So war z. B. sonst das Wort Gaise, oder, wie man hier ausspricht, Gaiß, das gute deutsche Wort für Ziege; und wenn ich dieses lezte Wort hier gebraucht habe, haben mich Leute gefragt, was eine Ziege sey. — Viele der gewöhnlichen Schweizerworte stehen in Luthers Bibel-Uebersetzung, sind aber in Deutschland aus der Gewohnheit gekommen.

Was mir es wahrscheinlich macht, daß die Schweizersprache zum Theil die alte Sächsische sey, ist die Aehnlichkeit, die ich ohne Unterlaß zwischen ihr und der englischen finde. So ist z. B. das Schweizer gumpen das englische to jump, Sprünge, Sätze in die Luft — machen. Das Wort Mütze höre ich hier nie, sondern durchaus Kappe, und das gerade so, wie die Engländer ihr cap brauchen; z. B. eine Nachtkappe, (night-cap) Grenadierkappe u. s. w. So sagen sie auch nie Schlafrock, sondern Nachtrock, (night-gown) das angeführte Wort Gaiß ist beides das altdeutsche Wort und das englische goat. Auch in den Endungen und im Conjugiren gewisser Worte kommen die Schweizer den Engländern näher als den Deutschen. Anstatt z. B. zu sagen: „ich will gehen," sagt der Basler: „J will go," vollkommen wie „I will go," nur daß das I

im leztern anders ausgesprochen wird. Anstatt stehen sagen sie sto, anstatt thun thu, und so in vielen andern. Nun ist bekannt, daß die englische Sprache noch jezt eine Menge Worte, Inflexionen und Endungen hat, die dem alten Sächsischen näher kommen, als dem jetzigen Deutschen; man muß also vermuthen, daß gewisse Abweichungen in verwandten Sprachen keinen andern Grund haben, als die mehrern oder wenigern Veränderungen, die nach und nach mit einer Sprache vorgenommen worden. Was mich hierin bestärkt, ist, daß ich zwischen dem Schweizerdeutsch und dem Wenigen, was ich von der Sprache der Niedersachsen bey Bremen, Hamburg und Lübeck weiß, auch allerhand Aehnlichkeit angetroffen habe. Und daß dieses das Land der alten Sachsen war, ist bekannt, so wie das, daß man überall an den Enden oder äußern Gränzen von Deutschland eine Sprache redet, die wir jezt für schlecht erklären.

Viele Worte, die wirklich deutsch sind und noch heut zu Tage gebraucht werden, haben in der Schweiz eine ganz andere Bedeutung als in Deutschland. So ist z. B. toll zu Basel so viel als lustig, aufgeräumt. Ein toller Mensch ist ein munterer unterhaltender Mensch. Und das, was in Deutschland toll, wahnwitzig oder unsinnig heißt, nennen sie in Basel taub, z. B. ein

tauber Hund. Was wir taub nennen, nennen sie überhörig, und von einem, der ganz taub ist, sagen sie: „er hört gar nicht.“ Das Wort Schürze höre ich hier nie, sondern allemal Vortuch. — Schwätzen ist nicht, was wir schwatzen oder plaudern nennen, sondern es ist reden, sprechen, z. B. er schwätzt gar wohl. — Gewisse Dinge höre ich nie mit dem deutschen Worte nennen, als Jagd, Jagdflinte, Haarlocke, Halsbinde, sondern durchaus Schaß, Schaßflinte, Buckle, Crabatt, u. s. w. Und das ist nicht etwa der Fall bey Leuten, die französisch in ihre Sprache mischen, sondern es ist der allgemeine Ausdruck, es ist die Sprache des Volks.

Außer den ganz fremden, ungewöhnlichen und obsoleten Worten entstellt der Schweizer die übrigen durch eine verderbte Aussprache so sehr, daß der Ausländer anfangs oft nicht errathen kann, was durch das Wort eigentlich gemeynt ist. So ist eppen etwa, Epper, Jemand, eppes, etwas, gsi, gewesen, Zimmis, zu Mittage, do, gethan. — Ein Schnupftuch nennen sie Nastuch, und hin und wieder Naselumpe. An manchen Orten sagen sie gar ein Fazzionehzli. Alle Diminutiven in li.

Alles was ich hier von der Schweizersprache gesagt habe, ist gewissermaßen überhaupt gesprochen; indessen betrifft es doch hauptsächlich die

Basler Sprache, weil ich mit dieser am meisten bekannt bin. Uebrigens giebt es einen merklichen Unterschied von einem Cantone zum andern, und der Züricher hat Provinzialworte, die der Basler nicht braucht, der Berner seine eigene und der Alpenbewohner wieder welche, die alle andere nicht haben. — Die Aussprache ist auch gar sehr verschieden. So hat z. B. die Basler und Schafhausner weit mehr Analogie mit der deutschen, als die Züricher und Berner. Die beiden lezten sind unter allen Schweizer Mundarten die, welche ich am meisten Mühe habe zu verstehen; und ich will lieber mit einem Schweizer und Urner, als mit einem Züricher oder Berner Bauer reden. Dieses aber würde mir niemand aus diesen Cantonen leicht einräumen, denn ich habe bemerkt, daß die Individuen der verschiedenen Schweizerprovinzen häufig über einander spötteln, daß die einen die Sprache der andern verschreyen, und daß nicht leicht ein Ort ist, in dem man nicht glaube, man spreche ein besseres Deutsch, als in allen andern.

Ueberhaupt weiß ich nicht, ob ein Schweizer, wenn er dieses lesen sollte, ganz mit der Art zufrieden seyn möchte, mit der ich seine Sprache behandelt habe. Indessen hab ich Ihnen die Sache so vorgestellt, wie ich sie zwey und ein halb Jahr lang gefunden habe. Ich untersuche

hier nicht, wie der oder jener Schweizer spricht, wenn er Ausländer in der Gesellschaft weiß; sondern ich rede von der Nationalsprache, die jedes Individuum spricht, im täglichen Leben und in allen Gesellschaften, in denen er mit den Menschen seines Orts lebt. Fremde halten sich gewöhnlich nur kurze Zeit in der Schweiz auf, und sehen an allen Orten diejenigen Häuser, an die man Fremde gewöhnlich weist, und in denen man gewohnt ist, Fremde zu empfangen. Ich will Ihnen einmal weitläufig über diesen Punkt schreiben, und zeigen, wie wenig die allermehresten Reisenden von den Menschen zu sehen bekommen, deren Länder sie besuchen, und wie irrig, unvollständig und einseitig die Begriffe seyn müssen, die sie vom Nationalcharakter, Ton und Sitten erlangen.

Noch muß ich von der Stärke, Kürze und dem Ausdrucke reden, den die Schweizersprache, so wie alle Provinzialsprachen, hat. Es vergeht fast kein Tag, an dem ich nicht ein Wort, eine Redensart, eine Wendung höre, die ich mit der nämlichen Stärke, Kürze und Bestimmtheit im Deutschen geben zu können, wünschen möchte. Unzähligemal hab ich gewünscht, daß ein Mann von Ansehen, irgend Jemand, der als Schriftsteller schon einen Namen hat, ein paar hundert der ausdrücklichsten Schweizerworte und Re-

densarten in die deutsche Sprache aufnehmen und sie verfechten möchte. Ich meyne damit nicht, daß man ohne Wahl und Unterschied alle jene Worte wieder einführen solle, die man vor funfzig Jahren ungefähr in allen Schriften der Schweizer fand, und denen sich die Deutschen so männlich widersezt haben: sondern daß man eine weise Wahl treffen, und solche Worte aufnehmen möchte, die eine Sache stärker, kürzer und bestimmter geben, als man es im Deutschen thun kann, hauptsächlich aber solche, die einen besondern Begriff, ein besonderes Gefühl ausdrücken, für das wir im Deutschen gar kein Wort haben. Ein Beyspiel! Wenn der Schweizer an einen Ort kommt, in dem er sonst lebte und der ihm durch allerhand interessant geworden ist, so sagt er: „der Ort heimelt mich an." — So würde ich, wenn ich an den Ort käme, wo ich meine Schuljahre verlebt habe, wo ich Plätze sähe, in denen ich gespielt, das Haus, in dem ich unter Lateinisch und Griechisch geschwitzt, Zimmer, in denen ich öfters gewesen u. s. w. sagen: „Alles heimelt mich hier an." — Das Wort heimelich brauchen sie auch noch auf eine andere Art, die mir sehr gefällt; sie sagen von einem kleinen, bequemen Zimmer, in dem einige Freunde vertraut und dicht zusammen sitzen: das ist heimelich, und: wir waren da so heimelich zusammen.

Vertraut drückt es nicht aus, denn vertraut bezieht sich blos auf Personen, nicht auf Sachen. In der englischen Sprache hat man in diesem Falle das Wort Snug. — — Von einem, der es mit alten Weibern, oder mit Personen, die ihm gleichen, wohl zu machen weiß, sie auf eine kleinliche Art unter hält, ihr albernes Geschwätze und ihre Geschichtchen anhört, — von dem sagen sie: „er muhmt.“ — Von einem, der den Leuten zu Gefallen redet, sich um ihre Gunst bemüht ꝛc. sagt man: „er patrönelt.“ — In der alten Uebersetzung des Shakespears finde ich verschiedene Schweizerworte, die z. B. Wieland entweder aus Schwaben gebracht, oder zu Zürich gelernt haben muß. Seine spätern Schriften aber zeigen, daß er sie in der Folge verurtheilt hat.

Rheinfelden den 24. Novemb. 1778.

Ich habe ein Pack Ihrer Briefe mit hieher genommen, lieber Freund, und daran that ich sehr wohl, denn sie sind mir eine süße Unterhaltung. Das Wetter ist so schlecht, daß wir weder jagen noch spatzieren gehen können, und da niemand hieher kommt, um gerade viel Geschäfte zu treiben, so thut ein jeder wie er kann. Ich will eine Frage vornehmen, die ich in einem Ih-

rer Briefe finde, und die ich schon längst hätte beantworten sollen.

Die geringe Bevölkerung der Stadt Basel mag eine Menge Ursachen haben, die diese Stadt mit vielen andern gemein hat; allein dafür, daß sie nicht mit neuen Einwohnern versehen wird, lassen sich nur zwey Ursachen angeben, die seltenen und höchst eingeschränkten Aufnahmen neuer Bürger, und die harten Gesetze, unter denen die Nichtbürger stehen. — Seit vielen Jahren hat man keine neuen Bürger aufgenommen, und die wenigen Kandidaten, die ich jezt hier weiß, die sich schon seit geraumer Zeit alle mögliche Mühe gegeben, aufgenommen zu werden, und unzählige verschiedene Wege einschlagen müssen, um sich Gönner zu machen und ein gewisses Interesse zu erhalten, finden tausend Schwierigkeiten. Die Natur der Republiken ist egoischer, als die der Monarchien. Der König von Preussen wünscht sein Land bevölkert und im Wohlstande zu sehen, und ihm ist es einerley, ob dieser Wohlstand durch alte Brandenburger, oder durch Weltbürger erreicht wird, weil die Weltbürger, sobald sie sich in Brandenburg niederlassen, Brandenburger sind. Nicht so in den Republiken, wo der alte Einwohner sich Rechte ausschließlich vorbehält, die, wenn er sie dem neuen mittheilt, sich vertheilen und folglich für den alten Bürger vermin=

dern. Ich will hier nicht untersuchen, wie weit diese Politik auf gesunde Vernunft und allgemeine Menschenliebe gegründet ist; auch nicht, wie weit sie in großen und mächtigen Republiken befolgt wird; aber so viel ist gewiß, daß, je kleiner ein Freystaat ist, je egoistischer sind die Individuen, aus denen er besteht. Zu Bern kann ein Nichtbürger sein Handwerk oder einigen Handel treiben; zu Basel darf niemand einen Laden öffnen, kein Schneider ein Kleid, kein Schuhmacher einen Schuh, kein Tischer einen Tisch machen, wenn er nicht Bürger ist.

Leute von Vermögen, die keine Art von Gewerbe treiben, kurz, die ihr Geld in ihrem Taschenbuche haben, suchen kein Bürgerrecht, denn sie sind, ohne das, überall willkommen; und wenn sie sich in der Schweiz niederlassen wollen, gehen sie gewöhnlich in die Genfersees, wo sie sich, wenn sie Lust haben, ohne Mühe ankaufen können. Wer also zu Basel das Bürgerrecht sucht, will da entweder Handel, oder irgend ein Handwerk treiben, oder mit der Zeit, vielleicht für seine Kinder, irgend ein Amt haben. Durch alles das glaubt der alte Einwohner seine Rechte geschmälert. Je mehr es Personen giebt, die nach Aemtern trachten, je mehr habe ich oder meine Nachkommen Competenten; je mehr es Fabrikanten giebt, desto weniger wird meine Fabrik mit der Zeit

Abgang finden, oder andere werden vielleicht einst wohlfeiler verkaufen als ich; je mehr es Meister giebt, die mein Handwerk treiben, je weniger werde ich selbst zu thun haben. Jezt muß man zu mir kommen, und die Preiße, die ich mache, muß man annehmen. (In der That ist alles, was von Handwerkern gemacht wird, theurer zu Basel, als in irgend einer Stadt der daranstoßenden Länder. Auch läßt man häufig außer Basel arbeiten; allein die Basler Handwerker haben das Recht, an den Thoren aufzupassen: und wenn ein Fremder etwas bringt, das sie ausfinden können, so nehmen sie es weg. — Manche Familien lassen vieles zu Strasburg und an andern Orten arbeiten; allein man kennt sie und sie sind als unpatriotische Leute, die einem Fremden lieber das Brod geben, als ihrem Mitbürger, verschrieen, selbst dann noch verschrieen, wenn sie die Sachen, die sie außer Landes arbeiten lassen, zu Basel nicht halb so gut bekommen können.) Jeder Fremde also, der hier einheimisch wird, schadet mir, und so muß ich mich seiner Aufnahme widersetzen.

Zwar werden viele hier einwenden, daß man bey so einer Sache nicht auf einige Individuen, sondern auf das Ganze sehen müsse, daß, wenn die Zahl der Handelnden und Handwerker sich mehrt, die Bevölkerung eines Orts überhaupt

zunehmen, und folglich einen weitläufigern und ausgebreitetern Verkehr zulassen muß; daß eins dem andern in die Hand greift, daß die Masse des cirkulirenden Geldes sich vergrößern und die Einkünfte des Staates, der hier wirklich sehr arm ist, merklich zunehmen würden. — So dächte ich auch; allein hier sagt man: das Ganze sey nichts als das Resultat der Individuen; der Staat brauche nicht mehr Einkünfte, als er habe; man befände sich ganz wohl, so wie man sey, und kurz — die Mehrheit behält die Obermacht.

Die Hartnäckigkeit, mit der man das Bürgerrecht verweigert, entsteht nicht aus einer Abneigung gegen Fremde überhaupt, sondern aus der Natur der Sache; denn ein Unterthan aus dem Cantone findet es eben so schwer zum Bürgerrechte zu kommen, als ein ganz Fremder. Am leichtesten erhalten es noch diejenigen, die eine Bürgerstochter heurathen.

Die Bevölkerung von Basel beläuft sich, nach den neuesten Berechnungen, nicht ganz auf 15,000 Seelen; gegen 4000 davon sind Fremde. Die leztern sind fast alle Kaufmannsdiener, Handwerkspursche, Bediente und Mägde. Auch können sie wenig anders seyn, denn Familien lassen sich hier nicht leicht nieder, da sie weder ein Gewerbe treiben, noch Aemter erhalten, noch zu ir-

gend einigem Ansehen kommen können. Ein Nichtbürger kann, nach den Gesetzen des Ortes, nicht einmal ein eigenes Haus haben, und diejenigen, die sich Häuser kaufen, müssen irgend einen Bürger finden, der seinen Namen zum Kauf-Instrumente leihet. Auch erlaubt ihm das Gesetz nicht, ob es schon geschieht, Wein in seinem Hause einzulegen, damit er genöthiget seyn möge, ihn von einem Weinhändler des Ortes im Detail zu nehmen. Eben so kann ein Bürger einem Nichtbürger nicht den geringsten Antheil in seiner Handlung geben, wenn er nicht gegen seinen Bürgereid handeln will.

Basel im December 1778.

Meine größern und kleinern Reisen und meine Streifereyen aufs Land sind nun zu Ende, und ich habe eine gute Aussicht, bis künftiges Frühjahr in der Stadt eingeschlossen zu seyn. — Der öffentlichen Unterhaltungen giebt es hier nur wenige; aber ich bringe manche angenehme Stunde in Privatgesellschaften zu, in denen ich nach und nach das widrige Ansehen eines Fremden verloren habe, und wo ich, durch meinen langen Aufenthalt in diesen Landen, mehr oder weniger einheimisch geworden bin. Den meisten Genuß finde ich im Hause D**, von dem ich Ih-

nen schon sonst geschrieben habe, und mit dem ich zu einem Grad von Vertraulichkeit und Freundschaft gekommen bin, auf den ich kaum mit irgend Jemanden zu kommen erwartete, seitdem ich die verlassen habe, an die eine lange Reihe von Jahren und eine Bekanntschaft früherer Jugend mich banden. Es muß übel hergehen, und ich muß entsezlich verstimmt seyn, wenn mir hier nicht wohl wird, und wenn ich von diesen vortreflichen Leuten nicht leichter und glücklicher gehe, als ich kam. Ich habe hier so viel gefunden, das ich lange vergebens suchte, und nach und nach eine Freundschaft geknüpft, die, wenn sie schon von der unsrigen, lieber Freund, verschieden ist, doch auf solchen Grundsätzen ruhet, daß für unser ganzes Leben etwas davon übrig bleiben wird.

Schon den ersten Winter, den ich zu Basel zubrachte, schrieb ich Ihnen von hiesigen Gesellschaften und Tone; den zweyten kam ich, wegen Kränklichkeit und anderer traurigen Umstände, wenig aus: jezt können Sie mit Recht wieder Etwas über diesen Artikel erwarten.

Von Gesellschaften beider Geschlechter, die um die Theestunde zusammen kommen, und nachher spielen, oder, zum Theil, sich auf eine andere Art unterhalten, weiß man hier noch immer sehr wenig. Zwar kommt man auf diese Art zusammen; aber die Gesellschaft besteht dann haupt-

sächlich aus verschiedenen Gliedern einer Familie, die sich gewöhnlich bey einer alten Person dieser Familie versammeln, und man sieht dann wenig andere. Auch halten die Frauenzimmer Abendgesellschaften, die ungefähr von Personen ihres Alters sind und nicht eben Verwandte seyn müssen; aber diese Zirkel sind klein, und man findet wenig oder gar keine Mannspersonen darin. — Das Spiel hat hier noch nicht alle gesellschaftliche Unterhaltung verschlungen, und ich sehe häufig, daß es in einer etwas zahlreichen Versammlung eben so viel Personen giebt, die nicht spielen, als die spielen. Der jüngere Theil der Gesellschaft ist dann munter genug; aber der ältere behauptet immer einen gewissen Ernst und eine Art von Ceremonie in seinem ganzen Betragen, die vermuthlich aus einem Begriffe von Würde entsteht, die sie erhalten zu müssen glauben. Auch das Abgehen von einer Gesellschaft ist feyerlich und in Form, und ich bemerke, daß viele, wenn sie von einer Mahlzeit gehen, dem Herrn oder der Frau vom Hause einen ausführlichen Dank abstatten. In der Stille eine Gesellschaft verlassen, ohne sich wenigstens an die Herren vom Hause zu wenden, würden viele für üble Sitte halten.

Die Frauenzimmer gewinnen, wenn man sie kennt, und ich kenne deren sehr liebenswür-

dige; aber so lange sie mit ihrer Gesellschaft nicht bekannt sind, sprechen sie wenig und sind äußerst zurückhaltend. Das, was man Ton nennt, ein gewisses Modeansehen, gewisse Modemanieren, nebst der freyen, leichten, ungezwungenen Art, mit einem jeden, den man auch nie vorher gesehen hat, umzugehen, und in eine Unterredung zu zu treten, haben sehr wenige. (Desto besser! sagen vielleicht die Männer.) Im Ganzen erscheinen die Frauenzimmer mit mehrerm Vortheile als die Mannspersonen, und ihr Ton scheint besser zu seyn, weil die leztern oft, und wie es scheint, mit Fleiß, gewisse Dinge beyseite setzen, die sie gewiß besser wissen, und die sie in Gesellschaften, außer ihrem Lande, beobachten. Es ist mir begegnet, daß ich, besonders an öffentlichen Orten, Mannspersonen und Frauenzimmer beysammen gesehen habe, und ich würde geglaubt haben, daß die leztern zu einem bessern, feinern Zirkel gehörten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß beide Theile in den nämlichen Gesellschaften leben.

Das Geschlecht, im Allgemeinen gesprochen, ist artig, und ich glaube, es giebt hier, verhältnißmäßig, mehr Schönheiten, als an manchem andern Orte. Auf Bällen und großen Hochzeiten sieht man eine Menge schöner Figuren und guter Gesichter, und die mehresten haben das, was man „ein schönes, frisches Blut“ nennt.

Mich dünkt, der Geschmack in ihrer Kleidung und in ihrem Haarputze nimmt merklich zu, unter denen nämlich, welche die nationale sogenannte Baslertracht aufgegeben haben: und dies haben nun, in reichen Familien, die allermehresten gethan. Ich glaube, manche schöne Dame unter den wenigen, welche die Basler Tracht noch beybehalten, würde sie gern gegen die französischen vertauschen, wenn der böse Mann, oder der mürrische Vater es zulassen wollte. Bey manchem ist diese Tracht ein Merkzeichen seines Patriotismus, und „es ist ein wackerer Mann, der seine Frau und Töchter wie unsere Vorväter kleidet.“ Dieser Umstand mag oft eine Quelle kleiner häuslichen Kriege gewesen seyn, in denen die weibliche Partey, wie gewöhnlich, am Ende mehrentheils das Feld behauptet.

Die Erziehung, die das weibliche Geschlecht jezt empfängt, soll auch von der ihrer Voraltern merklich verschieden seyn. Ich will hier nicht untersuchen, wie weit sich dieses auf die wesentlichen Theile der Erziehung ausdehne; so viel ist aber gewiß, daß es jezt nicht leicht einen Bürger von einigem Vermögen giebt, dessen Töchter nicht Französisch sprechen und tanzen lernen. Für das Französische schicken die mittlern und niedern Stände ihre Kinder nach Mümpelgard, Neuenburg, in die französische Schweiz u. s. w. und neh-

men dafür Kinder aus den Familien dieser Orte in ihr Haus. Die Sprache, welche sie auf diese Art lernen, ist oft herzlich schlecht, allein sie werden doch dadurch fähig, in dieser Sprache zu lesen und zu schreiben, und, wenn es nöthig ist, mit einem Eingebohrnen zu sprechen.

Auch Musik lernt man hier häufig. Das Orchester des öffentlichen Konzerts besteht größtentheils aus Liebhabern, und verschiedene Frauenzimmer aus guten Häusern singen da. Viele wollen nicht im Konzerte singen, aber sie weigern sich selten, bey einer Mahlzeit zur Unterhaltung der Gesellschaft auf diese Art beyzutragen.

Basel den 28. December.

Heute hat sich eine große merkwürdige Begebenheit zugetragen! nichts weniger, als die Abänderung der Basler Uhr. Sie wissen, lieber S**, daß die hiesige Uhr seit undenklichen Zeiten eine Stunde früher geht, als in andern Ländern, und daß selbst Familien vom ersten Tone um eilf Uhr, welches zu Basel zwölfe ist, zu Mittage speisen. Daß die Basler Uhr außerordentlich alt ist, wird daraus klar, daß schlechterdings kein Mensch weiß, wenn dieser Gebrauch aufkam, und was die Ursache davon war. Wenn Sie

Reisebeschreibungen lesen, so werden Sie allerley darüber finden, und in der That fehlt es den Lohnbedienten (valets de place) und Aufwärtern in den Wirthshäusern nie an einem Geschichtchen, womit sie den Fremden aufwarten. Da erzählt man von Verschwörungen, von feindlichen Einfällen und von Verrätherey; da sollte die Stadt um die und die Stunde überliefert werden; allein das Geheimniß kam aus, man änderte die Uhr ab, es schlug eins statt zwölfe, und der Feind sahe, daß er seine Stunde verfehlt habe. Die Juden bekommen, wie bey solchen Geschichten gewöhnlich, auch ihren Antheil an der Sache. Und dann führt man Sie auf die Rheinbrücke, wo man Ihnen am Thurme einen Kopf zeigt, der, nach dem Sekundenschlage, ohne Unterlaß eine lange rothe Zunge herausstreckt, und wieder einzieht. Dieser Kopf heißt der Lällekönig, und er wurde gegen die deutsche Seite, von welcher der Feind kommen sollte, ihm zum Trotz und Schande aufgestellt. Alle diese Geschichtchen zerfallen zu nichts, da mich weise und vernünftige Leute, mit denen ich oft darüber gesprochen, einstimmig versichert haben, es lasse sich schlechterdings nicht sagen, woher dieser Gebrauch komme, oder wie alt er sey. — Was den Lällekönig betrifft, so gehört er vermuthlich in jene Zeiten, in denen es ein herrliches Meisterstück war, an

einer Uhr einen Adam anzubringen, dem Eva einen Apfel reicht; einen Hahn, der die Flügel schlägt; oder die zwölf Apostel, die bey jedem Stundenschlage um das Zifferblatt herum paradiren.

Einen Grund muß ich nicht übergehen, den man für die eine Stunde voreilende Basler Uhr angiebt, weil er mehr das Gepräge der Wahrheit hat, als alle andere, und überhaupt höchst erbaulich klingt. — Zur Zeit der großen Basler Kirchenversammlung konnte man des Morgens die heiligen Väter nie aus dem Bette bringen; sie kamen spät und klagten immer über frühe Versammlungen, bis man sie durch die abgeänderte Uhr hinterging, und sie also eine Stunde früher zu den Geschäften brachte. — Alles das an seinen Ort gestellt, weiß man, daß die Uhr seit Jahrhunderten auf diese Art ging, und — wird mancher wackere Mann hinzusetzen — in alle Ewigkeit so hätte fortgehen sollen. Dies aber war nun anders beschlossen. Der jezt regierende Bürgermeister, dem diese Uhr längst ein Aergerniß war, sprach immer dagegen und zeigte die Abgeschmacktheit, einen solchen alten Gebrauch ohne weitere Ursache beyzubehalten. Allein so mächtig auch der Mann ist, so konnte weder er, noch der gesammte kleine Rath das Ding ändern: man brauchte dazu nichts weniger als den sou-

veränen Körper der Republik. Dieser wurde dann heute versammelt, nachdem man sorgfältig alles eingeleitet und sich vorher der gehörigen Majorität der Stimmen versichert hatte. So ging denn die Sache durch; allein ein großer Theil der Bürgerschaft, besonders die Handwerker, sind ganz rasend darüber, es müsse und solle nicht seyn, und sie wollen ihr Haupt nicht ruhig legen, bis die alte Basler Uhr wieder hergestellt ist.

Den 11. Januar 1779.

Diesen Morgen versammelte sich der Rath der Zweyhunderte, das heißt, der souveräne Körper der Republik, um das Geschäfte der abgeänderten Uhr in Erwägung zu nehmen. Der Antrag wurde gethan, die Uhr wieder auf den alten Fuß zu stellen, und in dem nämlichen Rathe, der sie lezthin abänderte, ging der Antrag mit einer großen Mehrheit der Stimmen durch, und morgen speisen wir wieder um eilf Uhr zu Mittage, zur Herzensfreude und Beruhigung aller wahren Patrioten. — Scherz bey Seite! Leute, die sich aufs Rechnen verstehen, sollen wirklich ausgefunden haben, daß die alte Basler Uhr ein wahrer Vortheil für die Handwerker ist, und daß sie an Zeit, und in gewissen Monaten an

Licht gewinnen. Ueberdies ist jedermann genöthigt, frühe aufzustehen.

Basel im Februar 1779.

Aus Ihrem lezten Briefe sehe ich, lieber Freund, daß Sie sich kaum einen Begriff von dem Reichthum machen, den Basel besitzt. Wenn man die geringe Zahl der Einwohner dieser Stadt bedenkt, so ist er in der That außerordentlich. Es giebt verschiedene Häuser hier, deren Vermögen die allgemeine Sage auf eine Million Basler Gulden sezt, und drüber. Den Schildlouisd'or zu sechs Thaler gerechnet, macht die Million Basler Gulden ungefähr 600,000 sächsische Thaler. Von dieser Summe herab findet man in verschiedenen Familien, alle Mittelzahlen, bis auf 300,000 Gulden. Solcher, die von 2 bis 300,000 Gulden besitzen, rechnet man eine sehr beträchtliche Anzahl; und ein Vermögen von 100,000 Gulden ist, in der allgemeinen Meynung, so wenig, daß man die, welche es besitzen, keinesweges als Reiche betrachtet.

Sagen und Berechnungen dieser Art lassen sich nie mit Gewißheit bestimmen, und beruhen größtentheils auf Muthmaßungen. Niemand sagt den wahren Betrag seines Vermögens, und Andere können es nie genau berechnen; allein Sie

wissen, daß man überall einen gewissen allgemeinen Ueberschlag hat, nach welchem das Vermögen der reichen Einwohner eines Orts angegeben wird: und dieses hab ich Ihnen hier gegeben, so wie ich es seit Jahren aus der allgemeinen Sage beobachtet habe. Bedenken Sie nun, daß der größte Theil dieses Geldes nicht in Häusern und Gütern, sondern in Handlungen oder Fabriken angelegt ist, und Sie werden sich einen Begriff von dem Einkommen des reichen Theiles der hiesigen Einwohner machen können.

Die Hauptquelle des hiesigen Reichthums ist, wie man sagt, der Handel; allein wenn man genau Achtung giebt, so findet man, daß die größten Häuser ihr Vermögen aus den Fabriken haben. Die Bandfabriken überwiegen, an der Zahl, bey weitem alle andere; man hat ihrer vierundzwanzig, und das Band ist von einer besondern Art, dergleichen, wie ich höre, man nirgends macht, als zu Basel und St. Etienne in Frankreich. Zwar hat die Kaiserin Maria Theresia wiederholte Versuche gemacht, in Oestreich solche Fabriken einzuführen; allein es ist ihr so wenig gelungen, daß das, was dort gethan wird, in gar keine Betrachtung kommt. Die Mechanik der hiesigen Bandstühle ist, obschon verhältnißmäßig sehr einfach, für mich doch zu verwickelt, als daß ich Ihnen einen Begriff davon geben

könnte. Die Hauptsache ist, daß auf einem und dem nämlichen Stuhle eine einzige Person auf einmal vierundzwanzig Bänder machen kann, während daß der Posamentirer in den sächsischen Erzgebirgen nur ein Band auf einmal macht. Ich habe den Arbeitern öfters zugesehen, und was mich allemal in Erstaunen sezt, ist der schnelle und scharfe Blick, mit der die nämliche Person eine Menge Bänder (denn man macht nicht immer vierundzwanzig auf einmal) übersieht, und augenblicklich gewahr wird, wenn irgend ein Faden reißt. Die Leute, welche man dazu braucht, sind größtentheils Bauern, die fast in allen Dörfern des Cantons und in den Bergen daherum leben. Ein Landmann, welcher nicht selbst ein ansehnliches Stück Land besitzt oder gepachtet hat, hält sich für glücklich, wenn er einen Bandstuhl in seine Familie bekommen kann; selbst die, welche sich mit Landarbeiten beschäftigen könnten, ziehen den Bandstuhl vor, weil sie mehr damit gewinnen. Die Folge davon ist, daß es dem Lande an Arbeitern fehlt, und daß man besonders in der Zeit der verschiedenen Erndten, eine große Menge Menschen vom Schwarzwalde und, zum Theil, aus den Cantonen Bern und Solothurn braucht. Auf den Gütern, die Stadtleuten gehören, habe ich mehrentheils Ausländer gesehen, und selbst von den Sennen nnd Pachtern

sind viele Wiedertäufer, die hauptsächlich im Canton Bern ihren Sitz haben.

Ein großer Vortheil bey diesen, wie bey den mehresten Fabriken ist, daß man Kinder, bis auf vier Jahre herab, dabey brauchen kann, als zum Reinigen der Seide, Winden und — was weiß ich! —

Alle Sonnabende kommen eine Anzahl Wagen in die Stadt, welche von den verschiedenen Dörfern das Band zusammen bringen, da es denn in den Häusern der Fabrikherren noch durch eine Menge Operationen und Hände geht, bis es verschickt oder in der Waaren-Niederlage aufgestellt werden kann. Jeder Fabrikant ist natürlich auch ein Kaufmann. Das Fabrikwesen wird durch besondere Leute besorgt, und, sobald das Band für die Niederlage fertig ist, kommt es in die Hände des Kaufmanns, und die Geschäfte werden nun im Comptoir getrieben. Das Band geht ungefähr in alle Länder von Europa und mehrentheils aus der ersten Hand; selbst in andere Welttheile wird sehr vieles verschickt, aber dann nicht aus der ersten Hand.

Indienne-Fabriken, das heißt, gedruckte baumwollene und leinene Zeuge, Kattune, Zitze, zählt man hier fünfe. — Auch die Seide- und Wolle-Fabriken sind hier nicht unbeträchtlich. —

Das Basler Papier vertreibt sich sehr weit; es ist wegen seiner Festigkeit und Weisse bekannt, und wird für Kupferstiche außerordentlich geschäzt. Die Blumische Papierfabrike hat vielleicht wenige ihres gleichen.

Basel im Februar 1779.

Wahrhaftig Sie beschuldigen mich mit Unrecht, wenn Sie schreiben, daß ich nun schon so lange zu Basel bin, und Ihnen nie über gewisse Sachen geschrieben habe. In einigen Artikeln, die Sie mir abfodern, haben Sie Recht, und es wird früh oder spät gelegentlich etwas darüber kommen. Aber was soll ich Ihnen z. B. von den hiesigen Kunst- und Natursammlungen sagen, seitdem Herr Bernoulli zu Berlin eine höchst ausführliche Nachricht davon in seinen Briefen gegeben hat? Sie werden da finden, daß man hier eine gute Anzahl von schönen und beträchtlichen Gemälde- Kupferstich- Zeichnung- und Naturaliensammlungen hat. Einige derselben werden noch hin und wieder vermehrt. Die Gefälligkeit, mit der die Besitzer sie mehrentheils selbst zeigen, verdient auch äußerst gepriesen zu werden. — Die verschiedenen Zweige der Kunst finden hier manchen Liebhaber, und hin und wieder einen Beförderer. Zwar giebt es keinen hier lebenden Maler; allein es kommen häufig Fremde,

und der Aufenthalt, den sie hier machen, zeigt, daß sie ihren Vortheil dabey finden. Besonders ist dies ein herrlicher Ort für Porträtmaler: Ich habe bemerkt, daß sie alle von guten und mittelmässigen bis auf die allerschlechtesten herab, Arbeit finden, und daß es nicht leicht eine wohlhabende Familie giebt, welche nicht die Porträte einiger ihrer Individuen haben will.

Da ich Bernoullis Briefe angeführt habe, muß ich Ihnen sagen, daß der Mann ein geborner Basler und Sohn des berühmten Johann Bernoulli ist. Hier müssen Sie nicht verwechseln, denn es giebt der Bernoullis so viele, die alle mehr oder weniger Ruf und Namen haben. Der älteste und vielleicht berühmteste ist Johann Bernoulli; dieser ist schon längst todt, aber seine Söhne, wovon der ältere Daniel, der jüngere Johann heißt, leben noch zu Basel. Beide haben einen Ruf durch alle Länder von Europa, und genießen in ihrem Wohnorte das Ansehen und die Würde, die sie verdienen; z. B. Johann Bernoulli hat sich hauptsächlich in der Mathematik, Daniel in der Physik bekannt gemacht. Der erstere ist zugleich ein angenehmer geselliger Mann; Daniel ist weit in die siebenzig, gebrechlich durch Alter und lebt mehrentheils auf seinem Zimmer. Die Vorlesungen, welche er als Professor der Naturlehre halten sollte, besorgt seit einiger Zeit sein

Neffe, Herr Dr. Bernoulli, Sohn des Johann und Bruder des Berliner. Der Berliner ist Mitglied der dortigen königlichen Akademie.

Ich muß Ihnen hier eine Anekdote erzählen, die Ihnen vielleicht nicht bekannt ist. Maupertuis, der große Maupertuis, brachte seine lezten Tage in der Bernoullischen Familie zu Basel zu, wo er Freundschaft, Pflege und Geduld in seinem höchst elenden Zustande fand. Er hatte religiöse Scrupel, und man ließ häufig, zu seiner Beruhigung, einen gemeinen Kapuzinermönch mit der heiligen Lampe aus dem Elsaße kommen. Er liegt eine Stunde von Basel, zu Dornach oder Dorneck, einem Solothurner Dorfe, begraben.

Basel den 19. Februar 1779.

Vor einigen Wochen kam ein Herr von Esser hieher, der einer der grösten Violinenspieler seyn soll. Ich habe ihn sehr oft gehört, und immer mit neuem Vergnügen. Ich kann seine musikalische Größe nicht beurtheilen, aber sagen kann ich, daß er mir in die Seele gespielt hat, die ich mit unaussprechlicher Empfindung gefühlt habe. — Noch war er hier, als Herr Schmidtbauer von Carlsruhe mit seiner Tochter hieher kam. Sie kennen vielleicht diesen Namen durch seine Compositionen fürs Klavier, wenn Sie auch

nichts von seiner Harmonica gehört haben sollten. Schmidtbauer machte dieses Instrument für den Markgrafen von Baden, und als dieser starb, schenkte er es der Tochter. Alles, was ich von der Zauberkraft dieses Instrumentes gehört habe, ist wahr, wenigstens für mich wahr, denn noch nie hat mir etwas durch alle Sehnen gezittert, wie diese aus Glas gezogene Töne, besonders wenn ich sie — nicht im öffentlichen Konzerte, sondern in einem Privathause hörte. Daß Demoiselle Schmidtbauer, ein junges, liebes, artiges Mädchen, dies Instrument spielt, ist keinesweges zu vergessen, und viele wollen einen Theil der Wirkung ihr selbst zuschreiben, besonders wenn man das Vergnügen hat, ihr nahe zu seyn. Sie hat eine schwache, aber äußerst angenehme und ausdrückende Stimme, ist in Gesellschaft gefällig, und verweigert nie einen Gesang bey einer Mahlzeit. Kurz, lieber Freund, ich habe ihr und ihrem Spiele voll und herzlich gehuldigt, und mancher anderer mit mir. Ihr Vater trat nach des Markgrafen von Baden Tode in die Dienste des Markgrafen von Durlach und Baden, dessen Kapellmeister er jezt ist.

Wenn reisende Virtuosen hieher kommen, so überläßt man ihnen gewöhnlich den öffentlichen Konzertsaal für einen Abend, manchmal auch für mehrere. Die Künstler sind dann immer an Bas-

ler Familien empfohlen, die sich bemühen soviel Billets unterzubringen, als gewöhnlich. Allein ungeachtet es hier sehr viele Musikliebhaber und zum Theil auch Kenner giebt, so habe ich doch immer bemerkt, daß es schwer hält, einem Virtuosen ein gutes Konzert zu verschaffen.

Basel den 19. März 1779.

Freylich giebt es hier Handwerker, wie man sie in Deutschland nicht häufig findet. Die Sache ist, daß ein Handwerker hier, wenn er einmal zu einem gewissen Vermögen und folglich zu Ansehen gekommen ist, sein Gewerbe nicht leicht aufgiebt, sondern es betrachtet, wie der Kaufmann seine Handlung, der Fabrikant seine Fabrike: als einen Schatz, der dauerhaft ist, und den er seinen Kindern zu hinterlassen sich verbunden glaubt. Solche Handwerksleute haben dann freylich, gleich von erster Jugend an, eine Erziehung, die ein gemeiner Handwerker seinen Kindern nicht geben kann. Ich habe hier verschiedene in den ersten Gesellschaften gefunden, und ich versichere Sie, daß sie in keiner Betrachtung die leztern Plätze einnahmen. Sie kleiden sich, wie es gerade unter den Mannspersonen die Mode mit sich bringt, tragen den Degen, und geben oft in ihrer Unterredung mehr Unterhaltung,

als ich bey sehr vielen gefunden habe, die sich besser dünken.

Sonst speiste ich öfters bey einem der hiesigen Häupter, wo ich bisweilen einen Fleischer traf, dessen Bekanntschaft ich seitdem immer fortgesezt habe, und in dessen Gesellschaft ich mehr Resourcen und Reichthum von Unterhaltung gefunden, als ich möglicherweise vom größern Theile vieler der besten Gesellschaften hier erwarten kann. Er hat eine ausgebreitete Kenntniß der deutschen Litteratur, spricht und schreibt Französisch und Englisch, ist ziemlich bekannt mit der Litteratur dieser Sprachen, und hat so viel von seiner Schulerziehung behalten, daß er im klassischen Felde keineswegs ein Fremdling ist. Er spielt ein Instrument und seine Frau begleitet ihn mit Gesang. Er hat eine Stelle in der Miliz, und auch da zeichnet er sich als ein guter Offizier aus. Aber um des allen willen giebt er seine Fleischerey nicht auf, und schämt sich auch nicht selbst zuzusehen, ob in der Lichtgießerey, (welches hier ein Fleischergeschäfte ist) alles in Ordnung geht.

In Kleinbasel lebt ein Becker, der vermuthlich einst ein Haupt der Republik werden wird, wenn er es sucht; wozu es ihm denn nicht an Ehrgeiz fehlt. Er hat eine der vornehmsten Stellen im Stande, wo er eine ansehnliche Rolle spielt,

und seine politische Fähigkeiten und seine Geschicklichkeit in Verhandlungen machen, daß die Wahl fast immer auf ihn fällt, wenn die Republik irgendwohin Abgesandte zu schicken hat.

Es ist hier nichts seltenes, daß ein Gerber, ein Schmidt, ein Becker, oder sonst ein Handwerksmann, Präsident irgendeiner Kammer ist. — Das Bewußtseyn, daß jeder hiesige Bürger in die Regierung kommen kann, giebt jedem Individuum ein Gefühl von Würde, das oft in den höchsten Grad des Lächerlichen ausartet. Der Schneider, der Schuhmacher, der Kürschner ꝛc. fühlt, daß das ganze Gewicht des Staats auf ihm ruht, sobald er Sechser wird, das heißt, einen Platz im großen Rathe bekommt; wird er Rathsherr (Mitglied des kleinen Raths) so ists noch ärger, ausgenommen die Wahl hat einen vernünftigen, weisen Mann getroffen, der seine Größe verdauen kann, ohne eine Indigestion zu bekommen; und ich muß sagen, daß ich unter diesen leztern manchen kenne, der seiner Stelle Ehre macht.

Basel im März 1779.

Ich habe schon manchmal darüber nachgedacht, woher wohl die Titelwuth kommen mag, die ich fast überall in der Schweiz, und besonders zu Basel finde. Titel sind, dachte ich sonst,

das Eigenthum der Monarchien, und hauptsächlich kleiner Höfe in Deutschland, wo ein ehrlicher Mann nicht ohne einen Titel leben kann. In einer Republik würde ich gerade am wenigsten Titelsucht erwarten, wenn ich nicht durch Erfahrung vom Gegentheile überzeugt worden wäre. Hier dehnt man den Titel eben so, wie größtentheils in Sachsen und andern deutschen Ländern, auf die Weiber aus, und ich höre sehr häufig, nicht nur in der Anrede, sondern auch, wenn die Personen abwesend sind, von der Frau Rathsherrene, der Frau Dreyerherrene, der Frau Rathsschreibern u. s. w. reden. — Die Stelle eines Gerichtsherrn ist die, zu der ein Jeder, auch ohne eine Stelle im Stande zu haben, kommen kann, und doch höre ich nie den Namen eines Gerichtsherrn ohne seinen Titel, zusamt mit der Frau Gerichtsherrene.

Alle unverheurathete Frauenzimmer heißen hier Töchter; wenn man aber ihren Namen nennt, so sagt man Jungfer, und Frau, wenn man von einer verheuratheten Person spricht. Die Titel: Madam und Mademoiselle, sind hier eben so anstößig, als dem weiblichen Theile einer Leipziger Kaufmannsfamilie die Titel: Frau und Jungfer, sind.

Apropos von Titeln! Eines hiesigen Bürgermeisters Titel ist: „Gnädiger, weiser, gestren-

ger, fürsichtiger Herr!“ Wenn ich Bürgermeister verschiedener Schweizer-Republiken beysammen gesehen habe, hab ich bemerkt, daß sie einander gegenseitig Ihro Gnaden betiteln, und diesen Titel brauchen auch gewöhnlich die Fremden und viele Einheimische. Allein manche Republikaner finden dieses zu hoch, und sagen dann gewöhnlich: „wiser Herr.“

Basel im May 1779.

Die Reisenden, die nun wieder in Menge durch Basel gehen, nöthigen mich öfters, die hiesige öffentliche Stadtbibliothek zu besuchen, deren Schätze vor einiger Zeit durch ein ansehnliches Naturalienkabinet vermehrt worden sind. Herr Bruckner, der sich immer viel mit den Merkwürdigkeiten seines Cantons beschäftiget, hatte sich eine ansehnliche Sammlung von Naturalien gemacht, die im Cantone Basel, besonders an den Ufern der Birs gefunden werden. Sie soll in ihrer Art eine der vollständigsten seyn, und verdiente also, daß sie der Stand an sich brachte, und in dem Saale der Bibliothek, worin die Holbeinischen Gemälde und andere Dinge sind, aufstellen ließ.

Dieser nämliche Bruckner, der hier Rathssubstitut war, hat ein Werk in vielen Bänden,

„Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Basel“ geschrieben, das wenig gelesen wird, aber gut zum Nachschlagen ist, und allerhand Interessantes enthält. Es hat eine große Menge Kupferstiche, die eine treue Vorstellung der Gegenstände enthalten, aber ziemlich schlecht sind und nach Zeichnungen gestochen wurden, die den höchsten Grad der Steifheit haben.

Montag den 16. May 1779.

Ich suche jede Gelegenheit auf, aus der Stadt zu kommen, und eine Zeit zu genießen, für die wir mit jedem Jahre gefühlloser werden; denn das reine kindliche Gefühl für einen Frühlingstag, für eine lachende Aussicht, für eine grüne Wiese, für einen Baum — der volle, innige Genuß, in dem man sich so ganz hingiebt, auflebt, und mit der neugebornen Natur jung wird — ach! Lieber, ich fühls, daß das mit jedem Jahre abnimmt.

Gestern ging ich mit einer Gesellschaft von Mannspersonen früh, sehr früh aus, um einen Berg zu ersteigen, der in der Nachbarschaft von Basel liegt; von dessen Aussicht ich mir viel versprach, auch seit drey Jahren hinauf verlangt hatte, ohne je zum Zweck gekommen zu seyn. Ich war nun oben, und besahe die von der Mor-

gensonne beleuchtete Stadt mit der ganzen schönen Fläche, den Bergen umher und der Ferne, die sich in der Luft verbläst. Sie können sich nicht vorstellen, was es ist, den Rhein einige Stunden lang zu sehen, wie er sich durch das schöne Land schlängelt, und die Länder so vieler Herren anspült! Die Städte und Dörfer alle liegen daran herum, so ruhig, so stille! Aller der Lärm und das Umhertreiben, Zank, Neid, Verdruß — alles schwindet in der Ferne und zeigt Ihnen nichts als das Bild der Ruhe und des Friedens.

Das Außerordentliche auf diesem nicht eben hohen Berge ist, daß man ganze Reihen von Schneebergen sieht, die doch immer über vierzig Stunden, vielleicht weiter entfernt sind. Ich sahe sie, wie lichte Wolken hinter den übrigen Wolken; ein großes Fernglas zeigte sie so deutlich, daß ich Umriß, Licht, Schatten und Nüancen erkennen konnte. Es ist etwas sehr majestätisches, diese Körper in solcher Ferne zu sehen, und der Gedanke daran gewesen zu seyn, auf ihnen und unter ihnen gewandelt zu haben, hat so etwas liebes und angenehmes, das einen (wie man zu Basel sagt) anheimelt. Gern hätt' ich gewußt, was das wohl für Schneeberge seyn müssen; einer darunter kündigt sich durch Form und Höhe für das Wetterhorn an, und viele hal-

ten ihn dafür; wenn ich aber die Lage bedenke, so ist mirs nicht wahrscheinlich, daß das die Schneeberge seyn können, die Bern und Wallis scheiden, sondern ich würde sie in Appenzell und Glarus suchen.

Wir gingen zwey Stunden auf dem Rücken des Berges fort, hatten in einem ganzen Zirkel um uns her die herrliche Aussicht, sahen den schönsten Theil des schönen Markgräflerlandes, das ich liebe und mit einem Wohlwollen sehe, das ich kaum ausdrücken kann. Dann kamen wir in einen Wald und zuletzt an das Schloß Röteln. Ich habe Ihnen schon sonst von diesem zerstörten Schlosse gesagt und wie gern ich da bin; auf diesem Wege war ich noch nie dahin gekommen. Schütz und ich setzten uns zum Zeichnen, indeß die übrigen Milch, Brod und Butter brachten. Nach einigen Stunden rief man uns zur Mahlzeit, die man aus dem nächsten Städtchen hatte herauf bringen lassen. Wir fanden sie in einem Gärtchen, das von den Ringmauern des Schlosses umkränzt ist. Eine Buche, die vielleicht von ungefähr in einer Ecke in die Höhe gewachsen ist, und ihre weite Arme auf die Mauern stüzt, die den Winkel ausmachen, gab uns Schatten, und ein viereckt gehauener Stein, dessen Bestimmung vielleicht auch vor Alters schon ein Tisch war, trug die Mahlzeit. Nach dem Essen

zogen wir uns aus, und durchkrochen das ganze weitläufige Schloß. An solchen Tagen gelingt mirs doch bisweilen, ganz jung zu seyn, wie ein Kind zu handeln und mich zu freuen, wie ein Kind. Am Abend gingen wir nach Lörach, wo ich den Wagen bestellt hatte, der uns in die Stadt führte.

*) Auf einer Alpe 8 Stunden von Basel
den 19. Jun. 1779.

Könnt' ich Ihnen, liebster Freund, einen Theil der Glückseligkeit mittheilen, die ich hier mit den besten Menschen verlebe, mit D** und noch einem Manne, dessen Güte wenig seines gleichen hat.

Am Freytage ging ich nach Liehstal, und kaum war ich da, so fiel schlechtes Wetter ein. Ich blieb da mit meinen Lieben in dem Hause des Mannes, von welchem ich Ihnen eben gesagt, bis Sontags; das schlechte Wetter störte wenig im Angenehmen meines Aufenthalts. Am Sonntage gegen Mittag verließen wir Liehstal, gingen durch das lange, schöne Thal des Cantons auf den Hauenstein, welcher gegen Olten das So-

*) Eine kleine Beschreibung einer solchen Alpe steht schon im ersten Theile S. 320.

lothurner Gebiet von Basel trennt. Auf der Höhe des Berges wandten wir uns rechts, und stiegen noch anderthalbe Stunde auf Solothurner Boden, da wir denn in dieser einsamen Wohnung, die wieder im Canton Basel liegt, ankamen.

Da das Leben hier auf den entlegensten Bergen das einzige ist, welches so ganz dem Leben unserer Altväter gleicht, so will ich Ihnen von hier aus eine recht weitläufige Beschreibung davon machen, welches Ihnen zugleich deutlich die Lebensart der Landleute in einem großen Theile der Schweiz malt.

Sie kennen auf der Basler Charte unstreitig die beiden Hauptpässe in die Schweiz, welche über Berge gehen, die man beide den Hauenstein nennt. Diese Landstraßen gehen durch schöne Thäler, welche mit vielen Dörfern angefüllt sind, welche sich links und rechts in die kleinern Thäler der Berge ziehen. Zwischen diesen Thälern sind Berge, auf deren Höhe keine Dörfer mehr sind, sondern lauter einzele Häuser, deren eins eine Viertel-, halbe Stunde, oder auch noch weiter von dem andern entfernt ist. Die Berge bilden alle auf ihrem Rücken eine Menge Hügel und Spitzen, die zum Theil mit Rasen und Tannen bewachsen sind, zum Theil sich in hohe steile Felsenwände enden. Jedes dieser Häuser hat einen Distrikt Landes, auf welchem das Vieh weidet,

und wovon man einen Theil zu Heu stehen läßt. So ein Haus mit dem Lande umher nennt man eine Alpe, oder einen Sennenhof, die größtentheils Familien aus der Stadt gehören.

Auf so einer Alpe wohn ich, unterrichte mich weitläufig über das ganze Sennenleben, das gewiß mehr Anziehendes hat und der Natur näher kommt als irgend eine andere Art des Landlebens. Dreyundzwanzig Kühe leben den ganzen Sommer unter freyem Himmel, steigen nach Gefallen auf den Bergen und Felsen herum und kommen ungerufen und sehr pünktlich zu gewissen Stunden des Tages in einen Stall, der einige hundert Schritte vom Wohnhause steht, und dessen eine Thüre man offen läßt. Früh um fünfe kommen sie zum erstenmale in einer Ordnung, die unbegreiflich ist. Die Meisterkuh geht voran in den Stall, und nimmt an dem entgegengesezten Ende ihren Platz ein; eine folgt der andern und jede nimmt einmal wie das andere ihren bestimmten Platz. Hier erwarten sie nun den Sennen. Sollte einmal eine fehlen, so wird sie mit ihrem Namen gerufen, denn jede hat einen, und stellt sich ohne Verzug ein, sie müßte sich denn verlaufen haben. Alle werden nun von drey Sennen gemolken, bekommen einen Partikel Salz, wornach sie sehr geizen, und gehen wieder auf die Weide. — Ich sehe und erkundige mich nach

diesem allen mit so viel mehr Interesse, weil das schlechte Wetter, das uns auch hieher gefolgt ist, keine weiten Excurse erlaubt. Ich habe diese Unbequemlichkeit des Wetters noch wenig gefühlt, obgleich ein großer Theil unsers Vergnügens dadurch verloren geht. Sobald der Himmel sich ein wenig öffnet, sind wir geschwind heraus, und kommen dann mehrentheils naß und kothig nach Hause.

Dienstags den 15. Jun.

Heute habe ich mich lange beym Käsemachen aufgehalten. (Sie wissen, daß alle diese Geschäfte in der Schweiz von den Mannspersonen besorgt werden; kein Weib darf Hand anlegen.) Der Meistersenne gießt die Frühmilch und die von der gestrigen Nacht, so wie sie ist, ohne die Sane abzunehmen, in einen großen kupfernen Kessel, der so über dem Feuer steht, daß er ohne Umstände auf die Seite gedreht werden kann. Etwas von einem gehackten und sauer gemachten Kälbermagen bringt die Milch bald zum Scheiden, und der Senne arbeitet darin mit einer hölzernen Schaufel so lange, bis die Milch käserecht ist, da er denn die ganze geschiedene Masse in ein hölzernes Gefäß thut, und einen Käse macht, der etwa einen Zentner wiegt.

Die übrigen Mannspersonen verrichten Hausgeschäfte, schneiden und hacken Holz, flicken Schuhe, bessern die Haage aus, machen Harken, Gabeln, Schnecken ꝛc. (Schnecken sind kleine Wagen, die hinten zwey Räder und vorn zwey Schlittenkufen haben; man braucht sie, das Heu von den Bergen herabzuführen.) Die Weibspersonen stricken, nähen, bessern aus, besorgen das Essen u. s. w. — —

Das ganze Haus ist auf einmal voll fremder Mädchen und Mannspersonen, die aus dem Canton Bern kommen, um hier in der Heuärnte zu helfen, der freylich der Regen nicht eben günstig ist.

Donnerstags den 17. Jun.

Die Fremden sind noch immer da, ob man sie schon nicht viel in der Heuärnte brauchen kann. Die Mannspersonen gehen in den Wald, und ich sahe heute am Abhange eines Berges eine alte, majestätische Tanne fällen. Wie sie auf der einen Seite tief genug angehauen war, bekam sie das Uebergewicht, prasselte, neigte sich langsam, als ob sie noch unentschlossen wäre, und stürzte auf einmal von der gesammelten Last des Uebergewichts in ihrer ganzen Kraft darnieder. Ein herrliches aber trauriges Schauspiel! Nun

hätten Sie sehen sollen, wie die ganze Schaar über den gestürzten Helden herfiel, ihn seiner Aeste beraubte und das schöne Alter beschimpfte. Ich nahm auch eine Axt, bekam Blasen in die Hände und wurde ausgelacht.

Die Mädchen sollen, bis besser Wetter wird, stricken, Erbsen lesen u. s. w.; aber diese Arbeit steht ihnen nicht an, und ich belustige mich nicht wenig mit ihrer Unthätigkeit, die sie auf mancherley Art einkleiden. Es ist eine Freude, das ganze Heer essen zu sehen! Der Großvater sitzt oben an, betet, seine lederne Kappe in der Hand; jezt fährt er in die ungeheure Schüssel und alles ihm nach. Nach dem Nachtessen sitzt alles im Vorhause um den Heerd herum beym Feuer, (auch wir haben Kaminfeuer) spaßt, lacht und singt. Wir bringen viele Zeit bey diesen Leuten hin, und nach dem Nachtessen allemal unfehlbar. Da ist mir wohl mit meiner Stadtgesellschaft und mit den Leuten vom Lande, da singen bald wir, bald sie; manche lachen, daß sie den Ditschherrn nicht recht verstehen; (denn ungeachtet meiner Bemühungen werde ich die hiesige Landessprache nie erträglich sprechen lernen.) Die Unwissenden, die gehört haben, ich sey aus Sachsen, sehen mich mit Staunen an; einige wollen von der Lage der Länder, vom Krieg und Frieden unterrichtet seyn.

Das ganze Heer junger Leute beiderley Geschlechts schläft über uns auf einem Boden, wo es denn bis spät in die Nacht wild hergeht. So lebt man an den mehresten Orten, bis ein Mädchen schwanger wird, und ein Knab es heurathet. Man hat mich versichert, daß im größten Theile des Cantons Bern kein Landmann eher heurathet, als bis seine Maitschi schwanger ist. Sind sie in den Dörfern, so steigen sie Sonnabends Abends zu Gade, das heißt, sie steigen auf einer Leiter in das Schlafzimmer ihres Mädchens, oft wenn sie ganz ruhig durch die Thüre ins Haus gehen könnten. Doch geschehen die mehresten Hochzeiten nach der Heuerndte. Wenn der Knabe sein schwangeres Mädchen heurathet, so ist alles gut. Und dies ist ländliche Tugend!

Wir gehen täglich aus — und kommen mehrentheils naß zurück; und wenn wir so recht naß geworden sind, und nun nach Hause kommen, uns umkleiden nnd wie neugeboren um einen Tisch herum vors Kamin uns setzen, unsern Thee trinken und Brod essen mit Butter und Honig — welch ein herrliches Mahl, welche Seelenfreude, vermischt mit dem angenehmsten Sinnlichen! Solche Freuden, und nur solche erkenne ich als wahrhafte in der Welt; aber sie sind rar,

rar wie die Simplicität, die so gar nichts zu seyn scheint.

Sonntags den 20. Jun.

Wir ziehen ohne Unterlaß umher! die lichten Stunden wenden wir geschwind an, auf die Höhen zu klettern und das schöne Land mit all den entfernten Schneebergen zu sehen. Ich könnte Ihnen schon viel erzählen, wie ich auf einer Stelle die Aar und den Rhein, die Schneeberge und die Lotharingischen gesehen; aber ich spare das noch, bis wir auf einer Felsenspitze gewesen seyn werden, von der man mir noch mehr verspricht; alsdenn — ob ich schon weiß, daß solche Sachen sich vortreflich sehen, aber ziemlich schlecht lesen. Aber ich kann nicht helfen; nichts dringt so tief in mich, als Gottes weite schöne Welt: wenn alsdenn mein Herz voll ist, des Großen und Edlen, da denk ich, ich muß ausschütten, und mein Freund muß es gern lesen.

Da liegt ein Dorf, auf der andern Seite des Bergs im Canton Solothurn; da gehn wir hinüber, besuchen den alten, ehrlichen Pfarrer, kaufen allerhand ein, thun dies und das. Auf dem Wege wird das ganze Land untersucht, alle Heerden in Anschein genommen — O, lieber Freund,

wir sind hier so reich und so groß, und Alles um uns her ist glücklich.

Gestern war eine Dorfkrämerin hier; von der kauften wir Bänder für die Mädchen und allerhand Kleinigkeiten für die Pursche, welche denn Abends darauf spielten. So wie einer eine Gabe gewann, wurde ihm ein Glas Kirschwasser (eine Art Branntewein aus Kirschen, der stärker ist, als alle unsre gebrannten Wasser in Sachsen) eingeschenkt, das er denn auf allgemeine Gesundheit austrank. Den Beschluß macht gewöhnlich ein Feuerwerk, bestehend in kleinern und größern Feuerrädern, die einer von uns mit herauf genommen hat. Das nennen die Leute hier einen Feuerteufel.

Ich habe einige Lieder abgeschrieben, aber das mehreste, was man hier singt, ist zu abgeschmackt, als daß ich Ihnen etwas zur Probe geben dürfte. Z. B.

Ach Schönste! hörst du nicht die Süfzchen (Seufzer) knallen,
Alwie sie vor deiner Schlafkammerthür thun fallen ꝛc.

Ich finde in dem, was ich gehört, nicht den Ton und die rustische Simplicität eines Volksliedes, nichts vom alten Balladentone, nichts von jenen alten Liedern, von denen ich weiß, daß man noch

hin und wieder in der Schweiz welche singt. Ich habe also immer erwartet, daß etwas beßres kommen würde, bis sie mir endlich, auf mein Verlangen, ein ganzes Buch brachten, das vielleicht aus vierzig bis funfzig kleinen Broschüren bestand, deren jede etliche Lieder enthielt, theils in Schweizersprache, theils in elendem verderbten Hochdeutsch. Ich blätterte hin und her, ohne etwas zu finden, bis ich auf drey Lieder stieß, die mir hier ziemlich unerwartet waren: Als ich auf meiner Bleiche ꝛc. Ohne Lieb und ohne Wein ꝛc. Wenn mich nur mein Röschen ꝛc. Sehen Sie, was es für eine herrliche Sache ist um einen Dichter, so in der Welt herumzukommen.

Einige Lieder hab ich doch gefunden, die so ganz das Gepräge eines Volksliedes hatten, und eine Ballade von einem Bettelmann, den eine gnädige Frau, in Abwesenheit des Junkers, ins Haus nimmt. Die Pursche singen sie, und ich habe mich nicht wenig an der komischen Melodie, die mit einer psalmartigen Feyerlichkeit abwechselt, belustiget.

Wenn sie eine lange Weile allerhand Lieder gesungen haben, oder keine mehr wissen, singen sie Psalmen, und das am nämlichen Orte, auf die nämliche Art und mit der nämlichen Aemsigkeit, daß ich bis diese Stunde nicht habe ausfinden können, ob sie die Psalmen als etwas an-

deres betrachten, als Worte, zu denen sie eine Musik wissen, oder ob ihnen alle ihre andern Lieder so feyerlich sind, daß ihnen der Uebergang zu den Psalmen so natürlich ist.

Dienstags den 22. Jun.

Ich habe nun Abschied genommen von der lieben, theuren Gegend, morgen gehts wieder hinunter. Wir haben gestern und heute ganz schöne Tage gehabt, verschiedene Spatziergänge gemacht und viel mit der Heuärnte zu thun gehabt. O! mit welchem Vergnügen hab ich an dem allen Antheil genommen! Wie leicht war mir, wie wohl! Und war das nicht unsre ursprüngliche Bestimmung? War es nicht das Geschäfte unserer ersten Väter? Ist nicht dieses das Leben, wo man mit leichtem Blute sein Tagewerk verbringt, mit Hunger zur Mahlzeit geht und vor Ermüdung schläft?

Lieber, wenn ich das so überdenke und fühle, wie wahr es ist, und wie wohl mir wäre, wenn ich immer dieses Gefühl unterhalten und in diese Lebensart treten könnte: und dann wieder sehe, wie der Landmann doch manchmal unmuthsvoll das Gesicht wischt, in dessen Schweis er sein Brod verdient, wenn ich merke, wie hier und dort einer die Sense mit Trägheit führt und ein

Mädchen Hitze und Rechen verwünscht; oder wie gar mancher das glückliche Herrnleben preist und mit der Natur hadert, daß sie ihn zum Sennen erschuf — — ach! dann seh ich mit Trauern in die Welt, weine, daß es doch überall wo fehlen muß, und lerne die gewaltige Weisheit: daß die idealische Welt eine andere ist als die wirkliche.

Wir sind auf der höchsten Felsenspitze gewesen, die es in hiesiger Gegend giebt, und die vorzugsweise die Fluhe genannt wird. Fluhen nennt man in der Schweiz steile Felsenspitzen, die öfters den höchsten Theil eines Berges ausmachen, und deren Felsenwand auf einer oder mehrern Seiten ganz perpendikular ist. Ich habe meine lieben Freunde wiedergesehen, deren Bekanntschaft ich vorm Jahre in der Nähe machte: den Pilatus im Canton Lucern, und links den Rigi in Schweiz, in ihrer ganzen ungeheuern Majestät, kennbar und deutlich. — Wie sie noch da liegen, die Ungeheuer, noch ganz die nämlichen, ganz sich gleich. Sie decken weit das Land und ihr Haupt ist in den Wolken. Und doch sind sie nur jüngere Brüder, nicht hoch genug, ewigen Schnee zu nähren. Sie ragen hinter ihnen hervor die Mächtigern, die durch Ferne und Menge mir fremd sind, wovon ich nur einige wieder erkannte. — Blaß zeigte sich unter Basel der

Rhein und heller spiegelte! „an mannichfaltigen Orten der reinen Aar schlängelnd Licht.“ Lenzburg, Arau, Zoffingen, lauter alte Bekannte! Ich wanderte in diesen Thälern, freuete mich an diesen Hügeln, lezte mich an diesem Ufer. Adieu! Ich werde sie nie wieder sehen in dieser Schönheit, und vielleicht nie wieder hieher kommen.

Basel den 25. Jün.

Es ist außerordentlich, wie sehr seit wenigen Jahren die Liebe zur deutschen Litteratur hier zugenommen hat, so wie das Lesen überhaupt gemeiner geworden ist. Sonst war man für die mehresten deutschen Bücher einige Jahre zurück, und viele, die sich in ganz Deutschland verbreitet hatten, kannte man hier kaum dem Namen nach. Der lesende Theil des hiesigen Publikums hielt sich fast ganz an die französische Litteratur, und Leute von einigem Geschmack und Eleganz meynten, man habe wohl gelehrte und unterrichtende Bücher in Deutschland, aber im ästhetischen Fache könne nichts Gutes von dieser Seite kommen. Deutsch zu schreiben, war unter Leuten von einigem Tone ganz ungewöhnlich. Zwar schrieb man immer Kaufmanns- und Geschäftsbriefe in dieser Sprache, aber alle Billets und andere

Briefe waren französisch. Dies ist nun freylich auch jezt noch gar sehr der Fall, und die Ursache ist, daß Wenige erträglich deutsch und äußerst Wenige es correkt und rein schreiben können. So sehr Ihnen auch dieses auffallen mag, so versichere ich Sie doch, daß zu Basel und Bern Leute von Erziehung, Belesenheit und Kenntnissen häufig ein Deutsch schreiben, gegen das ein wohlunterrichteter Schulknabe in Sachsen eine Menge Einwendungen machen würde. Man braucht Worte, die wirklich nicht deutsch sind, man construirt eine Menge Verben unrichtig, und giebt Substantiven ein falsches Geschlecht. Dies erstreckt sich sogar auf manche Schriftsteller, und ich weiß, daß man Manuscripte der Sprache wegen übersehen lassen mußte, ehe sie in die Presse geschickt werden konnten. Ja man hat mir sogar von einer Berner Buchdruckerey erzählt, in der ein deutscher Setzer oder Drucker die Manuscripte sehr vieler Werke korrigirt.

Gegenwärtig erhalten die hiesigen Buchhändler regelmäßig die vorzüglichsten Werke, die auf den Leipziger Messen herauskommen, und man hält hier, im Ganzen, die mehresten deutschen Journale. In Gesellschaften lenkt sich hin und wieder die Unterredung auf Litteratur, und man spricht von den neuesten Werken, die etwa gelesen werden. Die bekanntesten Romane haben

hier ihren Lauf, und Siegwart, der akademische Briefwechsel und das ganze weinerliche und melancholische Heer hat auch hier seine Reihe gehabt, auch hier seinen Thränentribut erhalten.

In vielen Häusern findet man ansehnliche Sammlungen deutscher und französischer schöner Geister und auch von Werken im scientifischen Fache giebt es artige Sammlungen.

Zürich ist, in Rücksicht auf deutsche Litteratur, von allen andern Cantonen verschieden, und war es schon seit vielen Jahren. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es irgend einen Ort in der deutschen Schweiz giebt, wo Aufklärung so allgemein ist, als dort. Ich rede hier nicht nur von der ungeheuren Zahl der jezt dort lebenden Schriftsteller, die sich auf achtzig belaufen sollen, sondern von manchem wackern Manne, der darum, daß er nie für die Presse gearbeitet hat, nicht desto weniger eben so aufgeklärt und wohl unterrichtet ist, und bisweilen noch mehr als manche der sogenannten Schriftsteller.

Basel den 19. Juli. 1779.

Habe ich Ihnen je von der neuen Wasserleitung geschrieben, die man vergangenen Winter zu Augst entdeckt hat? Wohl schwerlich, denn

ich besinne mich nicht, daß ich Ihnen je von diesem Orte ausführlich geschrieben habe. *)

Sie wissen, daß sonst, nicht weit vom heutigen Basel, das alte Augusta Rauracorum lag, eine der wichtigern römischen Pflanzstädte auf dieser Seite der Alpen. Sie muß, nach den besten Beobachtungen, die man über ihre Ueberbleibsel gemacht hat, auf ein paar Stunden im Umfange gehabt haben, und aus ihrem Amphitheater, Resten und Tempeln und Wasserleitungen läßt sich schließen, daß unter ihren Einwohnern ansehnlicher Reichthum war.

Zwey Dörfer, wovon das eine Basel-Augst, das andere Kaiser-Augst (auf östreichischem Boden) heißt, nehmen einen kleinen Theil des Bodens ein, der sonst die Stadt bedeckte; alles übrige ist so zerstört, daß man an vielen Orten die Gränzen nicht einmal errathen kann.

Man hat sonst eine Menge Dinge ausgepflügt, und noch jezt findet man bisweilen Münzen. Auf der Bibliothek zu Basel hat man eine artige Sammlung kleiner bronzenen Figuren und allerhand andere Dinge, die von Augst kamen. Dicht am Dorfe sieht man noch allerhand Ruinen, als von einem Amphitheater, Bädern, Säulen und Kapitälern von Tempeln. Allein alles ist sehr zerstört und wird es täglich noch mehr.

*) Etwas weniges darüber s. 1 Th. S. 157.

Der Landmann macht von seinem Grunde so viel Gebrauch als er kann; und wenn etwa hin und wieder das Stück einer Säule, ein Kapital, der Rest einer Mauer, oder so etwas zum Vorschein kommt, so deckt er Erde darüber, weil, wie er sagt, auf Steinen weder Gras noch sonst was wächst. Darin hat er denn auch ganz recht; und wenn ein Pabst, um seinem Verwandten Steine zum Bauen zu schaffen, erlaubte, das römische Amphitheater anzubrechen, so kann ich es einem Schweizerbauer wohl verzeihen, daß er nicht mehr sensum antiquitatis hat.

Die Regierung, sagen Sie vielleicht, sollte etwas thun? — Auch thut sie; denn als leztlhin jemand verschiedene Säulen ins Dorf herabbrachte, vermuthlich um sie zum Bauen zu brauchen, gab die Regierung Gegenbefehl, und nun liegen diese edlen Reste des Alterthums auf der Straße vor einem Hause *).

Der Strasburger Gelehrte, Schöpflin, giebt in seiner Alsatia illustrata interessante Nachrichten von Augusta Rauracorum; allein er redet von verschiedenem, das man schon jezt vergebens sucht.

*) In der Folge brachte ein Buchhändler ein Stück einer solchen Säule in die Stadt, ließ eine kleine Aufschrift darauf graben, und sie vor seinem Hause einrammeln, zur großen Freude seiner Buchbinder, welche finden, daß sich die Bücher vortreflich darauf schlagen lassen.

In dem nämlichen Amphitheater, sagt er, müsse Platz für zwölftausend Seelen gewesen seyn.

Man hat zu verschiedenen Zeiten Spuren der Wasserleitungen (aquae ductus) dieser Stadt gefunden, und gesehen, daß sie bis an die mittlere Höhe eines Berges reichten; die Ueberbleibsel, die man noch jezt dort sieht, sind über eine deutsche Meile von Basler-Augst entfernt: woraus man die Mühe und den Aufwand sieht, mit dem die Römer sich gutes Wasser verschafften, selbst an solchen Orten, wo das Wasser, das man auf der Stelle haben kann, wie zu Augst, nicht schlecht ist.

Von dem angeführten Berge bis ins Dorf herab könnte man leicht dieser Wasserleitung nachspüren, wenn man die Kosten darauf wenden wollte; man hat sich aber nie viel darum bekümmert, bis vergangenen Winter, da sich ein Bauer eine Höhle grub, um seine Erdäpfel aufzubewahren. Er wurde in seiner Arbeit von einem grossen Stein aufgehalten, auf dem er horizontal fortgrub, in der Hoffnung, daß er ihn werde herausnehmen und sein Geschäft fortsetzen können; er sahe schon viele Quadratschuhe von der Oberfläche des Steines entblößt, ohne an ein Ende kommen zu können. Dies erregte seine Neugierde, er fuhr fort, entdeckte eine ungeheure Steinplatte, welche eine von den Oeffnungen bedeckte, die das

gemauerte Gewölbe der Wasserleitungen hin und wieder hatte. Ich bin verschiedenemal hinabgestiegen und fortgegangen, allein man stößt gar bald an Schutt, den niemand herausnimmt, und der also das weitere Fortgehen hemmt. Uebrigens ist da nichts neues zu sehen, denn, hinauf und hinab, ist das Gewölbe das nämliche, und so ist es auch an andern Orten, wo ich ein Stück dieser Wasserleitung gesehen habe. Das neu entdeckte Stück ist so vollkommen wohl erhalten, daß es gestern gemacht zu seyn scheint, auch finde ich durchaus die nämliche Genauigkeit, Fleiß und Sorgfalt, die man an allen römischen Mauern zu sehen gewohnt ist. Das Ganze ist von Ziegelsteinen; das Gewölbe etwa sechs Schuh hoch und drey breit.

Noch muß ich erinnern, daß die Säulen des Tempels, den man für einen Tempel des Apollo hält, von einem Steine sind, dergleichen es in der ganzen hiesigen Gegend keinen giebt. Im Solothurner Gebiete soll eine Art seyn, die ihm ungefähr gleicht. Wenn ich Ihnen nun sage, daß die Hauptsäulen dieses Tempels beynahe drey Schuhe im Durchschnitt haben, folglich über zwanzig Schuhe hoch gewesen seyn müssen, so werden Sie nicht wenig über die Arbeit erstaunen, mit der man solche Steinmassen hieher brachte.

Burg, Donnerstags den 12. Aug.

Ich bin schon seit mehreren Tagen hier zu Burg, einem Bade, vier Stunden von Basel, und habe die Zeit über alles getrieben, was man hier zu Lande gewöhnlich in den Bädern treibt, gegessen, getrunken, kleine Partien gemacht und nach dem Mittags- und Nachtessen getanzt.

Sie müssen wissen, daß hier alles von Bädern wimmelt, und daß ich Ihnen beynahe ein Dutzend nennen könnte, deren keins weiter als sechs Stunden von Basel entfernt ist. Da zieht nun im Sommer alles hinaus, selbst die mehresten Handwerker, deren viele, ohne daß es ihre Gesundheit erfodert, ihren Sommer schlecht zugebracht zu haben glauben würden, wenn sie nicht ein paar Wochen in einem Bade gewesen wären. Andere gehen Sonnabends in die Bäder und Montags wieder in die Stadt; noch andere schwärmen herum, ziehen aus einem ins andere, bleiben da mehr oder weniger, nachdem es ihnen gefällt, treffen überall Bekannte und belustigen sich jeder nach seiner Art. Daß da viel Liederlichkeit dabey ist, und daß es Ausschweifungen aller Art giebt, können Sie sich vorstellen.

Burg den 23. August.

Vorgestern bin ich abermal hieher gekommen, und da der größte Theil der Badegesellschaft den

Ort verlassen hat, bin ich ruhiger und mehr mir selbst überlassen. Ich wandere in der melancholisch-romantischen Gegend umher, und entdecke immer neue Schönheiten; ein dicker, düsterer Wald, eine kleine Partie mit hohen Felsen enge eingeschlossen, ein kleines Wasser, das sich mühsam durchdrängt, altes Moos, das über den Weg herabhängt, sind Dinge, die mich so ganz nach meinem Bedürfniß rühren, und die zur gegenwärtigen Stimmung meiner Seele passen.

Dicht am Bade ist eine Reihe Felsen, worauf das Schloß Burg steht. Es ist so baufällig, daß sein Besitzer, wenn er hieher kommt, im Bade wohnen muß. Dieser ist ein Herr von Wessenberg, der lange in Dresden Oberhofmeister von einem unserer Prinzen war; die Leute wußten nicht recht, von welchem. Er hat nun den Hof verlassen und lebt zu Freyburg im Brisgau in der Stille.

Eine halbe Stunde von dem Schlosse lebt im Walde, in einer kleinen Hütte, ein Einsiedler; an dieser ist eine kleine Kapelle, und ein Stückchen Land, wo er allerhand Gemüse für den Winter baut, schließt beides ein. Ich liebe sonst diese Art Leute nicht; die mehresten führen ein schlechtes Leben, und die besten sind am Ende doch nichts als Müßiggänger, obschon von der mühseligsten Art. Aber dieser hier hat durch seine Tauben-

einfalt, durch die wirkliche Simplicität seiner Lebensart, durch seine Gutherzigkeit und durch das Lob, das ihm die Landleute umher geben, meine Liebe und Achtung gewonnen. Wie wenig hat doch der Mensch Bedürfnisse! Ein einziges kleines Zimmer, mit einem einzigen sehr kleinen Fenster, schließt ihn und seine ganze Wirthschaft ein. Er hat keine Bücher als das Brevier und was dem gleicht; und wenn er im Winter eingeschneyet ist, und niemand den Weg zu ihm bahnt, betet er sein Brevier und macht Schwefelhölzchen, die er bey besserm Wetter in die Dörfer trägt und Brod, Eyer ꝛc. dafür bekommt. Er scheint vergnügt zu seyn, resignirt auf alles, was uns an die Welt binden kann. — Daraus entsteht eine Seelenruhe, die mit einer gewissen Schwermuth, einer beständigen heimlichen Trauer verknüpft ist; denn es ist doch eine höchst elende Sache, nichts auf der Welt mehr zu kennen, das uns anzieht, nichts zu begehren, kurz, herausgerissen aus der Kette der Wesen einzig seinen Gang für sich zu gehen.

Gestern war ich den ganzen Tag abwesend. Wir gingen früh in ein Franziskanerkloster, das zwey Stunden von hier in Sundgau liegt. Wir wurden zuerst dem Pater Guardian vorgestellt, dessen ganzer Unterschied von den übrigen der ist, daß er den andern zu befehlen hat und zwey Zimmer

bewohnt, da die andern nur eins haben; in allem Uebrigen ist er ihnen gleich. Er ist an die nämliche Kleidung gebunden, hat den nämlichen Tisch, lebt in der nämlichen Armuth. Er bekleidet seine Stelle einige Jahr lang, und dann ist er wieder ein gemeiner Vater, der seinem Quardian eben so unterthänig gehorchen muß, als man vor kurzem ihm gehorchte. — Es trifft oft, daß der, welcher heute gebietet, übers Jahr einem von denen gehorcht, die jezt blindlings seine Befehle annehmen mußten.

Dann besuchten wir einige Zellen und ich machte über die Bedürfnisse des Menschen die gewöhnliche Bemerkung, die einem bey solchem Anblick nothwendig abgedrungen wird. Eine einzige Kutte, zwey Unterkutten, eine schwarze Mütze, ein paar Sohlen ist dieser Menschen ganzes Eigenthum; von Wäsche besitzen sie nichts anders, als ein paar Schnupftücher. So sind sie alle, so sind ihre Provinzialmeister und so soll selbst der General seyn, der doch ein Grand d' Espagne ist. Doch tragen die Großen dieses Ordens, unter allerley Vorwand, mehrentheils Hemden; auch werden sie sich wohl andere Bequemlichkeiten zu verschaffen wissen. In diesem nämlichen Aufzuge müssen sie auch reisen, und oft sagt heute der Pater Guardian zu einem, daß er

in ein paar Tagen nach Jerusalem, oder auf die Küste der Malabaren reisen soll.

Wir sahen ihr Begräbniß, ein reines unterirdisches Gewölbe, wie ein großes Zimmer, mit einem Altar, durch das oben einfallende Licht wohl beleuchtet. An beiden Seiten der Wände gehen horizontal kleine Gewölbe, in denen gerade für einen Menschen Platz ist; eins neben dem andern und über dem andern, bis oben an die Decke. Die Todten werden in ihrer Kutte auf ein Bret gelegt, in die Mauer hineingeschoben, die Oeffnung vermauert und zugeweißt, daß alles der übrigen Wand wieder gleich wird. Namen und Todesjahr wird mit schwarzen Buchstaben darauf geschrieben. Ist man einmal der Reihe nach herum, so wird das erste wieder aufgerissen, da denn der darin liegende Leichnam längst in Staub übergegangen ist.

Der Guardian bekleidet diese Stelle drey Jahr; dann wird ein andrer aus den Vätern (Patres) gewählt, und der gewesene Guardian ist wieder, so gut wie der geringste, dem Gehorsam und allen Regeln des Ordens unterworfen. Wir speisten im Refektorium, wo alles beysammen ißt, die Väter, (Patres) die Brüder (Fratres) und die Novizen (Novitir). Obschon dieser Orden gar nichts eigenes besitzt, sondern blos vom Almosen lebt, so waren wir doch sehr gut bewir-

thet. Die Brüder, (das heißt, Layenmönche, die nicht eine volle Mönchserziehung gehabt haben, folglich nicht Geistliche sind, und die Tonsur nicht empfangen und Väter werden können,) sind mehrentheils Schneider, Schuhmacher, Tischer, Maurer, Köche, kurz, man bemüht sich soviel als möglich Handwerker zu haben. Ich sprach einen Pater, der lange in Afrika und Asien gelebt hatte, einen andern, der im lezten Kriege mit der französischen Armee als Feldprediger bis nach Niedersachsen gekommen war und einige preussische Generale sehr rühmte.

Nach der Mahlzeit gingen wir nach Pfirt, einem kleinen Städtchen, das auf einer Anhöhe über dem Kloster liegt. Ueber der Stadt sahen wir noch das (zerstörte) Schloß der ehemaligen Grafen von Pfirt.

Basel den 6. Oct. 1779.

Schon seit zehn Tagen ist alles um die Stadt herum mit der Weinlese beschäftigt; eine geräuschvolle Zeit! Vor manchen Thoren der Stadt sind lange Gassen voll lauter kleiner Häuschen, an denen ein Stück Reben liegt; sie gehören dem mittlern Bürger, der denn mit der Weinlese und zum Theil auch im Sommer da mehr verthut, als der ganze Weinwachs einträgt. Zur Wein-

lese werden alle Bekannten geladen, da wird gegessen, getrunken, und wo Platz ist, vor der Hausthüre auf der Straße getanzt. Kurz es ist eine Zeit der Freiheit, des Genusses, und bisweilen der Ausgelassenheit. Man betrachtet sich als wahrhaft auf dem Lande, man nimmt für bekannt an, daß es eine Zeit der Freude ist; man vergißt Verhältnisse, die man sonst ängstlich beobachtet, und der jüngere Theil erlaubt sich Freuden, die im Grunde unschuldig sind, die aber zu jeder andern Zeit mit dem Verdammungsausspruche äußerster Unanständigkeit gebrandmarkt werden.

Der Wein, den man in der Gegend um Basel und im Canton überhaupt baut, ist, ein paar Plätze ausgenommen, schlecht, und wird blos fürs Gesinde gehalten, denn Sie müssen wissen, daß hier die Bedienten beiderley Geschlechts täglich ihren angewiesenen Theil von Wein haben müssen. —

Mein Aufenthalt zu Basel geht nun allmälig zu Ende und in fünf bis sechs Wochen soll ich meine Wohnung an den Ufern des Genfersees aufschlagen! Ich verlasse diesen Ort nicht ohne Rührung, und die Jahre, die ich hier verlebt, die mannichfaltigen Scenen, durch die ich gewandelt, und die Erfahrungen, die ich hier gemacht

habe, werden meinem Herzen auf meine ganze Lebenszeit wichtig seyn.

Meine Einbildungskraft bringt mir jezt die Gefühle wieder zurück, die ich hatte, als ich Sie, lieber Freund, und meine Jugend-Verbindungen verließ. Seitdem bin ich durch so Manches gegangen, habe des Guten und Bösen vielerley gehabt: und nun — um so viel Jahre wieder älter, am Antheilnehmen ärmer, weiser und dadurch kälter für so viele Dinge, verlaß ich Basel mit Schmerz und Liebe für die, welche nicht liebenswürdige Leichtigkeit der Jugend, sondern Prüfung und langes Kennen mir theuer gemacht hat. Ich gehe im Geiste meinen Lauf noch einmal durch, uud mit Dank gegen die Vorsehung, fühl' ich das Andenken von manchem lachenden Auftritte, durch den ich gegangen, von mancher Aerndte, die ich gehalten (Aerndten des Guten, die doppelt süße sind, wenn das Trübe, das sich drein mischte, vergessen ist,) von manchem Wonnegefühl, indem ich aufgebraust, von mancher liebenden Seele, die ich kennen gelernt habe.

Auch die schöne Natur verlaß ich nicht ohne Thränen: sie ist hier so schön, so schön, daß alles, was ich Ihnen je darüber gesagt habe, leidige Worte sind. Sie war mir so oft Alles, ist durch Anschauen und langen Umgang mir so ganz eigen geworden, meine Vertraute, meine Freundin,

meine Geliebte. Und diesen Herbst, nun die rauhere Zeit schon ihren tödtenden Hauch ausgeblasen hat, ist sie noch so ganz besonders schön, so jugendlich und lieb, als ich sie nie gesehen habe. Noch haben alle Wiesen das erquickende Frühlingsgrün, der Nußbaum noch seine Blätter, und die übrigen Bäume zeigen noch nicht durch gelbe und rothe Blätter die nahe Zeit ihres Hinwelkens.

Vivis, oder Vevay, Sonntags
den 19. Decembr. 1779.

Ihnen, lieber Freund, seyen nun die ersten Augenblicke gewidmet, die mir Geschäfte, Reisen und Zerstreuungen frey geben.

Wir verließen Basel vor vier Wochen, und gingen über Solothurn und Bern, wo wir uns nur kurze Zeit aufhielten. — Durch ein angenehmes Land kamen wir drey deutsche Meilen von Bern nach Murten (Morat,) den lezten Ort des deutschen Berner Gebiets. Jedermann versteht hier französisch; Leute, die ein wenig über den Pöbel heraus sind, sprechen es gewöhnlich, aber die eigentliche Sprache des Orts ist doch deutsch.

Murten hat alles Reizende der Lage, welches in der Schweiz alle Städte an den kleinen Seen

haben. Der See ist ungefähr drittehalbe Stunde lang, eine halbe breit, kann von jeder Seite ganz übersehen werden, und hat an seinen Ufern eine unzählige Menge Landgüter, welche Bernern, Fremden und andern gehören. Die Stadt ist mittelmäßig und gehört Bern und Freyburg gemeinschaftlich.

Eine Viertelstunde hinter der Stadt steht das berühmte Beinhaus. Sie kennen die wichtige Schlacht, welche die Schweizer im funfzehnten Jahrhunderte wider Karl den Kühnen bey Murten gewannen; die Menge der Todten war so groß, daß man sie in Gruben warf, welche man noch zeigt, einige Zeit liegen ließ, bis das Fleisch von den Knochen sich trennte, welche man alsdenn sammelte und in ein kleines Haus legte, welches an den vier Seiten durch eiserne Gatter durchsichtig ist. Außer verschiedenen alten deutschen und lateinischen Aufschriften ist auch eine von Hallern, welche ich Ihnen abschreiben will, weil Sie sie vielleicht mit Vergnügen lesen werden:

Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, noch künstlichers Gewehr,

Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm
belebte.
Lernt Brüder, eure Macht, sie liegt in eurer Treu,
O würde sie noch jezt bey jedem Leser neu.

Am Ende des Sees liegt Avenche (Wiflisburg). Die Berner haben allen Orten ihrer französischen Lande deutsche Benennungen gegeben; die französchen werden Ihnen aber wohl bekannter seyn. So nennen sie Moudon, Milden; Payerne, Peterlingen; Yverdon, Ifferten ꝛc. Aventikum war, wie Sie wissen, ehemals die berühmteste Pflanzstadt in der Schweiz, und die Residenz der Duumvirorum. Sie kam zu einem sehr hohen Glanz, besonders durch die Kaiser Vespasian und Titus. Des erstern Vater, T. Fl. Sabinus, ließ sich da nieder, als er aus Asien zurückkam, und legte da sein erworbenes Geld auf Zinsen aus. Auch lag er da begraben. Vespasian verschönerte sie, gab ihr schöne Privilegien, ging nach dem Tode seines Vaters verschiedeuemal wieder hin und erhielt das kleine Haus, in dem sein Vater gewohnt, immer wie es war. Im vierten Jahrhundert wurde diese Stadt von den Germaniern, und im fünften von Attila zerstört.

Die alten Aufschriften, die hier gefunden worden sind, findetman in Wilds Apologie pour

la ville d'Avanche. — Zu Münchweiler, einem Dorfe nicht weit vom Städtchen, findet man auch noch allerley.

Ehe ich in die Stadt, welche jezt sehr schlecht ist, kam, sah ich nahe bey der Landstraße eine Säule, wie ein kleiner Kirchthurm; man hält sie für einen Ueberrest eines antiken Tempels. Dicht an der Stadt sieht man römische Mauern, welche das Amphitheater einschließen, das jezt nicht viel mehr ist, als eine grüne Wiese. — Wir ließen uns den berühmten mosaischen Fußboden zeigen, der nicht weit vom Schlosse ausgegraben worden ist, und hier sehe ich wieder, was ich fast überall gesehen habe, wo es Ueberbeibsel von Alterthümern giebt. Wie man diesen schönen Rest fand, so nahm er einen großen Platz ein und war sehr wohl gehalten; fast alle Felder waren ganz und die Figuren und Verzierungen deutlich zu erkennen. Alles was man dafür gethan hat, ist, daß man eine elende Hütte darüber bauen ließ, und um den großen Platz nicht ungenuzt zu lassen, hing man Tabaksblätter hinein. Die Leute, welche diesen Tabak besorgen, und sich natürlich sehr wenig um ein römisches Mosaik bekümmern, laufen darauf herum, beschmuzen es, und treten da, wo es beschädigt ist, die kleinen Steinchen immer weiter los. Ich brach zwey Steinchen davon ab, und steckte sie ein, und der

Aufseher wehrte mir es nicht. Bey allem dem sind noch eine Menge Felder unbeschädigt und schön, als wären sie erst gemacht worden. In einem derselben sah ich eine Figur, die aber unten etwas beschädigt ist. Aus einigen Stufen, die tiefer als das mosaische Pflaster gehen, schließt man, daß es ein Bad war. Die Thürschwelle ist etwas hoch; damit man nun im Hineintreten keinen zu hohen Schritt zu machen habe, haben die Leute einen Stein hingelegt, und dieser war ein wohl behaltnes Kapital einer antiken Säule.

Vom Amphitheater sieht man nichts mehr, als die Vertiefung; alles ist mit Gras überwachsen. Zwar spricht des Landvogts Mann von Höhlen, in denen man die wilden Thiere aufbewahrte; allein er konnte mir die Sache keinesweges glaublich machen. Was noch sonst von alten Säulen, Inschriften rc. da war, ist theils nach Bern, theils nach London gekommen.

Von Wiflisburg geht der Weg über Peterlingen nach Milden, durch ein Land, das, auch so spät im Jahre noch, unendlich schön ist. Von Peterlingen weg werden die Thäler enger und das Land bergichter, bis man endlich an den Fuß eines ansehnlichen Gebirges kommt, an dessen Fuße Milden liegt. Man nennt es den kleinen Jura, und es ist gewissermaßen ein Arm des Jura.

Es streckt sich auf der einen Seite zwischen Milden und Lausanne nach Vivis, ist hoch und steil und läßt, längs dem Genfersee hin, nichts als eine schmale Oefnung, in der ein paar Städtchen und Dörfer liegen, deren Einwohner sich hauptsächlich mit Weinbau beschäftigen. Man nennt diesen Strich la Vaux, oder la Vaud, eine Benennung, die man bisweilen dem ganzen Lande am Genfersee, das dem Canton Bern gehört, giebt; im Deutschen, die Wadt. Dieser Strich zwischen Lausanne und Vivis ist voller Felsen, und darum äußerst heiß: ein Umstand, dem zum Theile die Güte des vortreflichen Weins zuzuschreiben ist, der da wächst. — Gegen Abend erstreckt sich dieser kleine Jura nach Ifferten zu, da er sich aber allmälig in einen sanften Abhang verliert.

Milden hat eine eingeschränkte, aber höchst romantische Lage. Dicht an der Stadt fängt die Straße über den Berg an, und sie ist wegen ihrer Länge sehr beschwerlich. Die Aussicht von der höchsten Höhe können Sie sich vorstellen, besonders wenn man so weit gegen Lausanne kommt, daß der Weg wieder bergab geht. Der Anblick des ungeheuren Wasserbehälters, die savoyischen Gebirge auf der entgegengesezten Seite, Berner und Walliser Alpen — kurz, eine Welt öffnet sich dem Auge.

Von Lausanne, wo ich mich zehn Tage aufhielt, hätte ich Ihnen vieles zu sagen; allein ich werde öfter hinkommen.

Wenn ein Fremder hieher kommt, welcher mit der Gesellschaft des Orts leben will, so muß er, wie überall, ein paar Empfehlungsbriefe an einige Häuser haben; das beste aber ist, sich durch irgend Jemanden einen Brief an den Landvogt zu verschaffen, der hier, wie in allen Städten der französischen Schweiz, die erste Rolle spielt. Dieser ladet den Fremden ein, stellt ihn einer zahlreichen Gesellschaft vor, und von dem Tage an, kommen die Mannspersonen des Orts und machen dem Fremden den ersten Besuch, auf den bald Einladungen folgen. Man nenne dies moderne Höflichkeit, oder alte Hospitalität — es zeigt den verbindlichen Charakter der Einwohner und ihre Bereitwilligkeit einen Fremden wohl bey sich zu empfangen. Zu Lausanne macht der Fremde den ersten Besuch, und braucht auch etwas mehr Einführung.

Sobald ein Fremder in einer hiesigen Gesellschaft erscheint, so zeigt sich eine gewisse allgemeine Bereitwilligkeit ihm gefällig zu seyn, und ihm vom Orte einen guten Begriff beyzubringen. Man geht zu Vivis in den Aufmerksamkeiten gegen Fremde bisweilen so weit, daß es, wie mich dünkt, den Einwohnern einen kleinen Zwang und

gewisse Störung in ihrem gewöhnlichen Gange verursachen muß.

Vevay, Donnerstags den 30. Decembr.

Wie äußerst mild das Wetter in der Schweiz, besonders hier zu Lande bisweilen ist, davon habe ich diesen späten Herbst ein Beyspiel gehabt. Seit mehr als einem Monate haben wir nicht drey kalte Tage gehabt; viel Regen und eine laue Witterung, die, wenn die Sonne scheint, so warm ist, daß mir auf meinen Spatziergängen meine Winterkleider zu warm wurden. Ich bin schon viel umher gegangen, seitdem ich hier bin, und mich dünkte, ich ginge an einem Maytage in Sachsen. In den Gärten blühen unter freyem Himmel Veilchen und Rosen, und der Lorbeer- und Mandelbaum ist so schön grün, wie im Sommer.

Daß die Gegend umher unendlich schön ist, haben Sie oft gelesen, gehört, wissen Sie aus Rousseaus Heloise. O, lieber Freund, wie freu ich mich, dieses Werk aufs Frühjahr zu lesen, mit dem Buche in der Hand alle die Scenen zu durchwandern, durch welche Julie ging! Da will ich bey Clarens und Chillon ꝛc. weilen und schon jezt blick' ich mit Rührung nach Meillerie, welches über dem See an einer schroffen Felsenwand liegt,

und nach der Dent de Jaman, einer sonderbar geformten Felsenspitze, die über der Stadt hervorragt. Noch leben hier verschiedene Personen, die Rousseau in seinem Roman einführt und nennt.

Ich will Ihnen nach und nach manches von der hiesigen Gegend schreiben, besonders aufs Frühjahr. Jezt nur so viel; die Gegend bildet einen Kessel, der gegen Abend von ziemlich hohen, gegen Mittag und Morgen von ungeheuren Gebirgen umgeben ist. Gegen Abend sieht man bey zwölf Stunden weit auf dem See hin. Einer unsrer Nachbarn hat vor seinem Hause eine Terrasse am See; da seh ich denn gegenüber die hohen Gebirge Savoyens; jezt alle mit Schnee bedeckt; weiter links das Ende der Schnee- und Eisberge der Baronie de Faussigny, noch weiter die Wallisischen Gebirge, welche das Ufer des Sees umgeben; hinter diesen einige italienische, dann kommen immer weiter links Gebirge der Cantone Bern und Freyburg, und so immer weiter, bis ich endlich gegen Abend die Berge im Pays de Gex in Frankreich entdecke. Welch ein Anblick! und doch kommt mir dies Land, gegen Abend ausgenommen, eng und verschlossen vor, wenn ich es mit einigen Gegenden um Basel vergleiche.

Etwa zehn Schritte vom Hause, in dem ich wohne, ist ein großer, freyer Platz am See, wo die Märkte und Markttage gehalten werden; an diesen Platz stößt eine Allee, gleichfalls längs dem See. Der für mich ganz neue Anblick der vielen Fahrzeuge, die beständig da ankommen und abfahren, ist für mich äußerst interessant, und ich gehe dahin, so oft ich kann. Der Dienstag ist besonders merkwürdig, weil da die Savoyarden und Walliser alle ihre Habseligkeiten auf den Markt bringen.

Die Schiffahrt ist jezt sehr gefährlich, wegen der beständigen Stürme; das geringste Lüftchen, das man auf dem Lande kaum spürt, bringt den See in Bewegung, und ich habe schon Wellen von sieben bis acht Schuh hoch gesehen, ohne daß man sagen konnte, daß wenigstens auf dem Lande Sturm gewesen wäre. Das Getöse ist alsdenn schrecklich, und ich habe geschaudert, wenn ich ans Meer dachte. Die Fahrzeuge sind hier nicht so groß, als man sie nach der Größe des Sees erwarten könnte; die allergrößten sind zu dreytausend Zentnern und nur zu zwey Masten

Ich hab eine Bekanntschaft gemacht, die mir sehr viel Vergnügen macht. Man hatte mir gesagt, in Vevay sey kein Künstler, welches mir wehe that; und nun hab ich einen gefunden, von vielem Verdienste und der zugleich ein Mann

von Kopf und ein angenehmer Gesellschafter ist.

Herr Brandoin, ein Eingeborner von Vevay, studierte einige Jahre in Italien verschiedene Zweige der Kunst. Er lebte nachher sieben Jahre in England, wo er hauptsächlich sich mit der Landschaft beschäftigte und neben her für Kupferstecher häufig eine Art von Zeichnungen lieferte, die diesem Lande ganz besonders eigen sind — stark markirte Karrikaturen, durch die entweder besondere Stände, oder Zufälle und Begebenheiten lächerlich gemacht werden. Die Einwohner der City von London, besonders die Rathsherren, geben häufig Stof dazu, z. B. ein Rathsherr, (Aldermann) der Sonntags in seinem Wagen auf zwey Rädern ausfährt; das Pferd fällt, und seine runde Perucke fliegt so herab, daß sie gerade auf des Pferdes Kopf zu sitzen kommt; — Franzosen und Engländer zusammengestellt; — Trinkgelage an öffentlichen Orten u. s. w. Diese Kupferstiche gehen unter den mittlern und niedern Ständen stark ab, und man sagt mir, daß sich öfters sehr gute Künstler dazu bequemen müssen.

Herr Brandoin malt nicht in Oel, und wenig in Wasserfarbe (gouache) ob er schon in der leztern Art sehr glücklich ist. Ich habe darin viele Architekturstücke von ihm gesehen, die entweder römische Trümmer, oder neuere noch ste-

hende Gebände, Villas u. s. w. vorstellen. Seit Jahren beschäftigt er sich sehr mit Schweizergegenden, die er in einer leichten Manier zeichnet und colorirt (à la coirelle). Sie ist freyer als die Aberlische; allein dieser giebt frömmer die Natur, während daß Brandoins Zeichnungen immer etwas Italienisches haben.

Nie habe ich einen Künstler gesehen, der die Grundsätze der Kunst auf das allgemeine tägliche Leben auszudehnen, und Geschmack und Eleganz über die Kleinigkeiten des Hauswesens zu verbreiten weiß. Für seine Bekannte — denn er macht nicht eigentlich von der Kunst Profession — zeichnet er tausend Kleinigkeiten zu Zimmern, Consolen, Verzierungen und Meublen, deren Formen schön sind und das Gepräge der Antike haben. Auch hat er hier und zu Lausanne die etrurischen Formen in den Gefäßen gemeiner gemacht, als man sie gewöhnlich sieht. Nach ihm hat die hiesige Stadt zwey öffentliche Brunnen von Marmor errichten lassen, die einfach, prachtlos und im guten antiken Geschmacke sind.

Da ich Ihnen von diesem Manne schreibe, muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen, die Ihnen zugleich zeigen wird, wie angenehm und interessant die öffentlichen Tafeln in den Wirthshäusern, das heißt, in den sogenannten Tables d'Hôte hier zu Lande bisweilen sind. Vor etwa

fünf Wochen saß ich an einer zu Lausanne, und mein Nachbar brachte das Gespräche auf Brandoin, den er zu Vevay sehen wolle. Ich sagte ihm, ich komme eben daher, und Brandoin sey jezt nicht dort. In dem Augenblicke sagte Brandoin, der wirklich neben uns saß, daß er morgen wieder zu Hause seyn werde, daß er zu Genf gewesen, um Juel zu sehen, aber wieder abgereist sey, weil dieser so eben den Ort verlassen habe. Dies leitete das Gespräch auf Juel, einen Dänen, der einer der besten jezt lebenden Porträtmaler in Europa seyn soll. Ich sagte, daß man ihn schon seit geraumer Zeit zu Basel erwartet habe, daß ich den Auftrag hätte, ihm ein Porträt abzufodern, und es Jemanden zu schicken, ehe es nach Deutschland gehe ꝛc. — „Nun so können Sie es ihm hier abfodern,“ sagte Jemand, mir gegen über, „denn dies ist Herr Juel,“ auf seinen Nachbar weisend. — Ich sahe denselben Abend noch das Porträt des Herzogs von W**, von Juel gemalt, und bewunderte, außer der vortreflichen Malerey, die sprechende Aehnlichkeit.

Hier redet kein Mensch von einem deutschen Buche, ausgenommen von Geßner, den jedermann in der Huberschen Uebersetzung gelesen hat. — Dieses Land steht unter deutscher Oberherrschaft und doch kann ich Ihnen nicht sagen, wie

sehr unsre gute Sprache hier vernachläßigt ist. Viele Mannspersonen verstehen ein bisgen Bernerdeutsch, weil sie in ihrer Jugend etwa in einem deutschen Orte des Cantons Bern einige Zeit waren; aber kein Mensch spricht es, und eben so wenig liest man in dieser Sprache. Was viel dazu beyträgt, ist, daß alles in französischer Sprache abgehandelt wird; die Advokaten plaidiren (so wie in Frankreich) zu Bern, so gut als in den hiesigen Städten, in ihrer Muttersprache und das Land hat zu Bern die Chambre française, vor die alles gebracht wird.

Den 13. Januar 1779.

Hier bin ich nun wieder unter Landleuten, die ich noch weniger verstehe, als anfangs die Schweizerbauern; man spricht hier ein Patois, das vom Französischen noch mehr abweicht, als die verdorbenste Schweizersprache vom Deutschen. Die Verschiedenheit darin soll auch wieder außerordentlich seyn, denn das Patois, das man in Savoyen, in Pays de Vaud und im französischen Theile des Cantons Freyburg spricht, soll nicht nur in der Aussprache, sondern in einer großen Menge Worte wesentlich von einander unterschieden seyn. Der ganz niedrige Bürger spricht auch in den Städten eine Art Patois, doch versteht er,

so wie die mehresten Bauern, französisch; leztere sprechen es sogar sehr gern mit Stadtleuten und Fremden, geben sich ein gewisses Air damit und kützeln sich, es nach ihrer Art gut zu sprechen.

Zu Weihnachten und am neuen Jahre kamen Kinder und arme Leute häufig in die Häuser, sangen Lieder in Patois, und ob ich schon nichts davon verstand, so hab ich doch gefunden, daß diese Sprache der Musik fähig ist und viel hüpfendes und frohes hat. Und dies hab ich fast an allen Orten von Patois bemerkt; ich habe verschiedene Lieder im Normännischen und Provenzalischen Patois gehört, und jeder Vers hatte seinen Sprung, athmete Freude und die Musik, obschon simpel, schien mir treffend und äußerst darzu passend. Dies hat mich schon oft auf den Gedanken gebracht, daß unser Künsteln und Bessern der Sprache ihr den wahren Geist nimmt, und daß wir, wenigstens sehr oft, durch unser Bilden nichts anders erhalten, als daß wir die Sprache eintönig, kalt und steif machen, wie unsre gesellschaftlichen Unterhaltungen sind und wie der Geist ist, der mehrentheils in dem Zirkel, den wir bonne compagnie nennen, herrscht. Die französische Sprache, dünkt mich, giebt hiervon durch ihre Delikatesse, Zwang und äußerste Bestimmtheit den deutlichsten Beweis, besonders

seit das Dictionaire de l' Académie die Sprache fixirt hat, und ein souverainer Despote geworden ist.

Mittwochs den 19ten Januar.

Hab' ich Ihnen schon einmal geschrieben, wie man in der Schweiz die Töchter erzieht und zum Theil auch die Knaben? Dies geschieht in den sogenannten Pensionen; Einrichtungen, die man in Deutschland nicht so häufig kennt und die doch viel Gutes haben. Frauenzimmer von Erziehung und Lebensart nehmen eine gewisse Anzahl in ihr Haus, geben Kost, halten alle Arten von Lehrern und führen ihre Schülerinnen in der Welt ein. Solcher Pensionen giebts besonders viel in Pays de Vaut weil die deutschen Orte ihre Kinder wegen der Sprache dahin schicken. Sie sind nach dem Stande der Aeltern, von verschiedenem Schlage. Hier in Vivis allein sind drey; in der ansehnlichsten unter ihnen sind achtzehn junge Frauenzimmer von dreyzehn bis achtzehn Jahren, mehrentheils aus Bern, und aus sehr guten Familien. Ich brachte da gestern den Abend zu, wo getanzt wurde, welches mehrentheils in jeder Woche einmal geschieht, und wozu man junge Mannspersonen, auch einige Frauenzimmer aus der Stadt einladet.

In Lausanne sind auch einige Pensionen von der Art, und niemand hat leicht eine Tochter, die nicht einige Jahre in einer Pension zubrächte. Die Deutschen haben den Vortheil, daß sie die französische Sprache leicht und von Grund aus lernen; den Aeltern im Pays de Vaud ist es genug, wenn ihre Kinder einige Jahre außer ihrem Geburtsorte zubringen; z. B. die Lausanner gehen nach Vevay, Genf ꝛc. die von Vivis nach Lausanne, Morges, Genf ꝛc. manche gehen auch in eine deutsche Stadt, wo aber die Pensionen nicht so häufig sind.

Diese Art der Erziehung ist gewiß besser als die, die unsere Dorffräuleins oder unsre Mädchen von guter Familie in den kleinen Städten, durch eine sogenannte Französin, oder durch einen so eben von der Universität gekommenen Candidatum Theologiae erhalten. Sie bekommen Kenntnisse, die das Kind von Erziehung auszeichnen, ihr Charakter bildet sich unter ihren Gespielen, durch genaue Aufsicht; und dadurch, daß sie oft in Gesellschaft geführt werden, lernen sie die Manieren der Welt. Man ist in der Schweiz so sehr gewohnt, die Kinder aus ihrer Vaterstadt zu schicken, daß selbst der Handwerker, der nicht das Geld hat, sein Kind in eine Pension zu thun, einen Tausch macht. Die Handwerker zu Basel z. B. schicken ihre Kinder

an einen Handwerker in der französischen Schweiz, und dieser schickt sein Kind dagegen nach Basel. Daher kommt es, daß in Basel jedermann französisch spricht.

Den 22sten Januar.

Wie mühselig sich der Mensch durch die Welt schleppt, wie sorgfältig er sein elendes, gramvolles Leben bewacht, und ängstlich auf alle Seiten sieht, damit ihm ja nicht etwa jemand das mühselige Bündel, das er trägt, abnehmen möge: ist eine traurige Bemerkung, die ich oft gemacht habe. Neulich sah ich so ein Denkmal, das mich tief rührte.

Einen Büchsenschuß von Vevay ist eine kleine Stadt la Tour, einst der Sitz der Herzoge von Savoyen, von deren Schlosse noch Trümmern und Thürme stehen. Sie liegt am See und ist mit Vevay durch eine Reihe Nußbäume, welche längs dem See hin stehen, verbunden. Da mach ich nun oft meine Spaziergänge, gehe oft durch la Tour auf den Weg nach Villeneuve, nach Clarens, betrachte die Dent de Jaman, Meillerie und den Rhodan, wie er in der Ferne in den See fällt, erfülle mich mit mancherley Bildern, und nähre eine warme Einbildungs-

kraft. So kam ich neulich nach Vivis zurück und sahe an einem Hause die Aufschrift:

Omne solum forti patria, quia patris. Die Jahrzahl zeigte das vergangene Jahrhundert an, die Aufschrift aber war frisch erneuert. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß dieses Haus einst dem bekannten Engländer, Egmond Ludlow, gehörte, einem von Karls I. Blutrichtern. Man sagt, er sey von allen Blutrichtern Karls I. der einzige, der auf seinem Bette gestorben ist; alle andere sind entweder in England gerichtlich hingerichtet, oder in den Ländern, in denen sie sich aufhielten, von den Freunden Karls II. aus der Welt geschickt worden, oder sonst umgekommen. Zu Lausanne lebte auch einer; als er einst aus der Kirche gieng, ward er erschossen, und man erfuhr nie etwas vom Mörder.

Ludlow lebte hier in beständiger Furcht, zitterte unaufhörlich für sein bisgen Leben, und da das Haus, das er bewohnte, am See liegt, fürchtete er immer, man möchte ihn in einer Nacht mit Gewalt abholen. Auch geschah wirklich einmal ein solcher Versuch von dem See her in einem Boote. Der Mann entgieng und zog dann in ein Haus, das dicht neben einem Thurm steht, in dem ein öffentlicher Wächter gehalten wird. Von der Glocke dieses Thurms führte man einen Strang in Lud-

lows Schlafzimmer, so daß er aus seinem Bette die Sturmglocke ziehen konnte. Auch bat er die Republik aufs neue um Schutz, und diese befahl dem Landvogt, ihm zwey obrigkeitliche Bediente in Standslivrey zuzugeben, die ihn, wenn er ausgieng (und das war gewöhnlich nur in die Kirche) in die Mitte nehmen mußten.

Der Stand Bern, dem dieser Mann schlechterdings nichts war, betrug sich hiebey mit außerordentlicher Würde. Ludlow hatte kaum um Schutz angehalten, als man seine Auslieferung verlangte; Frankreich wandte sich zu wiederholten malen an den Stand, und dieser glaubte sich verbunden, alles für einen Mann zu thun, dem er seinen Schutz zugesagt hatte. Auf diese Art erhielt denn Ludlow dieses herrliche Leben, bis die Natur ihn abrief. — Er liegt hier in der großen Kirche begraben, wo man ihm auch eine lateinische Aufschrift errichtet hat, die deswegen merkwürdig ist, weil sie die Hauptdata seiner Geschichte enthält, und doch auf eine natürliche ungekünstelte Art den Königsmord verschweigt.

Den 29. Januar.

Hier hat man fast nie das Vergnügen des Schlittenfahrens. Seit vier Jahren ist hier kein Schnee gewesen, denn außerdem, daß sehr

selten welcher fällt, so ist dies sehr wenig und er zergeht gleich wieder. Es liegt niemals so viel Schnee, um z. B. nach Lausanne zu fahren; dieser Weg geht ganz an Felsen und Bergen, welche die Stralen der Mittagssonne auf wiederholte Art zurück weisen, so daß der ganze Strich, auch mitten im Winter heiß ist, sobald nur die Sonne erscheint. Ueberhaupt will der Winter hier gar nichts sagen, und jezt hat die Sonne schon sehr viel Gewalt. Dies scheint einem um so sonderbarer, weil alle Berge, welche unsern Kessel einschließen, ganz mit Schnee bedeckt sind, und ein Theil derselben ihn auch im Sommer behalten, z. B. das Ende der Schnee- und Eisberge der Baronie de Faußigny, welche man hier sieht, und die noch dazu recht nahe zu seyn scheinen. Man sagt mir, daß der Winter nunmehr so gut als vorbey sey, und daß es nicht sehr oft mehr frieren würde.

Es ist hier nie sehr kalt, außer wenn der Wind aus Norden wehet, welchen die Einwohner bise nennen und der ziemlich schneidend ist, wegen der vielen Schneeberge, über die er geht, ehe er hieher kommt. Man spricht hier viel von diesem Winde; ich finde ihn aber bey weitem nicht so arg als man sagt, und in der That brechen die hohen Berge, von denen Vivis gegen Norden gedeckt ist, seine Gewalt.

Freytags den 11ten Februar 1780.

Ich bin einige Zeit zu Lausanne gewesen und habe meine Zeit höchst angenehm zugebracht. Ich habe bey D*** gewohnt und gespeist, und wäre das Wetter besser gewesen, so wären dies vielleicht die angenehmsten Tage gewesen, die ich noch im Pays de Vaud zugebracht habe. Schon lezthin schrieb ich Ihnen, wie sehr mir Lausanne gefiel, und das wiederhol' ich Ihnen auch heute. Ich habe dort eine große Menge Bekannte, die mir Abwechselung und Verschiedenheit verschaffen. Ich weiß nicht, ob mir die Lebensart eben so gefallen würde, wenn ich beständig dort wohnte; vielleicht möcht' ich sie wohl in die Länge ermüdend finden.

In den ersten Gesellschaften zu Lausanne herrscht ein weit größerer Ton, als in irgend einer Schweizerstadt, ohne Ausnahme; denn Genf gehört nicht zur eigentlichen Schweiz. Der Unterschied ist auffallend, und man findet dort häufig Leute, deren Ton über ihre Lage und hauptsächlich über ihre Glücksumstände ist. Dieser Ton ist theils durch die vielen Fremden von hohem Stande, unter denen selbst die Fürsten gewöhnlich mit den Stadtgesellschaften leben, und deren es hier seit mehr als zehn Jahren eine

fortgehende Reihe gegeben hat, theils durch das Ansehen, welches sich jeder Lausanner zu geben sucht, und durch die Würde, welche die ersten Familien zu allen Zeiten gegen die Fremden von Stande behauptet haben, entstanden. Man sieht ein allgemeines Bestreben sich aufzuschwingen, eine Person vom Stande und Tone zu seyn, und im Aeußern es einander zuvor zu thun. Es herrscht hier ein Grad von Luxus, den ich in mancher Stadt der deutschen Schweiz nicht Luxus nennen würde, der aber doch mit dem Einkommen der Einwohner häufig in Collision geräth.

Um zwey Uhr speist man in den ersten Zirkeln gewöhnlich zu Mittage, erst nach sechs Uhr geht man in Gesellschaft, und halb zehn speist man zu Abend: daß man bey dieser Einrichtung nicht früh aufsteht, können Sie sich vorstellen. Tanzt man, welches öfters geschieht, so geht es noch länger.

Es giebt verschiedene reiche Familien zu Lausanne, besonders reiche Ausländer, die sich seit einigen Jahren dort niedergelassen haben, und sich jezt als Einheimische betrachten. Der Aufwand, der in diesen Familien gemacht wird, sowohl als der, den die jungen Ausländer, besonders Engländer, deren es beständig eine Menge dort giebt, machen, erregt Nacheiferung, macht

alle Dinge theuer, und die Familien des Orts, die von ihren Renten leben, die immer die nämlichen bleiben, befinden sich oft sehr übel dabey.

Es ist auffallend, was für ein Unterschied der Lebensart zwischen Lausanne und Vivis ist. Hier sieht man weniger auf äußern Glanz, man macht mit mehrerem oder eben so vielem Vermögen weniger Figur, man kennt wenig Luxus, mit Einem Worte, man lebt bürgerlicher. Dagegen ist der Ton in Lausanne unendlich leichter, man spricht eine bessere Sprache, man sieht mehr auf Witz und äußere Tugenden des gesellschaftlichen Lebens, man ist heiterer, munterer und weniger feyerlich. Was das Spiel betrift, so spielt man zu Lausanne vier bis sechs mal höher. Einer bekümmert sich weniger um den andern und jeder ist dadurch freyer, leichter und ungezwungener. Lausanne hat mehr anziehendes für einen jungen Menschen; Vevay ist für die mehresten Personen von einem gewissen Alter ein schicklicherer, angenehmerer Aufenthalt. Die Unterscheidungslinie in den verschiedenen Klassen der Gesellschaften ist zu Lausanne nicht so scharf gezogen, als hier; denn Frauenzimmer können hier nur Eine Art von Gesellschaft sehen; Mannspersonen, wenn sie vom Orte sind, höchstens zwey Klassen, und das nicht einmal wohl. Hier herrscht mehr Solidität, Tugend, Ernst und Umständlichkeit;

in Lausanne mehr Leichtigkeit, Frivolität, äusserer Glanz und Munterkeit.

Basel den 19. Februar 1780.

Ich habe Zeit und mag Ihnen gern schreiben, lieber Freund, ob ich schon nichts habe, was Sie in einem hohen Grade interessiren könnte. Heute will ich Ihnen einmal einen Abriß von der hiesigen Lebensart machen, vom hiesigen Tone, Sitten ꝛc. Sie werden daraus sehen, wie ich selbst ungefähr hier lebe und einen Theil meiner Zeit zubringe.

Ich hab Ihnen schon lezthin gesagt, daß die Einwohner hier sehr gesellig sind und die mehresten Abende in Gesellschaften mit einander zubringen. Die größte dieser Gesellschaften ist celle du Chateau, die Schloßgesellschaft, welche aus dem Landvogt, seiner Frau, dem Adel und aus andern Familien besteht, die kein geseztes Gewerbe haben, sondern entweder von den Renten ihrer Güter (biens en fonds) leben, oder Kaufleute, die ihr Geschäfte außer Lands getrieben und nun aufgegeben haben, oder ausgediente Offiziere sind. Diese Gesellschaft besteht aus mehr als funfzig Personen, versammelt sich wöchentlich wenigstens einmal, und das geht Reihe um, in einem Hause nach dem andern. In diesen Gesellschaften kommt

man gegen fünf Uhr zusammen; es wird Thee, Kaffee, Gebackenes servirt und nachher Obst und dergleichen leichte Speisen. Da bringt man ungefähr eine Stunde zu, unterhält sich mit dem und jenem, sucht diejenigen auf, mit denen man vorzüglich sich unterhalten will ꝛc. Die Geschlechter und Alter sind völlig untermischt. Die übrige Zeit des Abends wird gespielt. Das Spiel ist hier allgemein; und ich habe oft bemerkt, daß unter dreyßig Personen, welche spielen, kaum zehn sind, welche die bloße Unterredung vorziehen; und diese sind größtentheils Frauenzimmer, die ihre Arbeit mitgebracht haben. Um acht Uhr geht jedermann nach Hause, ohne Ceremonie: und große Mahlzeiten sind sehr selten. Aus dieser großen sogenannten Schloßgesellschaft entstehen wieder einige kleinere Partikulargesellschaften, welche sich an den Tagen versammlen, an denen keine große ist.

In diesen kleinern Gesellschaften sehen sich die Familien am meisten, die am genauesten mit einander verbunden sind. Viele Leute sind täglich in Gesellschaften, und es trifft sich, daß bisweilen an einem Abende zwey bis drey Partien sind, die im Grunde alle zur nämlichen großen Gesellschaft gehören.

Dieser Schloßzirkel macht hier die erste oder vornehmste Gesellschaft aus. Die Individuen der-

selben sind entweder oder dünken sich besser als die übrigen Einwohner des Orts und mischen sich mit Leuten von der zweyten oder dritten Gesellschaft nicht anders, als bey gewissen Gelegenheiten. Die Frauenzimmer sind besonders ängstlich hierinne, während daß es den Mannspersonen erlaubt ist, bisweilen auch in eine andere Gesellschaft zu gehen.

Die Gesellschaft vom zweyten Range ist am wenigsten zahlreich. Die Mitglieder derselben haben in der ersten keinen festen Fuß, ob sie schon bisweilen dazu kommen, und dünken sich zu gut, sich mit der dritten zu mischen, in welche sie jedoch auch bisweilen gehen, ungefähr so, wie sie die erste besuchen. Sie besteht aus Leuten, die von ihrem Vermögen leben, das sie theils aus den französischen fonds, theils aus Weinbergen, theils aus Pensionen ziehen; aus Geistlichen, aus ausgedienten Offiziers, aus Aerzten u. s. w.

Wenn ich den Landvogt und den eigentlichen Adel ausnehme, so sehe ich wahrhaftig nicht ein, warum die Personen dieser zweyten Gesellschaft nicht eben so festen Fuß in der ersten haben sollten, als die mehresten Individuen dieser ersten; ausgenommen, daß einige hier etwas weniger Ton und weniger Modemanieren haben, als dort, und daß sie von jeher zu dieser Cotterie gehören.

Die dritte Klasse besteht aus dem besten Theile der Kaufleute (denn auch diese möchten einen Unterschied unter einander machen und noch eine vierte Klasse unter sich haben) aus Advokaten, auch hin und wieder aus Geistlichen und Aerzten, und — was weiß ich! — Und aller dieser Unterschied in einer Stadt, die kaum viertausend Seelen enthält. Man zählt der Personen, die Gesellschaft sehen, das heißt, auf einen gewissen Ton leben, einander beym Thee empfangen, den Rest des Abends am Spieltische zubringen, sich modisch kleiden u. s. w. auf vierhundert. Und so ist es in den allerkleinsten Städten des Pays de Vaud, Morges, Nyon, Rolle u. s. w. ja sogar viele Dörfer haben ihre Modegesellschaften, und wenn dreyßig oder vierzig Personen im Orte sind, ihre Unterschiede und gesellschaftliche Rangordnungen.

In allen diesen Gesellschaften besteht die größere Zahl aus Frauenzimmern, weil viele Mannspersonen ihren Abend öfters lieber in ihrem Cercle zubringen, das heißt, in einem Hause, das dazu gemiethet ist, wo man nach gewissen Gesetzen aufgenommen wird, und wo man alle Abende gewiß ist, Gesellschaft zum Spiel oder zur Unterredung zu finden. Ueberdies machen die Mannspersonen hier und in allen Städten des

französischen Berner Gebiets bey weitem die kleinere Zahl aus.

Im Ganzen lebt man hier sehr ruhig und stille, die Gesellschaften sind ohne Geräusch und mehr ernsthaft, oder gelassen heiter, als auffallend vergnügt: vermuthlich eine Wirkung des Kartenspiels, das überall eingeführt ist; lärmende, geräuschvolllustige Partien, wie sie oft in der deutschen Schweiz sind, werden hier nicht leicht gemacht, auch nicht einmal von den jungen Leuten.

Der Charakter der Einwohner im Ganzen ist gefällig, äußerst höflich und voller Aufmerksamkeit gegen Fremde, sorgfältig in Beobachtung jeder Tugend des geselligen Lebens, aufmerksam auf gute Sitten und eine gute Aufführung, und frey von den großen, auffallenden Lastern, die der Luxus in großen und reichen Städten eingeführt. Oeffentliche Weibspersonen, solche wenigstens, die man allgemein dafür kennt, und als solche besucht; öffentliche Häuser, öffentliche Belustigungen u. s. w. giebts hier nicht, und da der Ort klein ist, so giebt einer auf des Andern Aufführung Achtung, und wer sich nicht gut aufführt, verliert in der Gesellschaft.

Es giebt nicht viele sehr reiche Familien, aber überaus viele, die in einem gewissen Wohlstande leben, den sie durch eine sorgfältige Oeko-

nomie zu erhalten wissen, und der, weil ihr Einkommen ihnen gewiß ist, und sie die Summe genau kennen, immer in bestimmter Ordnung einerley Gang geht.

Im Verlaufe eines Winters giebt es eine gewisse Anzahl Bälle, welche durch Subscription gemacht werden. So sind zeither verschiedene Bälle hier gewesen, die recht artig waren, und zu denen man alle Fremde einlud, die hier sich aufhalten. Auch hierin zeigt man sich sehr mäßig; man fängt um vier Uhr an zu tanzen, es werden Erfrischungen (ein Ambigu) servirt, und um acht Uhr geht alles aus einander und jedermann speist zu Hause.

An Mannspersonen ist hier, so wie ungefähr im ganzen französischen Berner Gebiete ein allgemeiner Mangel; da das Land den Bernern unterthan, also von der Regierung und allen einträglichen Stellen ausgeschlossen ist, überdies keine Fabriken hat, und wenig Handel, weil dieser in keinem Ansehen steht, so fehlt es an hinlänglichen Mitteln des Fortkommens. Um also gute Familien auf einen gewissen Ton immerfort zu erhalten, so gehen viele Mannspersonen in holländische, französische und piemontesische Dienste; manche reisen als Hofmeister mit Engländern; andere suchen in Italien, Frankreich und England ihr Glück durch den Handel, wissen es mehren-

theils geschickt zu finden, geben endlich den Handel auf und leben hier von ihren Renten. Manche kommen nicht wieder und sterben auswärts. Daher kömmts, daß man immer nur zwey Mannspersonen gegen drey Frauenzimmer sieht, und daß es liebenswürdige Personen von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren giebt, die noch nicht verheurathet sind, viele die es nie werden.

Lächerlich ist es, daß ein Kaufmann, sobald er sein Geschäfte niedergelegt hat, ein größerer Mann ist, als er vorher war; und diejenigen, die im Auslande Handel trieben und mit einem ansehnlichen Vermögen zurückkommen, gehören, wenn sie es suchen, ohne weiteres unter die beste Gesellschaft.

Das gesellschaftliche Leben, das man hier führt, giebt den Leuten einen guten Ton; sie sind gewohnt, beständig in eleganten Zirkeln zu leben und häufig Fremde zu sehen; daher denn hier auch die Frauenzimmer, die doch nicht vorzüglich schön sind, angenehmer, unterhaltender und liebenswürdiger sind, als in der deutschen Schweiz. Vertrauten, häuslichen Umgang im Engen und Kleinen im innern Zirkel einer Familie muß man hier nicht suchen. Es ist etwas, das ein Fremder in keinem Orte so leicht findet; allein hier findet es sich auch wenig unter den Einwohnern. Man sieht sich zu viel und zu zahlreich, kurz, man

ist zu gesellig im Ganzen, als daß man sich im Besondern bis auf einen gewissen Grad genießen könnte.

Den 28. März 1780.

Die wenigen Geschäfte, welche die Leute hier haben, die Verfassung des Landes, die ihnen an vielen Dingen keinen Antheil giebt; der Mangel an Gelegenheit und Antrieb, sich in spekulative und gelehrte Kenntnisse bis auf einen gewissen Grad zu vertiefen, und die geringe Belohnung, die dafür zu erwarten ist, machen, daß hier das gesellschaftliche Leben eine Art Studium wird, daß die geselligen Tugenden so gemein sind, und fast möchte ich sagen — einen Theil der Erziehung ausmachen: und eben das ists, was die Einwohner so liebenswürdig und so angenehm im Umgange macht. Ob sie die höhern Tugenden des Lebens eben so sehr kennen, ob sie die Würde der Freundschaft, das Edle der Liebe u. s. w. auf einen hohen Grad zu fühlen wissen, weiß ich nicht; ich glaube kaum; denn der Mensch, welcher zu sehr in der Gesellschaft lebt, kennt selten, auf einen gewissen Grad, die Tugenden, bey denen eine Art Leidenschaft ist, und die immer mehr die Zöglinge der Einsamkeit sind. Man ist gefällig, verbindlich, man hat einem immer was ange-

nehmes zu sagen, ohne daß gerade Falschheit dabey sey: man sucht einander Vergnügen zu machen, angenehm einander die Zeit hinzubringen, einander durch eine Conversation aisée zu unterhalten u. s. w. und so lebt man so sehr fürs Ganze, daß man einander wenig im Besondern genießt. Mit einem Worte, die Lebensart im Pays de Vaud ist das Mittel zwischen französischer Leichtigkeit, Frivolität, Lebhaftigkeit, und zwischen dem Ernste, der Förmlichkeit und der mit unterlaufenden Gezwungenheit des Deutschen.

Die Frauenzimmer sind mir immer besonders aufgefallen; gewohnt Fremde zu sehen, zeigen sie nichts scheues, nichts, das sie in Verlegenheit (mal a leur aise) sezt, und viele wissen sich sehr lange mit einem Manne zu unterhalten, den sie in ihrem Leben nicht gesehen haben. Ich liebe das Geschlecht im Ganzen, gehe gern mit ihm um, und genieße auch, ohne eine tiefere Neigung, alles Angenehme, was dies Geschlecht, wenn sein Geist gebildet ist, uns verschaffen kann. Ich kenne einige, die bey ihrer Bildung, die sie zum Theil in fremden Ländern erlangten, so viel Verstand und Geist besitzen, daß sie gewiß unterhaltender sind, als der blos gelehrte Mann. Unterrichtet sind sie im Ganzen nicht sehr, und das ist das einzige, was ich hier bey vielen vermisse.

Sonnabends den 8. April 1780.

Ich bin seit drey Monaten nicht mehr, was ich war; die starke, durch nichts zu erschütternde Gesundheit fängt an zu wanken, und wenn ich wieder ganz wohl zu seyn glaube, kommt ein Rückfall. Ich dachte diese Woche nicht auszugehen, ließ mich dennoch gestern früh verleiten, an einem rauhen Morgen, und nun dulde ich die Folgen davon.

Ich würde Ihnen heute nicht schreiben, wenn nicht etwas in mir wäre, das mich zu Ihnen zieht, das mir ein sehnliches Verlangen giebt, mich mit Ihnen zu unterhalten. Wir sind ernsthaft, wenn uns nicht ganz wohl ist, und philosophiren gern; lassen Sie mich also heute ein wenig philosophiren; mein Herz ist gerade eines Gefühles voll, das mir schon oft zu schaffen gemacht hat, es ist das Gefühl leidender Lieben.

Wie viel hab' ich in meinem Leben für gewisse Personen gelitten, wie oft das Schicksal derer betrauert, denen ich das beste Loos hienieden verschafft haben möchte! Ich weiß nicht, ob es ein Zug meiner Seele ist, immer einen besondern Antheil an Leidenden und Gekränkten zu nehmen, oder ob diese Art Menschen immer die besten waren; oder ob sie vielleicht gerade deswegen die Besten sind, weil ihr Herz durch Kränkung und

Leiden zu jeder Tugend, zu einem bessern Gefühl sich bildete. Vielleicht ist es etwas von allem zusammen. So viel weiß ich, daß eine in einem hohen Grade glückliche Person nie mein Freund war: und alle diejenigen, an denen ich je einen hohen Grad von Antheil genommen habe, waren Leidende. Wie viel ich dabey gewonnen habe, weiß niemand besser als Sie, dessen Herz jedem Leiden der Menschheit offen ist. Haben Sie nicht auch gefunden, daß der Glückliche kalt und gefühllos ist, daß er insgemein blos für sich selbst lebt, alles auf sich reducirt und keins der edelsten Gefühle des Antheilnehmens kennt? Und wenn er dies nicht ist, wenn er fühlt, wenn er wärmer und edler Antheil nimmt, so ist er nicht mehr auf einen hohen Grad glücklich.

Was ist also Glückseligkeit? Lieber! ich weiß es nicht; ich gestehe es offenherzig und wahrhaft, ohne alle Anspielung auf jenen Landpfleger, der ein Sophist gewesen seyn mag, oder vielleicht auch so eine Art von Gefühl gehabt hat. Das, was uns zu einem hohen Grade von Glückseligkeit bringt, macht, daß wir gerade nichts sind. Aber ich weiß nicht, ob ich so etwas wirkliche Glückseligkeit nennen kann: Es ist Apathie, Abwesenheit jener Schärfe des Gefühls, durch welches allein wir wahrhaft genießen, und welches zugleich die Quelle unserer Leiden ist.

Wir müssen also unsre Leiden haben; ich sehe sie als unsrer Natur nothwendig an, und habe schon oft die herrlichsten Wirkungen gesehen, die sie hervorbrachten. Besonders finde ich hierinne das weibliche Geschlecht über das unsrige; immer mehr Ergebung, mehr Duldung in der Stille, nicht die Unbändigkeit, nicht das stemmende Auffahren, nicht die Unzufriedenheit über die Vorsehung. Immer fand ich dieses Geschlecht fester, mehr in sich selbst geschlossen, mehr Heiterkeit auf der Stirne und eine versteckte Thräne im Stillen, deren Werth aber derjenige ganz fühlen mag, der nachging und diese Thräne belauschte. Fand ich das irgendwo — o da war das ganz meine Person, und mein Antheil daran — machte mich mitleiden.

Die liebsten Personen, die ich an mehr als einem Orte gehabt habe, sind die, für die ich am meisten gelitten, und es scheint, es sey meine Bestimmung, daß ich überall, wo ich hinkomme, geschwind so eine Person auffinden muß. Versteckte Traurigkeit interessirt mich, ich mag sie finden, wo ich will, ich geh ihr nach und fast immer hab ich die schönsten Eigenschaften der Seele bey ihr gefunden. Ich habe mich nicht leicht über acht Tage an einem Orte aufgehalten, wo ich nicht so etwas auftrieb; freylich hab ich denn bey den meisten nicht weiter durchdringen können, und

mein Antheil war also nicht in dem nämlichen Grade.

Für solche Personen nichts thun zu können, um gar nichts ihr Schicksal zu mildern und doch sehr oft um sie zu seyn, — dies ists, lieber Freund, was schon viele Bitterkeit und manche Unruhe über mich gebracht und mein Blut schon oft in Wallung gesezt hat. Hindern uns Gelegenheit und Umstände, ihnen zu sagen, wie viel wir Antheil an ihnen nehmen, so ists noch schlimmer. Daß ich auch hier mein Theil in diesem Punkte gefunden habe, wäre überflüßig, Ihnen nun noch zu sagen.

Und doch finde ich wieder auf der andern Seite, daß eben dieses Mitleiden, eben dieses Theilnehmen wahre Würze des Lebens ist, unsre Empfindsamkeit in Bewegung sezt, aus der Gleichgültigkeit und Trägheit der thierischen Natur uns reißt, unsre Stumpfheit schärft und unser Herz edler und besser sich fühlen macht. Welch schändlicher Egoismus, immer nur genießen zu wollen, immer nur für sich selbst nach Glücke zu geizen, sein Herz gleichsam so mit geilem Wohlseyn zu füllen, wie ein Großsultan seine Leidenschaften! — Sein Herz jeder Schwäche, jedem weichlichen sich eindringenden Gefühle verschließen, ist noch abscheulicher.

Ich habe vielleicht hierinne meine eigne Philosophie; aber ich glaube, es ist die Philosophie der Menschheit; und die Philosophie, die sich unserm Leben nicht anpassen läßt, die außer dem Zirkel der Gesellschaft ihre Spekulationen macht, ist — was Sie in Ihrem lezten Briefe sagen, dessen Eingang so sehr für mich ist, daß ich Ihnen in allem beystimme. Je mehr Dinge mich interessiren, je mehr Kleinigkeiten ich habe, an denen ich Antheil nehme, die mir Freude machen u. s. w. je glücklicher bin ich; und hierinne besteht mehrentheils die Glückseligkeit des Kindes.

Vivis den 12. April 1780.

Ich habe den Eingang Ihres lezten Briefs wieder gelesen. Wie viel Wahres! Wie viel Trauriges! wie viel Besorgniß! und wie viel ließe sich nicht noch hinzusetzen!

Zwey Punkte, die mit der Entfernung von Freunden verknüpft sind, hab ich immer besonders hart gefunden; der eine ist, daß eine lange Entfernung allmälig die Farben schwächt, mit denen das Bild unserer Freunde in unsre Seele gemalt ist; und der andere, daß man sich ändert, und daß zwey Freunde nach vielen Jahren nicht mehr die nämlichen Personen in einander wieder finden, die sie bey der Trennung verließen. Wenn

man immer beysammen bleibt; so theilt man sich gegenseitig die Veränderungen, die durch Zeit und Umstände in unserm Charakter, in unserm Denkungs- und Empfindungsvermögen vorgehen, größtentheils mit, oder einer bekommt durch den andern mehr oder weniger seine Richtung, einer gewöhnt sich unvermerklich an die Veränderungen, die in dem Charakter des andern vorgehen. Ueberdies können diese Veränderungen, wenn man immer beysammen lebt, nicht sehr groß seyn, denn beide Freunde sehen ungefähr die nämlichen Menschen, haben vor sich die nämlichen Gegenstände, empfangen von den Dingen, die von außen auf sie wirken, ungefähr die nämlichen Eindrücke.

Aber wie ganz anders ist das, wenn man getrennt ist! Wer kann mir gut dafür seyn, daß mein Freund beym Wiedersehn, nicht Veränderungen in mir findet, die ihm zuwider sind? Er wird immer mein Freund bleiben, aber kälter, gleichgültiger wird er gewiß dadurch werden. Ich habe in der Zeit an verschiedenen Orten herumgelebt, die Menschen, mit denen ich umgehe, haben Einfluß auf mich; der Grund meines Charakters bleibt unwandelbar; aber das dran herum, alle die verschiedenen Schattirungen, die zusammen doch ein ansehnliches Ganzes ausmachen, die Außenseite, die Manier ändert. Je

länger wir an einem Orte leben, jemehr bleibt von dessen Sitten an uns kleben; wir nehmen unvermerkt hier etwas an und dort wieder etwas, und das alles zusammen genommen, das unserm Freunde fremd ist, der uns wieder zu finden glaubt, wie wir waren — wie wird er das aufnehmen, wie ansehen?

Das Schlimmste ist, daß durch alle diese Veränderungen unser Herz wenig gewinnt; aller Vortheil reducirt sich aufs Aeußere; wir werden geschickter zur Gesellschaft überhaupt, vielleicht angenehmer, gefälliger, genießbarer fürs Ganze! Unsere Grundsätze werden weniger strenge, unsre Freundlichkeit und Güte weniger aufrichtig, und unter dem bessern Tone der Welt leidet vielleicht die Redlichkeit unsers Herzens.

Vivis den 9. May 1780.

Wenn ich je ein dunkles, unerklärbares Gefühl von einer Feenwelt gehabt habe, von einer Gottheit, die in der andern Natur lebt, auf jedem Baume athmet, in jedem Grase sich bewegt, von Ferne und in der Nähe zu mir spricht — so hab ich es hier in diesem himmlischen Lande, in dem wir seit drey Wochen abwechselnd die schönsten Frühlingstage gehabt haben. Verstehen Sie mich wohl, lieber Freund; ich meyne hier nicht

blos das allgemeine Wehen der Gottheit in der ganzen Natur; nein, ich meyne etwas Besonderes, Körperlicheres, mehr Anschauenderes — kurz ein Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt, so etwas, das die gefühlt haben müssen, die zuerst das ganze Heer von Baum- Feld- und Wassergottheiten erfanden, die wir unter dem Namen der griechischen kennen. Wenn ich je geneigt gewesen bin, an Nymphen, Schuzgöttinnen, Dryaden, Hamadryaden u. s. w. zu glauben, so bin ich es jezt in dem Striche Landes, den Rousseau zur Scene seines Romans wählte. — Da wallfahrte ich hin, oft mit der neuen Heloise in der Tasche, und durchwandere alle die Scenen um Clarens, Chillon und Montru.

Ich habe sonst von Reisenden gehört, Rousseau sey nie selbst in diesem Lande gewesen, habe es blos durch Beschreibung anderer gekannt; Clarens sey ein elendes Nest, und die Bosquets de Clarens mit samt der schönen Beschreibung vom Schlosse seyen Hirngespinste. — Freylich ist dies alles wahr, wenn man von Vivis aus auf der Landstraße dahin reist, aus der Kutsche die schlechten Hütten von Clarens sieht, und nun den Schluß macht, daß nichts weiter dahinter sey, daß es sich nicht der Mühe verlohne, weiter hin die Anhöhe zu ersteigen, auf der Montru liegt, und so — seine Straße fortfährt.

Ich gehe entweder auf dem See, oder auch sehr häufig zu Fuße nach Clarens. Auf der Landstraße verläßt einen nie der See und die viele meilenweite Aussicht. Oder ich verlasse die Straße und suche kleine Fußwege in den höher liegenden Wiesen und Gefilden, komme zwischen einer Menge Landhäuser durch einen Strich, den man au Basset nennt, nach Clarens. Gleich hinter dem elenden Dorfe erheben sich Wiesen mit grünen Hecken, und Haine von Nuß- und Kastanienbäumen gegen das altgothische Schloß Chatelar, hinter welchem die Hügel sich gegen die Dent de Jaman erheben. Die Lage des Schlosses Chatelar ist reizend, hat eine weite Aussicht um sich her, und um den Hügel herum, auf dem es steht, wechseln Weinberge ab mit Fruchtbäumen, wilden Bäumen und kleinen Waldungen. Am Fuße stürzt sich wild der Bergstrom hinab, der über Felsen bey Clarens in den See braust. Das Schloß ist ganz im alten Style und gehört einer Berner Familie. Zwischen Clarens, Chatelar und Montru liegen romantisch verschiedene Hütten, wo ich Milch und schwarzes Brod finde. Diesen ganzen Weg und nach Vivis zurück, kann ich gemächlich in drey Stunden machen, und wenn ich will, finde ich auf meinem Wege verschiedene Landhäuser meiner Bekannten, wo ich einkehre.

Oder ich gehe auf den Anhöhen hinter Clarens weiter, und da habe ich einen höchst romantischen Fußweg ausgefunden, der mich zwischen Bäumen, an bemoosten Felsen hin und am hohen Ufer kleiner Bergströme nach Montru führt. Im Dorfe komme ich über eine Brücke, unter der sich ein Strom, der von der Dent de Jaman herabstürzt, mit schäumender Wuth drängt, während daß ein hoher Syccamorebaum einen Vorgrund zu dem großen Gemälde macht, das sich von der Brücke dem Auge öffnet. — Den Fluß hinab liegt, dicht an der Brücke, eine Mühle, so malerisch, als man sich schwerlich eine denken kann. Sie ist oft gezeichnet worden, und Herr Brandoin hat verschiedene schöne Blätter von ihr. — Im Wirthshause empfängt mich mit Herzlichkeit eine gute alte Frau, und giebt mir Trauben (die man hier sonderbar zu erhalten weiß) und Honig und Butter, während daß ich aus dem Zimmer mit dem Auge über den See gleite, und sehe, wie die Rhone sich mit seinen Fluthen mischt.

Dann gehe ich an die nahe daran stoßende Kirche, wo Julie getraut wurde, setze mich unter Kastanien und Nußbäume und höre, wie unzählige kleine Wasser in schmalen Gräben vom Berge über die Wiese hinab murmeln. Und alles ist so reich und so fett, und der Wind bläst mir

die Blüthen von den Fruchtbäumen in der Wiese zu.

Dicht an der Kirche ist eine Wassergrotte, die kaum gekannt ist, und welche die Wallfahrenden sehen und bewundern würden, mehr als manche Grotte Italiens, hätte sie das Glück gehabt, von einem römischen oder griechischen Dichter besungen zu werden. Es ist ein Fels, auf dem sich Tuff- oder Tropfstein seit Jahrhunderten angesezt hat, der mit Epheu und uraltem Moose verwachsen ist. Der oberste Theil ist von mancherley grünem Gestrippe verdeckt, über welches ein Baum seine weiten Aeste verbreitet. Unter den herüberhangenden Zweigen sieht man eine Oefnung in den Tuff-Felsen, aus welchem Wasser dringt, das das Ganze benezt. Ich ließ, als ich das erstemal hier war, eine Leiter bringen, kletterte in die Oefnung, und fand eine Höhle, etwan acht Schuhe im Durchschnitte, voll des klaresten Wassers. Die Wände und der obere Theil zeigten mir alle sonderbaren Formen und Verzierungen, die man im Innern einer gothischen Kirche findet, und die verschiedenen Nüanzen des Mooses, das sich angesezt hatte, wechselten mit den weißen, grauen und gelblichen Farben des Tuffsteines angenehm ab. — Gehe ich den Hügel hinab, so komme ich an das Schloß Chillon.

Sonnabend den 13. May 1780.

Etwa sechs Minuten von meiner Wohnung ist außer der Stadt die größere Kirche auf einer Anhöhe, ein altes, ehrwürdiges Gebäude, das auf einem der schönsten Plätze steht, die es um Vivis herum giebt. Die Kirche, ein großes gothisches Gebäude, steht frey auf einem grünen Platze; vor derselben ist eine durch Sand wohl unterhaltene Terrasse mit zwey Reihen Kastanienbäumen. Die kühle Luft, die alle Morgen da weht, der Schatten, den die dichten, alten Kastanienbäume machen, die hohe Ruhe, die da herrscht, und die schöne Aussicht haben mich schon manchen Morgen, wenn es auch nur auf einige Minuten ist, hinauf gelockt. Ob die Anhöhe schon sehr unbeträchtlich ist, so hat man doch da die ganze Aussicht des Sees und der umliegenden Länder; die Cote, der Strich Landes von Lausanne nach Genf zu, ist des Morgens beleuchtet, die östlichen Gebirge sind in Dunst gehüllt und die Savoyschen werfen einen mannichfaltigen Schatten in den See.

Wenn ich mich da zwischen die Kastanienbäume setze, und die mannichfaltigen Formen von Bergen, die unendlich verschiedenen Tinten durch Beleuchtung, Schatten und Brechung betrachte, die hohen ewig mit Schnee bedeckten

Gebirge, welche die Grenze von Wallis und Savoyen machen, die ganze Menge von Städten, Dörfern und Landhäusern, die unbeschreibliche Abwechselung, und alles izt so jugendlich und schön — da wird das Herz mir weiter und ich fühle die Gegenwart des Allmächtigen.

Mit bloßem Auge sehe ich Vevay, la Tour, Montreux, oder wie man es hier und wie es Roußeau in der neuen Heloise nennt, Montru das Schloß Chillon, Villeneuve, und eine Menge andrer Orte; und mit einem mäßigen Perspektive sehe ich Meillerie mit der ganzen Savoyschen Küste, und Morges und alle die Dörfer und Städte der Cote bis dahin, wo eine Erdzunge jenseit des Sees mir die weitere Aussicht nach Genf abschneidet.

Lieber Freund, alles was ich Ihnen im Monat März von diesem schönen Anblicke schrieb, ist nur Schatten von dem, was ich jezt sehe. Ich dachte, meine Einbildungskraft wäre stark genug, mir alles grün zu denken, was noch nicht grün war, und im Geist mir alle Schönheiten hinzuzusetzen, die das Land durch sein völlig grünes Gewand noch bekommen sollte. Aber ich sehe, wie wenig unsre Einbildungskraft, wenn wir ihr auch durch die Grundsätze der Kunst (aus der Zeichnung) aufhelfen, zureicht, um uns

die Schönheit der Natur zu denken, und wie unrecht also die Landschaftsmaler thun, die mehr ihre Gedanken, als die Natur malen. Gewisse kleine Partien kommen mir, seitdem sie ganz grün sind, so dichterisch, so romantisch vor, daß ich einen Schauer fühle, wenn ich mich ihnen nähere, und dabey gewisse Heiligthümer der Natur mir denke, welche die alten Dichter um Rom und Neapel herum beschrieben. Aber um das alles zu finden, muß man herum wandern, mit dem Lande sich bekannt machen — und das hab' ich gethan. Ich bin gewiß, daß ich Flecke kenne, die mancher hiesiger Einwohner nicht gesehen hat; urtheilen Sie nun, was der Reisende thut. Von den großen Aussichten, vom Coup d'oeil spricht jedermann, diese kennt jedermann.

Mittwochs den 17. May.

Ich habe gestern eine allerliebste kleine Reise gemacht, die ich heute mit Ihnen theilen will. Ich war gestern früh auf meiner lieben gerühmten Terrasse, fand, daß eine starke Nordluft gieng, welche hier allemal das Zeichen guten Wetters, einer reinen Luft und eines angenehmen, nicht zu heißen Tages ist. Da ward nun beschlossen, diesen Tag nicht ungebraucht hingehen zu lassen; ich suchte noch zwey Gesellschafter,

und mit diesen gieng ich nach dem Lac de Près, welcher zwey Stunden über Vivis auf einem Berge liegt. Daß die Schweizer jeden großen Teich einen See nennen, und ihn auf ihrer Karte anzeigen, wissen Sie schon längst; aber das ist doch sonderbar und ein sehr interessanter Anblick, solche Teiche hin und wieder auf den Bergen zu finden. Dieser hier ist keine anderthalb Stunden lang, befindet sich aber auf einer ansehnlichen Höhe und in einer überaus angenehmen Gegend, wo das Klima von dem um Vevay herum auffallend verschieden ist. Alles ist hier um ein gutes zurück, man sieht keine Rebe, aber Wiesen und viele Obstbäume; den größten Raum nehmen Tannen und Fichtenwälder ein.

Um auf dem Rückwege eine Veränderung zu haben, erstiegen wir einen Berg, von dem ich die Aussicht auf den See hatte und auf die große schnur ebene Pläne, die von Villeneuve aus dieses Ende des Sees bekränzt. Ich sehe durch mein Perspektiv die Rhone viele Stunden weit in das Land hinein. — Sie werden sich vielleicht schon manchmal gewundert haben, wenn ich Ihnen von den weiten Aussichten schrieb; ich fand es ehemals auch seltsam. Sie wissen, wenn man in einem flachen Lande auf einer Anhöhe steht, so ist auf der dritten oder vierten Stunde schon alles in Dunkel gehüllt, und der Horizont

wird neblicht. Hier sehe ich öfters viel deutlicher eine Gegend, die noch einmal so weit ist. Die Ursache ist die reinere Bergluft, die mindere Ausdünstung des felsigten Bodens; die stärkere Beleuchtung durch den Schnee und die lichte Farbe der nackten Felsen. Die ganze Savoysche Küste z. E. seh ich über den Schnee hinüber so deutlich, daß ich mit bloßen Augen die verschiedenen Orte entdecken und unterscheiden kann. Die berühmten Rochers de Meillerie, die doch 3 Stunden in gerader Linie von hier sind, kann ich vollkommen mit bloßem Auge sehen, und die Formen unterscheiden.

Den 25. May.

Seit vierzehn Tagen hab ich mit vielem Vergnügen in hiesigen Gegenden einige Musterungen gesehen, dergleichen die Schweizer alle Frühjahre mit ihrer Miliz halten, und kann mich nicht genug über diese Leute, die das ganze Jahr nicht zwanzig mal exerciren, wundern, so wie über den guten Willen, mit dem sie das alles thun. Sie müssen sich ihre ganze Montur nebst Gewehr selbst anschaffen und im Canton Bern wird ihnen auch nicht einmal das Pulver bezahlt, das sie bey den Musterungen verschießen. Die Dragoner, die noch oben drein für ihr Pferd sorgen

müssen, sind überaus schön, im französischen Gebiete, roth mit gelb, sehr wohl, so wie die Infanterie blau mit roth, gekleidet. Da hier zu Lande nach der Strenge jede Mannsperson vom sechzehnten bis ins sechzigste Jahr dienen muß, so können Sie denken, daß diese Miliz sehr zahlreich ist.

Das ganze Land ist in Distrikte getheilt, deren jeder ein Regiment stellt, das keine bestimmte Zahl hat, oft aber gegen zwey tausend Mann enthält. Ueber jeden dieser Distrikte ist hier zu Lande ein Major de Departement, welcher das Regiment mustert und doch keine Stelle beym Regiment hat, auch in Kriegszeiten zu Hause bleibt, aber für die Vollzähligkeit des Regiments sorgen muß.

Vivis den 3. Juny 1780.

Eine der Glückseligkeiten, die einem hier zu Lande die Natur anbietet, ist das Baden im See. Fast überall habe ich seine Ufer sandig gefunden, und selbst die, die nicht schwimmen können, können an manchen Orten weit hinein gehen, ohne das geringste zu besorgen, weil sie die klaren Kieselsteine und den Sand auf dem Boden sehen können. — — Das Wasser der Schweizerseen ist eine Wollust und oft ist es nur zu warm.

Die Sommernächte zu Vivis sind oft ganz und gar nicht kühl, und ich habe etliche mal früh um vier Uhr das Wasser ganz lau gefunden.

Es ist ein süßer Genuß, von diesen Crystallwellen umschlossen, in der Frühe des Morgens zu sehen, wie die meinem Auge verborgene Sonne zuerst die höhesten Spitzen der Savoyschen Gebirge vergoldet, dann weiter und weiter herab kommt, dann noch immer meinem Auge verborgen, die entfernten Gefilde zwischen Lausanne und Genf mit Feuertinten färbt, bis sie zulezt, in ihrer ganzen majestätischen Größe, hinter der Dent de Jaman hervorkommt. — Es giebt hier vortrefliche Schwimmer; ich sehe Leute über eine Viertelstunde weit im See hinaus, und Kinder von acht bis neun Jahren wagen sich oft sehr weit.

Die Frauenzimmer lassen Pfäle einschlagen und ein Stück des Sees mit Leinwand umziehen. Auch hält hier Jemand ein hölzernes Haus, das in den See hinaus gestoßen wird, so weit als man es wünscht, und dann bindet man es mit Stricken an einen Pfahl auf dem Ufer. Die eine Hälfte des Hauses hat keinen Boden; die andere hat einen, der höher ist, als die Oberfläche des Wassers, wo man sich aus- und ankleiden und auf Stufen in den Theil, der keinen Boden hat, herabkommen kann.

Vivis den 5. Juny.

Ich möchte Ihnen ohne Unterlaß von den Schönheiten der hiesigen Gegenden schreiben, und wenn ich dazu komme, sinkt mir Feder und Muth. Indessen, Sie verlangen es. — Ich ließ Sie lezthin am Schlosse Chillon, und will Sie heute weiter gegen des Ende des Sees führen.

Chillon ist mehr ein kleines Fort, als ein Schloß, und ohne Schießpulver sollte es schwer genug zu nehmen seyn. Es steht auf einem Felsen im See, und ist durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden, nämlich wenn der See hoch ist, denn im Winter und Frühjahr ist der Graben an der Landseite gewöhnlich trocken. — Sonst war es die Residenz der Landvögte; allein 1733 verlegte man diese nach Vivis, und Chillon wird seitdem als eine Gränzfestung betrachtet, die zwar nicht gar lange aushalten, aber immer gegen den ersten Anfall gut seyn würde. Ich höre, daß man fünfhundert Mann Besatzung hinein legen könne, und daß beständig eine gewisse Summe Geldes da sey, um in einem schnellen Nothfalle das Nöthige anzuschaffen.

Das Innere ist jezt schlecht genug; indessen ist es doch interessant, die altfränkische Größe zu

sehen, die sich da findet. So zeigt man z. B. einen ungeheuren Saal, indem ein Kamin ist, in welchem man allenfalls ganze Bäume verbrennen könnte, von so einer Riesengröße ist es. — Auch ist eine Mühle hier, die nicht durch Wasser oder Wind, sondern durch Menschenhand getrieben wird. — Die untern Gewölber sind wirklich in einem großen Stile; sie sind großentheils tiefer als die Oberfläche des Wassers, sind in Felsen gehauen und ruhen zum Theil auf steinernen Säulen. Auf dem Fußboden zeigt man noch die Aushölungen, die Bonnivard gemacht haben soll, indem er im Auf- und Abgehen seine Kette nach sich schleppte. Dieser Bonnivard war Abt zu Genf zur Zeit der Reformation, fiel in die Hände der Savoyarden, und wurde hier bis 1536. gefangen gehalten, da die Berner, als sie den Savoyarden das Schloß abnahmen, ihn frey sezten.

Von einem Thurme dieses Schlosses sahe ich ohngefähr den ganzen Weg von Clarens nach Villeneuve. Dies erinnrrte mich lebhaft an den schweren Traum, den St. Preux in der N. Heloise zu Villeneuve hatte, worauf ihn Lord Bomston des andern Tages nach Clarens zurückführte, wo St Preux nicht gewahr wurde, daß der See, den er gestern zur Rechten hatte, ihm heute zur linken war. — Auch die Mauer am

Schlosse Chillon ließ ich mir zeigen, von der Julie in den See sprang, um ihr Kind zu retten, welches in der Folge eine Ursache ihres Todes ward. Es ist unbeschreiblich, wie genau Roußeau in allen diesen Beschreibungen ist!

Es giebt eine Art von Vergnügen, das wir in Besichtigung von Gegenständen finden, die durch irgend einen großen Schriftsteller bekannt geworden sind: ein Vergnügen, das ich nicht eigentlich erklären kann, und das auch dennoch statt findet, wenn nicht wahre Geschichte, sondern ein Roman, eine bloße Erdichtung zum Grunde liegt. Mit welchem Antheile bin ich allen Scenen dieses Roußeauischen Romanes nachgegangen, und wie süsse ist mir jeder Winkel gewesen, den ich ausgespürt habe! Und diese Art von Vergnügen ist nicht nur mir eigen, ich habe es allgemein gefunden, d. h. bey allen, die nur das geringste Gefühl für Werke der Einbildungskraft haben. Sie werden mir es also verzeihen, daß ich Sie ohne Unterlas mit der neuen Heloise herumführe; haben doch alle Reisende das nämliche für die Claßischen Schriftsteller in Italien gethan. Und Roußeau ist wahrhaftig darum nicht schlechter, daß das Unglück wollte, daß er achtzehn hundert Jahre später geboren wurde, als die, die uns Beschreibungen von einem kothigen Fluße, von kleinen

unbedeutenden Quellen, und von Gegenden hinterlassen haben, die am Ende kaum so schön waren, als die am Genfersee.

Zwischen Chillon und Villeneuve öfnet sich das Land ein wenig; die hohen Berge zur linken Seite weichen etwas zurück, und lassen für einen sanften Abhang Raum, wovon ein Theil mit einem großen Kastanienwalde besezt ist, dessen Früchte immer so gut sind, als die feinsten und größten italienischen Kastanien. — Ich war lezthin in einem Landhause, das dicht unter diesem Walde liegt, und ich hatte so etwas von einem Gefühle von Weichheit und Wonne, so etwas, das die wärmern Gegenden von Italien und der Horizont von Neapel einflößen muß.

Villeneuve selbst ist ein kleiner, unbeträchtlicher Ort, der am eigentlichen Ende des Sees und am Anfange jener Ebene liegt, die sich zwischen den Berner und Walliser Alpen etliche Meilen weit erstreckt, Aigle, Roche, Bevieux, Bex ꝛc. in sich faßt und wegen ungesunder und fieberhafter Luft bekannt ist

Vivis den 6 Juny.

Die mehresten der hiesigen wohlhabenden Einwohner haben Landgüter, nicht wie man sie an andern Orten hat, als Landhäuser, in denen

man einen Theil des Sommers zubringt, sondern es sind gewöhnlich Ländereyen dabey, Weinberge, Wiesen ꝛc. je nachdem der Boden oder die Lage ist. Manche bauen und verwalten diese Güter selbst.

Die Häuser sind gewöhnlich einfach, aber niedlich. Uebrigens lebt man darinne gerade wie in der Stadt, kleidet sich, empfängt Gesellschaft, spielt wie in der Stadt. Da diese Häuser mehrentheils dicht an der Stadt sind, so geht man häufig hinaus, die Gesellschaft ist gewöhnlich etwas heiterer; man geht ein wenig spazieren, wenn die Hitze es zuläßt, und überall hat man aus den Zimmern die herrlichsten Aussichten. Ich habe viele höchst angenehme Abende auf diese Art zugebracht, und so wird jeder Fremde sagen, der mit diesen wirklich guten Leuten gelebt hat.

Offiziere aus dem Lande, die in fremden Diensten sind, Kaufleute und andere, die entweder außer dem Lande leben, oder sich ein ansehnliches Vermögen erworben haben, haben hier Güter, auf denen sie einen Theil des Sommers zubringen. Einige darunter sind Rittergüter, wie Blonay, das eine herrliche Lage hat, und Hauteville, ein weitläuftiges Gebäude, das man für dieses Land prächtig nennen kann; es gehört einer Lyoner Familie, die viele Gesellschaft anzieht,

und wo ich öfters zwanzig bis dreyßig Personen angetroffen habe.

Vivis den 8. Juni.

Folgendes auf das, was Sie mir von Heſſens Leben Jesu sagen. Daß dieses Buch in Sachsen von den Lutheranern für heterodox ausgeschrien werde, besinne ich mich vor sechs bis sieben Jahren gehört zu haben; in der Schweiz finden viele sie zu orthodox und viele kennen das Werk gar nicht. Ich habe es nie in einer Familie ge[illegible]nden, auch nie von Geistlichen es nennen hören, wie man sich denn überhaupt in der Schweiz wenig um theologische Bücher bekümmert, wenigstens die Ordnung von Menschen, mit denen ich am meisten gelebt habe. Sehr oft hab' ich leider! noch mehr als Gleichgültigkeit gegen die Religion gefunden; und nun vollends in Pays de Vaud, wo eben so viel Unglaube herrscht, als auf der andern Seite des Sees Aberglaube. Uebrigens sage ich Ihnen von der Geschichte dieses Buchs in der Schweiz, wo es entstanden ist, nichts neues. Sie werden vielmehr das alte tout comme ailleurs ausrufen. O daß die Menschen aller Himmelsstriche in gewissen Dingen einander so gleich sind!

Ich will Ihnen geschwind noch einen Pendant geben. Nie hab ich weniger vom Tissot reden hören als zu Lausanne. Unsere Landsleute, Nachbarn, Schwäger, Vettern u. s. w. haben oft recht, und der, der in der Ferne bewundert wird, sollte nicht immer über Undank schreyen, weil die Leutgen um ihn herum nicht immer das nämliche thun. Die ganze Ehrenzunft, die ich so eben genennt habe, sondert den Menschen vom Gelehrten ab, unterscheidet zwischen dem Gatten, dem Freunde, dem Nachbar, dem geselligen Menschen — und — zwischen dem berühmten Manne: und sie hat recht. Das Gold, das wir von weitem in der Sonne sehen, glänzt, und wir unterscheiden nicht die unlautern Theile.

Ganz anders ist das in der Nähe! Und so kämen wir denn auf eine alte Wahrheit, daß wir alle Menschen sind, daß die größten ihre Mängel und oft so viel kleine, schwache Seiten haben, daß wir, wenn wir das Ding in der Nähe besehen, mit Vertrauen in uns selbst hinzutreten und oft mit jenem Maler ausrufen; Che io sono pittore!

Und glücklich, wenn man nur immer noch das sagen kann! Aber wie sinkt man von oben herab, wenn man so manchen schönen Geist, der sich bey manchen guten Leuten einen Namen gemacht, durch den wir uns öfters durch Ueberraschung haben blenden, oder weil wir nicht ge-

nug untersucht haben, uns auf einen Augenblick mit dem Strome fortreißen lassen — wenn wir nun das Ding in der Nähe sehen und à hauteur d' appui finden! oder wenn wir gar Lust kriegen, uns wirklich darauf zu stützen. Ach! diese Allgemeinheit, dieses genaue Besehen so vieler Sachen — Lieber! was kostet das einem nicht, und wie sehr sinkt das Menschengeschlecht im Ganzen herab! — —

Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein Freund, das, was ich hier im Allgemeinen sage, auf ein Individuum anzuwenden! Nehmen Sie es blos für das, was es ist, Ausdruck eines Gefühls, das mich schon oft verfolgt und gequält hat, das sich ohne Unterlaß erneuert, und über das ich mich immer weitläuftig auslasse, so oft sich auch nur die entfernteste Gelegenheit dazu zeigt.

Wieder auf Herrn Tissot zurückzukommen, so ist sein Ruf zu Lausanne und hierherum nichts weniger als allgemein; er verfehlt, so wie andre Aerzte, manche Kuren, und in gewissen ist er sehr wenig glücklich. Im Umgang ist er kalt, im heitern gesellschaftlichen Zirkel, bey Spiel und kleinen Belustigungen äußerst ernsthaft, und bey den mehresten Kranken strenger Diktator und wenig tröstend. Er ist äußerst kalt und gleichgültig gegen Kranke, die er weiter nicht kennt, kurz und abgebrochen in seinen Ant-

worten, und verweigert sehr oft jede Art von Erklärung.

Was ich Ihnen von seinem Charakter als Arzt schreibe, habe ich blos aus der gemeinen Sage, nicht aus eigner Erfahrung. Ich muß Ihnen also auch das schreiben, was die von ihm sagen, die ihn vorzüglich kennen und seit langer Zeit mit ihm in Verbindung stehen. Er ist, wenn er für eine Person eine Zuneigung gefaßt hat, ein treuer Freund, nicht nur als Arzt, sondern er nimmt an allem, was diese Person angeht, thätigen Antheil. Als Arzt spart er dann keine Mühe, keine Beschwerde; und dringt in das geringste Detail, ohne weitere Rücksicht auf Interesse.

Den 10. Jun.

Ich will Ihnen etwas von einer kleinen Reise in die Berner Salzwerke und bis Pissevache, von der ich gestern zurück gekommen bin, erzählen.

Ueber Aelen (Aigle) und Bex kamen wir in einem kleinen Hause an, neben welchem der Eingang in die sogenannten Souterrains ist. Diese sind, was man in den deutschen Bergwerken Stollen nennt. Ein Mann von mehr als gewöhnlicher Länge kann aufrecht darin gehen und

zwey gegen einander kommende Personen können einander ausweichen. Ganz vorne, wo Erde mit dem Felsen gemischt ist, sind sie gemauert, alles übrige ist in reinen Felsen gehauen. Man giebt dreytausend Schuhe für ihre Länge an.

An der Seite gehen durch den ganzen Stollen, zwey über einander liegende Röhren, in denen zwey verschiedene Quellen heraus und von da nach Bevieux geleitet werden.

Man entdeckt verschiedene angefangene Seitengänge, die mehr oder weniger lang sind und die man hat müssen liegen lassen, weil entweder der Felsen zu viel Schwefeltheile enthielt, so daß die Arbeiter es nicht aushalten konnten, oder aus andern Ursachen. Auch kommt man an einen Ort, wo der unterirdische Gang viel höher ist als an andern Orten; man ließ nämlich anfangs, um das Werk zu fördern, Arbeiter an zwey verschiedenen Orten einbrechen und fortarbeiten, bis sie sich begegneten. — Weiter hin kommt man in einen großen neun Schuh hohen und ganz in Felsen gehauenen Saal, welcher an zwey einander entgegengesezten Orten einen Eingang hat. Man braucht diesen Saal, das Salzwasser dort aufzubehalten, damit, wenn man nicht alles gleich verarbeiten könnte, die Arbeiten an der Quelle doch immer fortgingen. —

An einem andern Orte geht man über viele sehr schön in Stein gehauene Stufen in eine ansehnliche Tiefe hinab, welche der Baron von Bösen einst hauen ließ, die man aber nachher nicht fortsezte, weil sich dort nichts fand.

Endlich kommt man an eine ansehnliche viereckigte Grube, in deren Tiefe die Quellen sind, welche man vermittelst eines großen darüber angebrachten Rads herauspumpt. Dieses Rad wird durch süßes Wasser getrieben, welches durch einen besonders dazu gemachten Weg eingeleitet wird. Dort geht eine perpendikulare Oefnung, durch die man behauptet die Sterne am hohen Tage sehen zu können. Noch immer legt man die Quellen durch Graben tiefer, weil man glaubt, an etwas Ergiebigeres zu kommen.

Ob man schon einen Arbeiter für sechs Stunden nicht viel über sechs Batzen bezahlt, so muß doch dieses Werk, das an Schönheit vielleicht das einzige in seiner Art ist, unendlich viel gekostet haben, und ich glaube willig, was mir viele Leute versichert haben, daß der Stand Bern regelmässig alle Jahre auf diese Salzwerke verliert. — Der Preiß des Salzes ist im ganzen Cantone festgesezt, und der Stand hat sich anheischig gemacht, es dem Lande unveränderlich um den nämlichen Preiß zu lassen. Da das Salz, welches zu Bevieux gemacht wird, bey weitem für den Canton

nicht zureicht, so zieht der Stand das übrige aus Frankreich, für einen geringen Preiß, der durch Verträge festgesezt ist. — Ob es nun Stolz oder Ehrgeiz ist, ein großes Werk, auf das man ungeheure Kosten verwandt hat, nicht wieder aufzugeben; oder ob der Stand durch das aus Frankreich eingeführte Salz seinen Verlust wieder gut macht, mag ein anderer untersuchen. Im Ganzen zeigt dieses Werk viele Versuche, die hoch zu stehen kamen und fruchtlos abliefen. Man hat vorzüglich ansehnliche Summen durch Projektmacher verloren, die dem Stande schmeichelten, weit ergiebigere Quellen zu finden, als die gegenwärtigen sind. Man grub also mit großen Kosten immer tiefer, allein am Ende war zu befürchten, daß, wenn man noch tiefer ginge, die Quelle gar versiegen würde.

Weiter unten am Wege sah ich noch einen andern Stollen, über dessen Eingange eine französische Aufschrift ist; ich bin aber nicht hineingekommen.

Gewöhnlich geht man auf einer andern Seite als die, auf der man gekommen ist, nach Bevieux, um die Verarbeitung der Sole zu sehen; wir gingen aber den Weg, den wir gekommen, wieder zurück.

Den folgenden Tag fuhr ich von Bex nach Bevieux, eine kleine halbe Stunde davon, durch

ein Thal, als reizender, romantischer und mahlerischer ich vielleicht nie eins gesehen. Erst der ansehnliche Flecken Bex, ländliche, malerische Bauerhütten, fruchtbare mit Bäumen reichlich besezte Wiesen, durch deren Mitte ein ansehnlicher Bach läuft, das Schloß eines Chevalier von Roverea, (der hier Aufseher der Salzwerke ist, und von dem man einen Erlaubnißschein erhalten kann, wenn man keinen vom Gouverneur zu La Roche gebracht) und Hügel auf beiden Seiten und Berge machen das Gemälde bis zu den Salzwerken, welche an sich selbst Stoff zu verschiedenen kleinen Zeichnungen gäben.

Ich sah zuerst die Salzpfannen, welche von Eisenplatten sind, und in welchen die vorher gradirte Sole so lange gekocht wird, bis das süße Wasser ausdünstet und die Salztheile auf dem Boden liegen bleiben. Mit einer eisernen durchlöcherten Schaufel wird das Salz ausgeschöpft und in Kübel gethan, welche unten durchlöchert sind; man stellt sie auf Balken, welche über die Pfannen gezogen sind und durch die Löcher, welche unten angebracht sind, läuft das Wasser, das noch im Salze befindlich ist, wieder in die Pfanne.

Wenn es nun getrocknet ist, wird es im Magazine aufbewahret, welches zwey Abtheilungen hat; das, was auf der einen Seite aufgeschüttet ist, wird verkauft, während daß man auf der andern frisch aufschüttet und so umgekehrt.

Dann kam ich an das größere Gradirhaus. Die Quellen werden vom Berge dahin geleitet und etwa zwölf Schuhe in die Höhe gepumpt. Zwey Kanäle, aus denen die Sole durch eine Menge kleiner Röhrchen ausläuft, gehen über zwey Schichten von Gestrippe, durch welche die Sole sich hindurch sickert und einen großen Theil seines süßen Wassers, so wie auch der schlechten Salztheile verliert. Die Pumpe wird durch ein Rad getrieben, welches ein Deutscher, der Baron von Bösen, in der Tiefe an einem fließenden Wasser anbringen ließ, und welches zugleich auch die Pumpe eines andern auf dem entgegengesezten Hügel stehenden Gradirhauses treibt.

Nicht weit von den beiden Gradirhäusern steht ein neues mit vielen Kosten gebautes Haus, in welchem man das gradirte Salzwasser aufzubehalten dachte; allein die Pfanne war schlecht gemacht, etliche hundert Zentner Salz gingen verloren, und das ganze Gebäude ist jezt unnütz.

In einigen Tagen werde ich eine weitere und in manchem Betracht merkwürdige Reise über die Gemmi ins Leukerbad und durch Wallis wieder zurück machen. Leben Sie wohl.

Ende des zweiten Theils.

Inhalt des zweiten Theils.

Im Jahre 1778.

Lucern, den 27. Jul. S. 3. Reise von Basel bis Lucern: Olten — Aatburg, einzige Festung in der Schweiz und wichtiger Paß — Micheli du Crest — Zoffingen, durch seine Fabriken wohlhabend — Sursee — Mariazell — Sempach: See — Schlachtfeld und Kirche — Lucern: seine ähnliche Lage mit Zürich — See, bedeckte Brücken über die Reuß — Keine ansehnliche Gebäude, eine alte Kirche und ein Jesuitercollegium ausgenommen — Merkwürdigkeiten im Zeughaus: Seil und Helm. — Generalpfeifer und sein Werk.

Brunnen im Canton Schweiz, den 28. Jul. S. 14. Reise von Luceen bis Brunnen: Gersau, die kleinste Republik in der Welt.

Am Steg, den 29. Jul. S. 17. Demokratisch hoher Ton derer von Canton Schweiz und Uri — Reise von Brunnen bis am Steg: Willhelm Tells Capelle und ihre Heiligkeit — Altorf, schön und wohlhabend; — Thürnli; — Steiler Bannerberg; — Wildheit der Gegend — Ort für die jährliche Landsgemeinde — die Schächen und ihr Wasserfall — Von Lucern aus geht kein Wagen mehr — Am Steg — Gemsjäger.

Airolo, im Liviner Thal, S. 23. Reise vom Steg über den Gotthardt nach Airolo — Vom Steg

an schon Fuß des Gotthardts — die Reuß, beständige Begleiterin der Reisenden — Wasserfälle — Von Waßen bis in das Urseren-Thal ist der merkwürdigste Strich des ganzen Weges: von Altorf bis Waßen ein einziges langes Thal, wenig fruchtbar und bewohnt; hinter diesem eine schaudervolle Einöde — Die Schellinen, fast noch wilder — Brücken — Einzelne Hütten — Wasserfälle — Gemauerte und in Felsen gehauene Straße; Abgründe an beiden Seiten u. s. w. (Abgerichtete Pferde) — Teufelsbrücke — Urnerloch — Kontrast der verlaßnen Gegend und des Urseren-Thals.

Bellinzona, S. 35. Urseren-Thal (Hospital) fast eine eigene Republik; Thalamman — Nahrung der Thalleute: Käse, Gems- und Murmelthier — Von Hospital, eigentlichem Fuß des Gotthardts, bis dahin ist ein trauriges Einerley — Kapuzinerkloster — Kälte in dieser Gegend — Quellen der Reuß, des Teßins, des Rhodans und der Aar aus Bergen, die eine gemeinschaftliche Basis haben — Fünf kleine Seen auf dem Gotthardt — Kloster, die Gränze der deutschen und italienischen Seite und beider Sprachen.

Mailand, den 4. Aug. S. 43. Weg vom Kapuzinerkloster durch das Livinerthal bis Airolo sehr steil herab, unfruchtbar und traurig. (Lebhaftigkeit dieser Straße im Sommer) — Armuth der Einwohner des Livinerthals — Weg von Giornico bis Bellinzona, eben, das Land arm und trocken — Bellinzona: Italiens milderer

Boden und Schönheit der Gegend umher — Locarno — Lugano.

Eingeschalteter Brief über die italienische Schweiz.

Basel, S. 48. Die italienische Schweiz ist von den Reisebeschreibern ganz vernachläßigt — Sieben Landvogteyen jenseits der Alpen (Ehnetbürgische Landvogteyen) — Valle di Blegno, Riviera und Bellinzona stehen unter Uri, Schweiz und Unterwalden — Bittere Armuth dieses Volks — die Mannspersonen wandern im Sommer aus — Härte der demokratischen Regierungsart und der Landvögte — die vier übrigen Landvogteyen, Lugano, Locarno, Val Maggia und Mendrisis gehören den zwölf Cantonen, Appenzell ausgenommen — Jährliches Syndicat — Ein Theil dieser vier Landvogteyen liegt in einem milden und reizenden Lande — Das Volk ist sinnreich in mechanischen Künsten — Unerträgliche Hitze in den Thälern und Mangel am Wasser — Religion der italienischen Schweiz ist katholisch.

* * *

Mailand, den 8. Aug. S. 57. Gerneto, Landsitz des Grafen von Mellerio: Pracht ohne Geschmack und Natur — Landhaus des Kardinals Durini — Eiserne Krone in der Kirche Johannis des Täufers — (Unwissenheit der Geistchen.)

—— den 9. Aug. S. 61. Fortsetzung der Reisebeschreibung von Lugano bis Mailand: Como,

seine ängstliche Lage — Bischöfliche Kirche von weißem, unpolirtem Marmor — Mit Como hören alle Berge auf.

Mailand, den 10. Aug. S. 63. Neues Opernhaus und Einweihung desselben — Lage der Stadt und Aussicht vom Dom.

—— S. 67. Der Dom: Interessen eines Capitals bis zu seiner Vollendung — ist fast in allen Stilen der Architektur gebaut und kein Ganzes — Des heiligen Karls Kapelle — Das Innere des Doms gleicht einem Marktplatze.

—— S. 70. Zahlreiche öffentliche und privat-Gemäldesammlungen: Die zahlreichste ist die Sammlung des Grafen Firmian. (Knoller, sein Maler. — Einige lebende Künstler, Londonico, Franchi, Traballesi.) — Gemäldesammlung der Ambrosianischen Bibliothek ist die ausgesuchteste. — Die Häuser der Großen stehen jedem Fremden offen: Pracht ohne Geschmack in den meisten dieser Häuser und Unreinlichkeit. — Palast des Fürsten Belgioso macht eine Ausnahme — Casa Borromea, alt fränkisch und rostig; Motto: humilitas.

—— S. 75. Große Hitze. — Il Corso, ein Spatzierplatz — Vauxhall — Neuer Erzherzoglicher Palast im antiken Style — 61 Pfarrkirchen, unter welchen Maria di St. Celso die schönste ist. — Kirche des heiligen Alexander voll Pracht und Reichthum. (Lapis Lazuli): — Ambrosianische Stiftungen: Musik, Bibliothek, Gemäldesammlung, Kirche, (Großes Thor) — Prachtliebe des Adels, der

immer mehr in Verfall geräth — Bevölkerung der Stadt 130, bis 140,000. — Regel für Reisende.

Isola Superiore den 11. Aug. S. 85. Abreise von Mailand über Castellazo (Villa des Grafen von Arconate:) Sesto — Arona, Geburtsort des heiligen Borromeo; (dessen Statue von Bronze:) — Lago Maggiore — Isola Superiore (klein und ohne Grün)

Bellinzona den 13 Aug. S. 89. Die Borromeische Inseln: Isola bella: Alter geschmackloser Palast – Garten, durch fünf Terrassen erhöht. Kunst ohne Natur — die Einwohner sind Bettler.

Am Platifer im Liviner Thal. S. 93. Zollhaus — Steile und ganz nackte Felsen; in Felsen gehauener Weg (mehr als Teufelsbrücke.) Nachtrag: Isola madre — die Natur ist durch die Kunst nicht verdrängt — Lago Maggiore mit seinen Ufern, Aussichten u. s. w.

Airolo, am Fuß des Gotthards. S. 98. Vorsatz, über den weniger bekannten Paß und die Liviner Alpen nach Oberwallis zu gehen — Gegend unter Airolo malerisch und romantisch — Stalvetro.

Obergestelen in Oberwallis. S. 100. Weg von Airolo bis Obergestelen, anfangs noch menschlich, und einige wenige kleine Dörfer — Mit à l' aqua (elendes Haus) hören alle Spuren menschlicher Hand bis auf sieben Stunden weit auf. — Unbetretener Weg durch unförm.

liche und öde Felsenmassen — Nufenen, höchste Höhe des Weges — Eine Sennhütte — Loch (Dorf und Gegend.)

Spital, auf dem Grimselberg, den 18. Aug. S. 105. Spital, ein kleines Wirthshaus.

—— den 19. Aug. S. 106. Weg von Obergestelen bis Spital: Furka- oder Rhonen-Gletscher — Quelle der Rhone. — Der Verf. ersteigt noch eine höhere Spitze der Furka, als die, worauf das Kreuz steht. — Große und erhabene Aussicht von da herab in das Walliser Land.

Meiringen im Oberhaßli, den 20. Aug. S. 110. Das besungene und gerühmte Haßlithal: Seine Schönheit und Unverdorbenheit — Meiringen, der Hauptort — Kontrast der Gegend mit der verlaßenen — Nachtrag: Obergestelen wegen der vier verschiedenen Päße merkwürdig — Elender Zustand und Nahrung der Leute — Der steile Grimsel — Spital, eine schlechte Hütte — Spitalmeister der Haßler, Senne u. s. w. — Diese Gegend gehört zum Mittelpunkte der höchsten europäischen Gebirge — Das Eisthal (Zunehmen des Eises der Alpen.) — Ursprung der Aar am Zinkenstock — Krystallgrube — Weg vom Spitale bis Guthdannen, anfangs durch steile und unfruchtbare Felsen (hängende Gallerie) — Schneelauinen — Von Guthdannen aus wird das Land zahmer und fruchtbarer — Das Thal im Boden, ergiebige, wohlthätige Natur und fleißige Menschenhand.

Meiringen den 21 Aug. S. 125. Leben und Regheit in der Natur dieser Gegend — Der Reichenbach (drey Wasserfälle) Kleines Thal, aus dem die Aar kommt, war sonst ein See, wie mehrere Thäler in der Schweiz — Wohlstand der Einwohner zu Meiringen und des Haßlilandes überhaupt — Freyheiten dieses Landes — Schöne Gestalt, Wuchs und Stolz der Männer — Die Tracht entstellt die Weibspersonen — Art, die Ehen zu schließen — Gutes Wirthshaus zu M. — Schwingen, eine athletische Uebung der Mannspersonen.

Im Grindelwald, den 23. Aug. S. 136. Der berühmteste Strich der Alpen; Ursachen davon — Weg von Meiringen über den Scheidel steil und wild und durch ein langes Thal (Drey Eisberge oder Gletscher) — Hölzerne Hütten in diesem Thale, den Sommer über von Sennen bewohnt — Grindelwald, ein fünf Stunden langes Thal mit einzelnen, zerstreut liegenden Häusern.

— den 24. Aug. S. 141. Kontrast der fruchtbaren Wiesen neben dem Eise — Die Gletscher — Das Eismeer — Das Wetterhorn — Wirthshäuser in diesen Thälern bey den Pfarrern — Höflichkeit und Gefälligkeit der Leute — Die Schweizer übertheuern die Fremden — Art der Landleute, ihre Ahnen durch Käse zu beweisen.

Lauterbrunnen, den 26. Aug. S. 148. Lauterbrunnen — Das Thal Lauterbrunnen — Staub- oder Pletschbach — (Aberlis Aussich-

ten) — Die Jungfrau, der schönste Schneeberg — Bergkette von Grimsel bis ins Walliserland — Unrichtige Angabe der Lage der Berge und Orte auf den Karten — Schreckhorn.

Unterseen, den 27. Aug. S. 152. Schönheit, Fruchtbarkeit und lachende Natur der Ebene, in welcher Unterseen liegt — Ebener Weg aus dem Grindelwald bis Unterseen — Die Gletscher zu Lauterbrunnen sind größer und interessanter als die im Grindelwalde — Chorbalmhöle.

Bern, den 29. Aug. S. 156. Thunersee (Die Schiffahrt auf den Schweizerseen ist gefährlich; Ursachen davon) Beatenhöle — Reizende Lage von Thun — Bern: Heiterkeit, Ordnung, Wohlstand ꝛc. in der Gegend umher und im Innern der Stadt — Erhabene Simplicität in den öffentlichen Gebäuden — Die Aar verschönert die Gegend umher — Zeughaus — Ableitung des Namens Bern von Bären; Wappen — Glückliche Civil-Lage der Berner Bürger — Schwierigkeit, das Bürgerrecht zu erlangen — Stolz der Berner — Fortschritt in der Verfeinerung der Sitten, der Galanterie und Intrigue — Bern ist mehr eine militärische als handelnde Republik — Haller — Künstler: Aberli; Freudenberg; Hausmann; Merikofer; Dunker; Wocher, Vater und Sohn; Sonnenfels; Wolf; — Polizey ist vortreflich — Besondere Art von Verbannung — Zusammenkünfte und Berathschlagungen einiger Familien über

das Wohl ihrer Familien (auch in den übrigen Schweizerrepubliken) — Folgen davon: Familienhaß und schlechtere Geschichte der neuern Zeiten (Anderer Anstoß des Geschichtschreibers in den Republiken) — Hallers Buch über die Geschichte Willhelm Tells.

Langnau, im Septemb. S. 189. Weg und Gegend von Bern nach Langnau — Dorf Langnau, berühmt durch den Schweizer-Doctor, Michel Schuppach — Nachricht von diesem Manne.

Basel, den 22. Septemb. S. 198. Nachtrag: Das Emmethal durch seine Käse und Pferde und Leinwand berühmt — Wiedertäufer und Pumphößler — Dorf Kirchberg, reich und wohlhabend — Solothurn von heiterm und reinlichem Ansehen — Stadtmauern von wildem Marmor — Hauptkirche, das beste neue Gebäude in der Schweiz ꝛc. — Residenz des französischen Gesandten — Der Canton ist unter den katholischen der wohlhabendste und unter allen Cantonen am meisten bevölkert — Hoher Paß über den Jura nach Basel.

—— den 1. Octob. S. 203. Glückliches wohlhabendes, aufgeklärtes Land des Markgrafen von Baden — Schönheit und vortheilhafte Kleidung der Frauenzimmer — Badenweiler.

—— November. S. 205. Schweizerdeutsch — Ist wahrscheinlich das Altsächsische — Aehnlichkeit mit dem Englischen.

Rheinfelden, den 24. Novemb. S. 213. Ursachen der geringen Bevölkerung von Basel: Die seltenen und höchst eingeschränkten Aufnahmen neuer Bürger, und die harten Gesetze, unter denen die Nichtbürger stehen.

Basel, December. S. 218. Ueber den gesellschaftlichen Ton zu Basel: Trennung der beiden Geschlechter — Ernst und Ceremoniel der Alten — Frauenzimmer, äußerst zurückhaltend gegen Fremde — Sie sind im Ganzen genommen artig — Ihre Tracht und Erziehung.

—— den 28. Decemb. S. 223. Die Basler Uhr, die um eine Stunde früher geht, wird zurück gestellt.

Im Jahre 1779.

Basel, den 11. Januar. S. 226. Die alte Uhr wird wieder hergestellt.

—— im Februar. S. 227. Reichthum der Basler — Die Hauptquellen davon sind der Handel und die Bandfabriken — Einige Nachricht von diesen leztern — Indienne- Seiden- Woll- und Papier-Fabriken.

—— im Febr. S. 231. Liebhaberey zu Gemälde- Kupferstich- Zeichnung- und Naturaliensammlungen — Familie der Bernoulli — Maupertuis.

Basel, den 19. Febr. S. 233. Schmidtbauers Harmonika und seiner Tochter Spiel auf diesem Instrumente.

—— den 19. März. S. 235. Von den Handwerkern zu Basel und ihrer Erziehung. (z. B. von einem Fleischer und Becker) — Gefühl ihres eigenen Werths.

—— im März. S. 237. Titelsucht der Schweizer, besonders zu Basel.

—— im May. S. 239. Brückners Naturalien-Kabinet — Sein Buch über Basel.

—— den 16. May. S. 240. Malerische Aussicht von einem Berge, nahe bey Basel. rc.

Auf einer Alpe den 14. Jun. S. 243. Aufenthalt auf einer Alpe oder Sennhof — Sennenleben.

—— den 15. Jun. S. 246. Fortsetzung.

—— den 17. Jun. S. 247. Fortsetzung.

—— den 20. Jun. S. 250. Fortsetzung.

—— den 22. Jun. S. 253. Fortsetzung.

Basel, den 25. Jun. S. 255. Aufnahme der deutschen Litteratur in Basel — Noch mehr in Zürich.

—— den 19. Juli, S. 257. Alterthümer des alten Augusta Rauracorum: Wasserleitung rc.

Burg, den 12. Aug. S. 262. Burg, ein Bad — Menge von Bädern in der Gegend um Basel, —

Gewohnheit der Basler, in diese Bäder zu ziehen.

Burg, den 23. Aug. S. 262. Schloß Burg — Der Einsiedler — Besuch in einem Franziskanerkloster.

Basel, den 6. Oktob. S. 267. Weinlese — Abschied von Basel.

Vivis oder Vevay, den 19. Decembr. S. 270. Reise von Basel nach Vivis: Murten — Seine reizende Lage am See; Beinhaus — Avenche oder Wifflisburg, die römische Pflanzstadt Aventicum — Rest von Alterthümern; Mosaik — der kleine Jura — la Vaud oder die Wadt. — Hospitalität der Einwohner von Vivis.

— den 30. Decembr. S. 277. Milde des Wetters in der Schweiz, besonders am Genfersee — Natürliche Lage der Gegend (wie ein Kessel) und Aussichten ringsumher — Marktschiffe auf dem See — Brandoin, ein Zeichner, vorzüglich in der Landschaft — Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache.

Im Jahr 1780.

Vivis, den 13. Jan. S. 283. Französisches Patois der Landleute — ist der Musik fähig.

— den 19. Jan. S. 285. Frauenzimmerpensionen im Pays de Vaud.

Vivis den 22. Jan. S. 287. La Tour — Egmond Ludlow, einer von Karl I. Blutrichtern.

—— den 29. Jan. S. 285. Gelindigkeit des Winters.

—— den 11. Febr. S. 291. Gesellschaftston zu Lausanne ist größer, höher und vornehmer, als in irgend einer Schweizerstadt — Unterschied in der Lebensart zwischen Vivis und Lausanne.

—— den 16. Febr. S. 294. Abriß der Lebensart, des Tons und der Sitten zu Vevay — Drey Klassen von Gesellschaften, die sich nicht leicht mit einander vermischen — Charakter der Einwohner — Wohlstand ohne großen Reichthum — Bälle — Mangel an Mannspersonen zu Vivis und im ganzen Berner Gebiet: Ursache davon — Die Frauenzimmer sind angenehmer und unterhaltender, als in der deutschen Schweiz.

—— den 28. März, S. 301. Ursachen der geselligen Tugenden zu Vivis.

—— den 8. April, S. 303. Gedanken und Empfindungen über das Gefühl leidender Lieben, Theilnehmung und Glückseligkeit.

—— den 12. April, S. 307. Gedanken über die Entfernung von Freunden, und Folgen, die mit dieser Entfernung verbunden sind.

—— den 9. May, S. 309. Des Verfassers Wanderungen nach Clarens, Chatelar, Chillon, Montru :c. — Wassergrotte.

Vivis den 13. May, S. 314. Malerische Beschreibung einer reizenden und mannichfaltigen Aussicht am Genfersee, von einer Terrasse herab.

—— den 17. May, S. 316. Reise nach dem Lac de Près — Ursachen der weiten und ungetrübten Aussichten in der Schweiz.

—— den 25. May, S. 318. Militärverfassung des Berner französischen Gebiets.

—— den 3. Jun. S. 319. Das Baden im See.

—— den 5. Jun. S. 321. Schloß oder Fort Chillon — Vergnügen, mit Rousseaus Heloise zu wandern — Villeneuve, klein und unbeträchtlich.

—— den 6. Jun. S. 324. Landleben der Einwohner von Vivis.

—— den 8. Jun. S. 326. Urtheil der Schweizer über Heßens Leben Jesu und Geringschätzung gegen dieses Buch — Gleichgültigkeit gegen die Religion in Pays de Vaud — Tissot ist in seinem Vaterlande nicht der berühmte Mann, wie auswärts — Gedanken über das ähnliche Schicksal anderer großer Männer.

—— den 10. Jun. S. 329. Nachricht von den Berner Salzwerken zu Bevieux. — Ankündigung einer Reise über die Gemmi ins Leukerbad und Wallis.

Verbesserungen.

S. 161. Z. 2. von unten statt schon lies schön.
— 162. ‑ 1. von oben statt Platteform lies Plate‑form.
— 173. ‑ 4. von oben statt Gewäsche lies Gemische.
— — ‑ 12. von unten statt Chevaiier lies Chevaliers.
— 174. ‑ 11. von unten statt Deuker lies Dunker.
— 177. ‑ 5. von unten statt Marikofer lies Meri‑kofer.
— 183. ‑ 5. von oben nach auf lies den.
— 184. ‑ 10. von oben statt in lies bey.
— 188. ‑ 1. von unten statt Rotschild lies Roschild.
— 214. ‑ 11. von unten statt egoischer lies egoistischer.
— 215. ‑ 11. von unten nach die lies Gegenden des.
— 235. ‑ 2. von oben statt gewöhnlich lies möglich.
— 283. ‑ 13. von oben statt 1779 lies 1780.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küttner, Carl Gottlob,

Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig

Bd.: 2. (1785). - 348 S.

Leipzig 1785

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5481 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248766-2
VD18 1546556X-001